

## Die Alte

Wanderer, die entlang der Schlucht auf dem oberen Fußweg den Wald durchschritten, sahen die Hütte kaum, die unten auf dem stotzigen Wiesenbord lag. Vielleicht im Sommer schien die Sonne zur Mittagszeit auf das Pflanzstück, in dem die alte Frau harkte. Sie warf das Unkraut auf einen Haufen neben dem verlotterten Zaun, sie arbeitete langsam, hie und da erklang das Klirren eines Steins. Der Bach war nicht zu hören, er führte wenig Wasser, es versickerte in den Mulden unter den Strünken. Verhangene Düsterei eines Apriltages lag in der Schlucht, die Erde schien gestorben, noch letzte Woche war Schnee gelegen. Die Alte stützte sich auf die Harke und stand unbeweglich. An einem der kleinen Fenster der Hütte saß der Sohn der Alten. Er legte eine Reihe Fadenspulen auf den Fenstersims, öffnete das Fenster, legte die Reihe auf den äußeren Sims, ein paar der Spulen rutschten ab. Er stieß seinen Schrei aus, den Schrei eines ausgestorbenen Tieres, die alte Frau schaute auf. Sie kam zur Hauswand, bückte sich, legte die Spulen sorgsam auf die schiefe Holzleiste zurück. Sie blickte ihren Sohn an und lächelte. Man hätte kaum sagen können, wie alt er war, ein mittelgroßer Mann mit einem dichten schwarzen Haarschopf, der große Ohren bedeckte, seine Augen wässrigblau, er hatte schlechte, etwas vorstehende Zähne, und er war nackt. Die alte Frau versuchte das Fenster zuzuschieben, dem Sohn rann der Geifer über das Kinn, er

schob das Fenster von neuem auf, er legte die Fadenspulen in eine andere Reihenfolge, die Alte hatte sie ihm angemalt, zuerst die blauen, dann die grünen. Die Alte lächelte, sie strich mit ihrer rauhen Hand über die feine des Sohnes. Sie ging zu ihrer Erdarbeit zurück. Der Sohn hatte nie lächeln gelernt. Angestrengt schaute er seiner Mutter nach. Mit schwankenden Schritten, als wäre es das erste Mal, kam er ins Freie heraus. Seine Haut leuchtete gelblichweiß vor der schwarzen Hütte, in der Natur, die noch kein Grün hervorgebracht, hatte sein Körper die Form eines Riesensäuglings, rundlich, muskellos, seine großen nackten Füße wühlten in der geharkten Erde. Die Alte sah mit Vogelaugen rasch um sich, ihr Blick streifte die Abhänge neben der Hütte, blieb eine Weile oben an der stacheligen Linie der Bäume hängen, dann ergriff sie die Hand des Sohnes und ging mit ihm zurück in die Hütte. Sie verriegelte die Tür, und wiederum lag die Schlucht still, weltabgeschieden da. Ein paar Krähen zogen über sie weg, eine Ratte pfeilte aus dem Loch neben der Abortgrube unter das Geröll, das letzten Winter mit einem Erderschlag den Abhang herunter gekommen war.

Innen in der Hütte aßen die Alte und ihr Sohn, die Alte schob ihm die Kartoffelstücke in den Mund, der Mann klammerte sich an den Holztisch, ein Speichelfaden rann ihm übers Kinn, immer wieder sorgfältig weggewischt von der Alten, die ihn unaufhörlich beobachtete, als käme er erst aus ihrem Leib. Nach einiger Zeit grunzte der Sohn zufrieden und legte die Hände auf den nackten Bauch, er trug jetzt ein loses Tüchlein an einem Gummiband über seiner

Blöße, das einzige, was er ertrug. Alles andere hatte er seit Jahren weggerissen, mit Dreifach-Genähtem hatte es die Frau versucht, in zäher Arbeit hatte der Mann mit Fingernägeln und Zähnen die Kleider aufgetrennt und sie sich vom Leibe gezerrt, bis die Alte es aufgegeben und ihm seine Nacktheit gewährt hatte. Nur nachts, wenn der Sohn neben der Mutter lag, in der Kammer neben der Stube, duldete er ein Leintuch und eine Decke über sich. Sie mußte ihm die Hand halten, bis er einschlief, zusammengerollt, und wenn seine Schnarchtöne zu ihr herüberrollten, zog sie sachte die Hand zurück und legte sich aufatmend in ihrem hohen Bett zurecht. Der Schnee trieb vor den Fenstern, der Frühlingsföhn rüttelte an den Schindeln, in den Herbstnächten fielen die Eicheln, in die dunkle Schlucht stieß der Mond, die Alte hielt die Kammerfenster geschlossen. Wenn der Mann tief schlief, hörte er zu schnarchen auf, die Stille der Nächte war wie die Stille um eine Höhle, in der ein geächteter Fuchs sich verborgen hielt.

Wenn sie ihn gut gefüttert hatte, schlief der Sohn gut. Schlief er manchmal auch tagsüber, dann ließ die Alte die Fensterläden herunter, verschloß die Türen und eilte mit einem Tragkorb auf dem Rücken durch die Schlucht hinauf ins Dorf. In einer Weberei lieferte sie Heimarbeit ab, Beigen von Hand- und Gesichtstüchern, denen sie die Säume genäht hatte. Sie kaufte hastig Lebensmittel ein, stopfte sie in den Korb. Wenn sie an den Rand der Schlucht zurückkam, auf die Hütte hinunterblickte, die Stille wie ein Mantel über sie niederfiel, legte sie ihre Unruhe. Langsam schritt sie den schmalen, gewundenen Pfad hinunter, blieb

stehen, horchte, ging ums Haus, fand alles in Ordnung, öffnete, weckte den Sohn, kochte ein unübliches, reicheres Mahl auf dem Holzherd. Während der Mann zufrieden grunzend, die Finger gespreizt, am Feuer hockte, ordnete sie die Bündel der Tücher um die Nähmaschine, legte neue Spulen in die Spielkiste und setzte sich lächelnd an den Feuerschein, während die Dämmerung zu den Ritzen hereindrang, eine tröstliche, süße, weiche Speise.

Es regnete viel in jenen Wochen, der Bach schwoll an, er rauschte, der Mann wurde unruhig, er war seit Tagen nicht mehr im Freien gewesen, verstimmt saß er am Fenster oder tappte mit seinen schwankenden Schritten in der Stube herum, stand der nähernden Alten vor dem Licht, sie gab ihm neue Fadenspulen, er warf sie weg. Nachts mußte die Alte die Betten von der Wand wegrücken, durch das schadhafte Dach war Wasser gedrunken, es tropfte auf den Kammerboden, sie stellte einen Kessel hin. Als sie drei Kessel aufgestellt hatte, kamen wärmere Tage, der Frühling brach in die Schlucht herab, die Luft war grün, erfüllt von wehenden Schleiern der Buchen, die Hütte lag ganz verborgen unter dem lichten Gefasel der Bäume, am Bach blühten feiste Büschel von Dotterblumen. Der Sohn ging vorsichtig über sie hin, glucksend, er wühlte mit den Händen im sumpfigen Gras, hockte auf den Steinen im Sonnengerügel, patschte mit den Füßen im lauwerdenden Wasser, die Bachstelzen und Amseln gewöhnten sich wie jedes Jahr an ihn, sie setzten sich in sein wollenes Haar, und er grunzte zufrieden. Einmal kamen Buben aus dem Dorf in die Schlucht herab, sie drangen durch die Büsche, auf

ihren Gesichtern grausame Jugend, sie begannen breit zu lachen, versteckten sich im Gestrüpp, ihre Augen brannten Löcher durch die Blätter, der Mann blieb ruhig auf seinem Stein sitzen, die Buben schlichen ihn von hinten an, brachen mit Prügeln und Geheul hervor, ein Stein klatschte auf den Rücken des Mannes, der Mann erhob sich schwankend, breitete die Arme aus, sein Schrei verscheuchte die Buben den Abhang hinauf, er torkelte zurück in die Hütte. Die Alte fütterte ihn mit Milch und getunkten Brotbrocken, sie trocknete ihn ab, er fiel ganz rasch in tiefen Schlaf, sie saß eine Weile an seinem Bett, in der Kammer lag das bräunliche Licht eines späten Sonntags.

Die Alte war Mitglied einer Pfingstgemeinde. Einmal in der Woche, abends, besuchte sie die Versammlung in einem kunststoffverkleideten Haus hinter Buchshecken am Rande des Dorfes. Der Prediger begrüßte sie höflich, man sang, begleitet von einem Harmonium, jeder, den es überkam, durfte eine Rede halten. Sie hörte schweigend zu. Wenn einer sagte, daß der Heilige Geist ein Mann sei, erschrak sie und nickte dann befriedigt. Waren die Gebete und das Harmoniumspiel verklungen, wurde ein Teller herumgereicht, die Alte schaute, was die andern hineinlegten, sie gab etwas weniger. Der Prediger, ein kleiner, magerer Mann meinte, alle müßten mit ihrem Gebet zusammenstehen, um die Flut des Bösen einzudämmen. Der Herr soll immerdar mein Wegbereiter sein, sangen sie zum Schluß.

Der Sommer kam. Die Alte nähte am offenen Fenster, der Sohn spielte draußen vor dem Blumenbeet

mit Kieselsteinen, er baute sie zu Türmen auf, das Licht bräunte seinen Leib, sie wusch ihm abends die Füße. Von Zeit zu Zeit trat die Alte hinaus, berührte seine nackten Schultern, äugte, horchte, wenn sie Spaziergänger an den Abhängen vermutete, Stimmen hörte, das Knacken von Ästen, einen rollenden Stein, zog sie den Sohn in die Hütte. Wenn er sich sperrte, versprach sie ihm Milchbrocken, dann kam er willig. Einmal waren Frauen schon neben dem Haus, als die Alte heraususchte, sie trugen Wanderschuhe und kleine Rucksäcke, er stieß seinen Schrei aus, die Frauen wendeten die Köpfe, beschleunigten die Schritte. Die Alte blieb eine Weile neben dem Sohn stehen und putzte ihm den Speichel von Kinn und Brust. Es gab Wochen, in denen sich kein Mensch in die Schlucht verirrte, die Alte und der Sohn lebten ruhig dahin, die Bäume und die Hütte versunken im stummen ungestörten Zwiegespräch.

Im Herbst starb der ledige Bruder der Alten. Er hatte allein in einem kleinen Haus am obern Rand der Schlucht, auf der gegenüberliegenden Seite gewohnt. Obwohl der Weg zu ihm nicht weit gewesen war, hatte sie keine Verbindung mit ihm gehabt. Von seinem Tode erfuhr sie durch einen Brief der Gemeindebehörde. Als es wieder zu regnen anfang, beschloß die Alte, in das ihr zugefallene Haus des Bruders zu ziehen. Bis der Winter vorbei war, sagte sie sich, wollte sie oben wohnen. Eine große Zügelei gab es kaum, der Bruder hatte ein paar Möbel hinterlassen, es gab oben einen elektrischen Herd und eine Badewanne mit Boiler in einem kleinen Raum neben der Küche, die Alte war glücklich. Ihre und die Habe des

Sohnes im Tragkorb, schritt sie ein paarmal durch die tropfende Schlucht hinauf. Nachts wickelte sie ihn in eine schwarze Pelerine, umwand ihn mit Schnüren, der Sohn gurgelte aufgeregt, wehrte sich, sie gab ihm Milchbrocken, dann verschloß sie die Hütte und wandelte mit ihm langsam, umschlungen, den Pfad hinauf. Der Sohn barfuß, rutschte ein paarmal aus. Daß sie nicht beide hinunterstürzten, verdankte sie der zähen Kraft ihrer Beine, hager wie die einer alten Ziege. Der Sohn empfand Vergnügen an der Reise. Sie glaubte Lachen von ihm zu hören und mußte ihn beschwichtigen, indem sie an einen Stamm gelehnt eine Weile sich setzten und er seinen Mund an eine ihrer dürren Brustwarzen legen konnte. Danach war er ruhig, und still zogen sie ein in die neue Behausung oben am Rande der Schlucht, eine halbe Stunde vom Dorf entfernt.

Späte, schöne Herbsttage zeigten der Alten bald den Nachteil des Bruderhauses. Wegen der leicht zugänglichen Wege und der Nähe anderer Häuser kamen mehr Leute an ihrem Haus vorüber, fuhren auch Fahrzeuge. Sie erlaubte dem Sohn kaum mehr, im Freien zu spielen. Sie schneiderte ihm ein Vierfach-Genähtes aus dickem Stoff, fütterte es weich mit Seide aus. Mit Schmeicheleien und Zärtlichkeiten gelang es ihr, ihm das Kleidungsstück überzuziehen. Der Sohn, aufgeregt, aß nichts an jenem Abend. Anderntags, draußen an der milden Schindelwärme, in den Nachmittagsstunden auf der Bank, die unter einem Vordach stand, gelang es ihm, eine schwache Stelle in der Naht beim Reißverschluß aufzuspüren. Am Abend hatte er die Vorderseite aufgerissen, die

Alte sah es, sie wehrte es ihm nicht mehr. Eine große Müdigkeit hatte sie ergriffen. Sie fütterte den Sohn, und sie legten sich zu Bett, schliefen, während draußen die gelben Ahornblätter zur Erde segelten, die Nebel aus der Schlucht heraufstiegen.

Die Alte ging nun zweimal die Woche zur Versammlung der Gemeinde, der Weg war leichter, und die Predigten gefielen ihr, außerdem gab es Kuchen und Tee nach den Liedern. Sie vergaß nie ein Stück des Gebackenen für ihren Sohn in die Handtasche zu tun. Sie beteten alle inständig, daß der Heilige Geist auf ihn herunterfahre, hatte er nicht einst stumme Fischer zu Propheten gemacht?

Am Fenstersims der Stube, vor dem die Schneewehen lagen, die schwarzen Schatten der Krähen vorüberschwangen, spielte der Mann mit den Fadenspuhlen. Er reihte sie auf eine Schnur auf, wenn sie aufgereiht waren, brachte er die Schnur der Mutter. Die Mutter leerte die Spulen in eine Schachtel, der Mann begann von neuem, wurde seine Schachtel leer, war das Spiel zu Ende. Die Alte lächelte und fuhr dem Sohn übers Haar. Die Fürsorgerin, die zum ersten Mal die Invalidenrente brachte, hatte große Bedenken einzutreten, sie fürchtete, der Mann könne das Schürzlein herunterreißen, doch der Sohn blieb ruhig, er saß am Fenster, hatte die Hände auf das Tuch gelegt, mit hellblauen Augen und offenem Mund schaute er das Fräulein an.

Die Alte begann reichlicher einzukaufen, es gab dreimal in der Woche Fleisch, sie schnitt ihm alles in kleine Bissen, führte es ihm sorgsam zum Mund, sie verbrachte lange Zeit in der Küche. Es kam, daß auch

dort eine Spielkiste stand, auf Rat der Fürsorgerin mit Bauklötzen, Puppen, Eisenbahnen. Nachdem der Mann alles angeschaut hatte, legte er es zurück. Er schaute lieber der Alten bei ihren Arbeiten zu, er stapelte Tassen und Teller zu einem Turm und schichtete das gespaltene Holz für den Kachelofen auf einen Haufen.

Einmal, es war in einer kalten Winternacht, als die Alte aus der Versammlung heimkam, war der Sohn verschwunden. Ein Fenster stand offen, Spuren vom Vorplatz führten zur Schlucht. Die Alte stürzte hinab, sie fand ihn, halberfroren, nackt, auf dem Pfad zur alten Hütte. Sie hüllte ihn in ihren Mantel, trug, schleppte ihn heimwärts, schimpfte, weinte. Mit Wärmflaschen und Milchbrocken verbrachte er die nächsten Tage im Bett. Sie getraute sich nicht mehr, abends wegzugehen, wenigstens solange der Winter dauerte, sagte sie sich. Der Winter dauerte sehr lang in jenem Jahr, es gab viel Schnee, die Alte schaufelte den Weg zur obern Straße frei, wo die Schneepflüge fuhren, sie kaufte Vogelfutter, sie hoffte, der Sohn würde das Geflatter vor dem Stubenfenster beobachten. Es kamen nicht viele Vögel, der Frost hatte sie vertrieben. Die Alte, mit der Selbstverständlichkeit der Natur, fühlte weder Ungeduld noch Hast. Sie besorgte den Haushalt, feuerte, buk Brot, nähte, fütterte den Sohn, wusch ihn, legte sich schlafen in der hölzernen Kammer, in der es zur Winterszeit nie mehr richtig Tag wurde.

Als endlich der Frühling gekommen war, das kleine Haus in Bläue schwamm und sie sich bereit machte, die Hütte drunten in der Schlucht wieder zu bewoh-

nen, geschah etwas Merkwürdiges. Der Mann wollte Socken tragen, nichts anderes und mehr als wollene Socken, mit denen er, unruhig wie die nächtliche Erde geworden, im Hause herumstampfte. An einem sehr schönen Tag Anfang Mai, es war plötzlich warm geworden wie im Sommer, ging der Mann ins Freie. Er spazierte auf dem Vorplatz, er hüpfte, leicht wie ein Kind, über die Steine des kleinen Gartens. Er hüpfte hinter der Schulklasse her, lauter ordentlichen kleinen Buben und Mädchen in Zweierkolonne auf einem Frühlingsspaziergang. Wo hatte er nur das Hüpfen gelernt, vielleicht von den Amseln, die abends ihre Töne schmetterten, von den Wipfeln herunter, als zerspringen ihre Kehlen.

An einem der nächsten Tage klopfte es ein paar mal am Hause der Alten. Nicht gewohnt an Besuch, hatte sie zuerst nichts gehört. Sie führten den Sohn im Auto weg in eine psychiatrische Klinik. Er brauche Behandlung, sagte der Arzt, der Polizist meinte, das gehe eben nicht mehr weiter so, man habe reklamiert, das sei doch keine Ordnung. Sie meinten auch, die Frau, erkältet, mit Fieber im Bett, brauche Pflege, ob sie nicht für eine Weile ins Spital wolle. Die Alte verneinte. Sie erhob sich am nächsten Morgen und zügelte allein in die Hütte hinunter. Es war feucht dort und kalt, mit Schauern und klapperndem Gebiß feuerte die Alte beinahe die ganze Nacht, am nächsten Tag stand sie nicht mehr auf. Als nach einiger Zeit der Postbote, das Invalidengeld bringend, keine Antwort bekam, gab es nochmals Bewegung um das Haus in der Schlucht, die erfüllt war vom Geschrei der Vögel und dem grünen Geflunker der Bäume.

Die Alte wurde für eine Weile ins Spital gebracht, sie starb dann rasch. Mit Zähigkeit verlangte sie fast bis zuletzt, mit ihrem Sohn in die Schlucht zurückkehren zu können.

Der Sohn bekam einen Vormund. Sie brachten ihn in der Klinik dazu, Kleidungsstücke zu tragen. Da sei doch ein Fortschritt gelungen, meinte der Arzt, die Pflegerin meinte, man sei sehr zufrieden mit ihm, er lerne jetzt Farben unterscheiden. Er verweigere zwar neuerdings feste Nahrung, aber das werde sich schon noch geben.

*Dear Mary. – I write to you in English, although, as you know better than anybody else, my English is horrible, a terrible stammer, a catastrophe, a constant search for the right word, a search which ends always the same way, I mean, I find the wrong word and open the door to a new misunderstanding. Probably only a German speaking reader might understand this letter. But, you agree, dear Mary dear, if I spoke German with you, the misunderstandings would be even greater, because your German is charming, very charming, hopelessly charming: you mix up just everything, even Liebe and Leid. Schmerz and Herz. – The man who tried to introduce me to the world of Shakespeare and Elvis Presley, my first teacher, a Mr. Bachmair, had been in England for four weeks at the age of twenty (when he became my teacher, he was nearly sixty years old) and used this unforgettable holiday as the only source of his teaching. So I was forced to learn my English in the cinema, in the movies, as the Americans say, for, in fact, I preferred American westerns and comedies like Some*

*like it hot to everything else. Speaking of liking it hot: as long as you were with me, I thought that I liked it as hot as it was, as you were, that you liked it too the way it was – but since you have gone, the conviction that I was a big asshole is deluging me. The asshole of all assholes, a real first-rate candidate for the Guinness Book of Records. I spoke and spoke, that is all I did. Hot words! And now you are gone. – Can you forgive me? Please, do so, come back. I will never again open my mouth. I will act. – Do you know how I found out where you live? Do you know how I learned that you sell hot dogs to farmers and now and then to a bus full of Japanese tourists who want to experience the thrill of getting lost in the eternal desert? – I saw you! I have been at Nosucks! I was covering behind a rock and saw you sitting in your rocking-chair on the veranda of your house – to call your cabin a house –, reading I don't know what. I saw John, looking like the grandfather of all the rocks around us, who filled the gas tank of the car of a young man with a white T-shirt and sunglasses and, as the young man did not pay attention, a gas tank of his own. – Mary, I write you without a dictionary. Forgive me my mistakes. It is impossible to love the way I do and to look up words. – I saw you go to your room, I saw the grandfather of*

*the rocks who followed you, and I heard your murmurs. I ran away, all the way back, following the songline which had led me to you. It was easy to find you. It was terrible to leave you. It had been a shock when you left me.*

*My dear Mary. My enchanting, my bewildering Mary. What went wrong? Wasn't it wonderful, our walks through the woods, our discussions, our jokes? Sometimes we stopped, and I kissed you. You closed your eyes. Birds were singing, mocking-birds perhaps, not that I know what mocking-birds are exactly. – Do you remember the woman living next door to your room? Even and especially in the afternoons we heard her, while she was with her lover, a pale young man who always wore a dirty grey jacket. Never before and never again have I heard a woman scream so loud. Never. Like a railway or the alarm of a factory when a fire breaks out. Once, one single time we found ourselves nude and followed the rhythm of the lovers on the other side of the wall like an order. We did not scream as loud as they. You looked like an abandoned child, nude. Do you remember? – Why, Mary, didn't you ever open your door again when I knocked? It was a terrible time. I slept on the little carpet outside your room, and I even didn't know if you were at home or not. Perhaps you were with another man,*

## Appenzell

Ein kleiner Bauer sitzt an seinem kleinen Tisch im Eßzimmer. Es ist Abend. Die Lampe brennt. Der kleine Bauer schaut auf seine Frau, die am Fenster steht, die Vorhänge einen Spalt geöffnet hat und in die Nacht hinaussieht. Sie beißt sich auf die Lippen. Jetzt nimmt sie eine Stricknadel, eine Nadel und einen Fadenkorb vom Buffet aus Tannenholz und setzt sich auf einen niederen Schemel. Der Bauer kaut an einem Federhalter, den er noch von der Schulzeit hat. Er taucht die Feder in die Tinte. Dann schreibt er kreischend: «Appenzell, den 18. Jänner 1974.»

«Was schreibst du denn?» fragt seine Frau. Sie trägt eine Tracht, ihre Haare sind hinten in einen Knoten gebunden, sie trägt Hausschuhe. Sie beugt beim Sticken das Gesicht tief über den Stickrahmen.

«Ich, nichts», sagt der Bauer. «Ich schreibe dem Steueramt, wegen der Milchsteuern.»

«Aha», sagt die Frau und stickt.

In Wirklichkeit schreibt der Bauer aber: «Geliebte!» Er stockt. Er schaut seine Feder an, dann holt er mit den Fingern einen Faden zwischen den Federspitzen hervor, der seine Schrift zum Schmieren gebracht hat. «Mein Großvater war aus Innerrhoden, mein Vater war aus Innerrhoden und ich bin aus Innerrhoden. Wir sind katholisch in der achten Generation. Du aber bist aus Außerrhoden

und protestantisch. Ach, meine Sonne, unserem Schicksal haftet eine Tragik an!» Der Bauer schaut auf. Er hat mit seinem Ärmel das Datum verschmiert. Es ist nicht so wichtig, daß sie das Datum lesen kann, denkt er, dieses Tüpfli. Er taucht den Federhalter wieder ein. Die Stubenuhr tickt.

«Du schreibst dem Steueramt ja einen ganzen Roman», sagt die Frau. «Ja», sagt der Mann, «das muß man. Man muß begründen, warum man keine Milchsteuern bezahlen will.»

Die Frau nickt und stickt weiter. «Mein Herz!» schreibt der Bauer. «Aus diesen Gründen schlage ich Dir vor, daß wir uns übermorgen, den 20. Jänner 1974, im Restaurant Kantonsgrenze treffen, auf halbem Weg zwischen Urnäsch und Appenzell. Du kannst bei Einbruch der Dunkelheit mit Deinem Velo losfahren, und ich habe ja das Solex. Dein Freund und Geliebter.» Der Bauer faltet den Brief. Er schiebt ihn in ein Briefkuvert. Das ist ein schöner Brief geworden, denkt er, er wird meine neue Freundin zu Tränen rühren. Gleichzeitig nehme ich ihr alle Flöhe aus den Ohren. Innerrhoden bleibt Innerrhoden, und darum habe ich immer eine Geliebte aus Außerrhoden. Die sind dort alle ziemliche Luder, wenn auch nette, scharfe. Der Bauer schreibt die Adresse auf den Brief, er unterstreicht den Ortsnamen doppelt. Er klebt eine Dreißigermarke drauf. Dann steht er auf. «Ich muß schnell zum Briefkasten», sagt er.

«Ja», sagt seine Frau und stickt weiter.

Auf dem Weg nach draußen bleibt er vor dem Spiegel stehen. Er ist nicht eitel, aber er sieht

schon prächtig aus, denkt er. Er hat hohe Schuhe mit Nageln an den Sohlen, schwarze Röhrenhosen, breite, rote Hosenträger, ein graues Hemd ohne Kragen und ein graues Gilet. Sein Gesicht ist sehr hübsch. Es ist voller Bartstoppeln. Um zu sehen, daß er eine Glatze hat, muß einer schon größer sein als er. Er nickt sich zu, dann rennt er den Weg vom Hof zur Wegkreuzung hinunter, wo der Briefkasten an einer Telefonstange hängt. Er wirft den Brief ein. Fröhlich vor sich hin pfeifend geht er den Weg wieder hinauf. Sterne stehen am Himmel. Ein leiser Wind weht. Vor ihm, in der schwarzen Nacht, schimmert das gelbe Licht des Eßzimmerfensters seines Hauses. Auch im ersten Stock brennt Licht. Hunde bellen in der Ferne. Ein Kauz schreit. Die Liebe ist ein herrlich Ding, denkt er. Gerade die Kleinsten haben die größte Liebeskraft. Ist es nicht so?

Zu Hause setzt er sich wieder an den Tisch. Er summt vor sich hin. «Wo hast du die Zeitung hingetan?» fragt er. Da sieht er, daß der Stickrahmen, die Nadel und das Garn neben dem leeren Schemel liegen. «Nanu!» sagt er. Er lacht und holt den letzten Brief seiner Freundin aus seiner Unterhose, wo er ihn versteckt hat. Er liest. «Geliebter!» schreibt die Freundin. «Tag und Nacht bist Du mein einziger Gedanke. Früher einmal hatte ich einem aus Zürich mein Herz geschenkt. Alles an ihm erschien mir so groß, so prächtig, so stark. Seit ich Dich kenne, Du Schöner, weiß ich, daß es nicht auf Millimeter, Zentimeter, Dezimeter, Meter und Kilometer ankommt im Leben. Oh, die Sinne wol-

len mir vergehen, wenn ich daran denke, wie Dein Morgentau meinen Rosengarten benetzt.» Der Bauer fährt sich mit dem Jackenärmel über die Stirn. Dann steht er auf, um sich ein Glas Obstschnaps einzuschenken. Als er aus der Küche zurückkommt, hört er vom ersten Stock her, da wo die Schlafkammern sind, ein dröhnendes Lachen, dann ein Gurren. Ist denn heute Hörspieltag? denkt er. Ich habe immer gemeint, das Hörspiel sei am Mittwoch. Er setzt sich wieder. «Wir wollen, mein Schatz, nach Sankt Gallen fahren zusammen», liest er weiter. «Wir nehmen ein Einzelzimmer, weil wir ja gut zusammen Platz haben in einem Bett, nicht wahr, mein Herz?» Der Bauer nickt. Staub rieselt von der Holzdecke auf seinen Brief herunter, und er hört ein Geräusch, als würde jemand einen Indianertanz aufführen über ihm. Sicher macht sie die Skigymnastik von Radio Beromünster, denkt er. Das ist eine gute Gelegenheit. Er steht auf, öffnet das Buffet, schiebt die Schachtel mit dem nur an Begräbnissen benützten Besteck beiseite und holt sein Album hervor. Langsam blättert er es durch. Er hat von jeder Freundin ein Foto eingeklebt. Darunter hat er geschrieben, wann, wo und wie das erste Beisammensein war. Daneben hat er eine Haarprobe geklebt. Er starrt darauf. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. Es ist ein seltsames Hobby, was ich da habe, denkt er, aber mit meinem Velosolex kann ich es schon durchhalten. Versonnen sieht er auf die gekräuselten Haare der vorletzten Geliebten. Sie ist auch aus Urnäsch gewesen, denkt er.

Die Urnascherinnen sind sehr lieb. Ihre Männer sind blöd. Sie stehen in den Ställen und melken die Kühe und merken nicht, daß ihre Frauen mit uns im Heu liegen. Vielleicht fange ich eines Tages damit an, Außerrhodener Dessous zu sammeln, und eventuell sogar Sankt Galler Spitzen. Er schenkt sich einen zweiten Schnaps ein und trinkt ihn aus.

Dann hört er, daß schwere Schritte die Treppe herunterkommen. Schnell setzt er sich auf das Album und tut den Brief in die Unterhose. Er reckt den Kopf, um zu sehen, wer es ist. Sein Freund Karl, der Briefträger, betritt den Raum, mit der um die Schultern gehängten Briefposttasche. Die Pösterlmütze sitzt, etwas nach hinten verschoben, auf seinem Kopf. Schweiß steht auf seiner Stirn. «Kari», ruft der Bauer erfreut. «Bringst du mir noch Post, so spät in der Nacht?»

«Nein, nein», sagt der Briefträger. «Es ist für deine Frau gewesen. Darum komme ich ja auch von oben. Ein Brief vom Steueramt.»

«Ach so», sagt der Bauer. «Schade. Ich erwarte nämlich ein Schreiben aus Urnäsch, weißt du, über einen eventuellen Saukauf. Nimmst du einen Schnaps?»

«Warum nicht?» sagt der Briefträger. Er setzt sich hin, rückt die Hosen hoch, prüft mit dem Daumennagel, ob alle Knöpfe zu sind und legt die Kappe auf den Tisch. Jetzt kommt auch die Frau ins Zimmer. Sie lacht und singt vor sich hin. Mit tänzelnden Schritten geht sie zum Buffet und schenkt sich einen Schnaps ein.

«Was will denn das Steueramt?» fragt der Bauer.

«Das Steueramt?» sagt seine Frau.

Der Briefträger fängt schnell eine Geschichte an zu erzählen, so daß die Frau nicht weiterreden kann. Da hat er etwas Lustiges gehört, sagt er mit einem roten Kopf. «Hört einmal. Also. Da haben ein Innerrhodener und eine Außerrhodenerin geheiratet –»

«Das geht doch gar nicht», sagen die Frau und der Bauer gleichzeitig.

«– und sie machen nun also ihre Hochzeitsreise. Sie fahren nach Sankt Gallen. Sie mieten sich ein wunderbares Zimmer im Hotel Schwanen.»

«Was kostet so eins?» fragt der Bauer. «Ein Einzelzimmer?»

«– sie stehen also da voreinander», sagt der Briefträger, «es ist ihre erste Nacht, ihr versteht schon. Wir sind ja alle erwachsen, nicht wahr. Also», sagt der Briefträger, «sie ziehen sich also langsam aus, er den Zylinder, die Frackschleife, das Kragenknöpfchen, die Hemdenbrust, die Manschetten, das Unterleibchen, die Schuhe, die Socken, die Sockenhalter, die Hosen. Sie den Brautkranz, die goldene Kette von der Großmutter, das weiße Brautkleid, die Schuhe, die Strümpfe, den Unterrock, den Strumpfhalter und den Büstenhalter. Sie schauen sich beide lange an, in ihren Unterhosen. Muß man, sagt die Braut dann leise, die Unterhosen auch ausziehen? Ich, ich weiß nicht, sagt der Bräutigam, ich, ich kann nicht. Aber die Braut will jetzt endlich das Wunder der Liebe erleben. Sie packt sein Unterhosenelastik und streift die Unter-

hose nach unten. Da fällt ein ganzer Haufen Briefe auf den Boden. Es sind die Liebesbriefe von den alten Bräuten des Bräutigams!»

Der Briefträger lacht dröhnend.

«Nein!» sagt der Bauer. «Gibt es so etwas?»

«Unglaublich!» sagt die Frau. «Er hat andere Frauen gekannt?» Sie macht ein Kreuzzeichen.

«Ja», sagt der Briefträger. «Und dann hat sich der Bräutigam halt ins Unvermeidliche geschickt und der Braut auch die Dessous heruntergezogen. Was meint ihr, was er da gesehen hat?»

«Das kann ich mir schon vorstellen», sagt der Bauer. Er kichert. Er schenkt sich seinen dritten Schnaps ein.

«Eben nicht», sagt der Briefträger und lacht noch dröhnender. «Er hat gar nichts gesehen. Sie hat kein einziges Haar mehr gehabt. Weißt du nicht, daß die Außerrhodener Frauen allen ihren Geliebten immer eine Haarlocke schenken? Sie ist ganz kahl gewesen!»

«Das muß eine heidnische Sitte sein», sagt die Frau. «Ich kann es kaum glauben.»

«Es ist eine wahre Geschichte. Es ist vor zwei Jahren gewesen. Sie ist eine aus Urnäsch», sagt der Briefträger.

Alle drei trinken ihr Schnapsglas aus. Der Bauer schwitzt. Vorsichtig greift er nach hinten, um zu prüfen, ob sich das Album nicht verschoben hat. Die Frau hat ein hitzerotes Gesicht. Der Briefträger umklammert sein Glas wie einen Edelstein. Eine Fliege setzt sich auf den Tisch und leckt an einem Schnapstropfen.

«Es ist unglaublich, was solche Frauen ihren Liebhabern alles schreiben», sagt der Briefträger schließlich. «Es sind alles verheiratete Frauen, und verheiratete Männer.»

«Ja», murmelt die Frau, «unglaublich.»

Der Bauer nickt. Er schlägt mit der Faust nach der Fliege.

«Wir von der Post kriegen da ja so manches mit, das sage ich euch», sagt der Briefträger. «Was diese Luder so schreiben! Sie schreiben Sachen wie: Du Sonnenstich meiner Unschuld, wenn ich dich auf deinem Velo kommen sehe, mit deiner lieben Kappe auf dem Kopf, da will mir mein Herz stillstehn vor innerem Jubel. Was sagt ihr dazu?»

«Wie können Sie so etwas vor uns allen sagen?» sagt die Frau und sieht den Briefträger mit weit aufgerissenen Augen an.

«Wieso: mit deiner Kappe auf dem Kopf?» fragt der Bauer.

«Kappe?» sagt der Briefträger. «Ach so. Vielleicht, vielleicht ist der Mann, den sie meint, bei der Bahn, oder ein Grenzwächter.» Er wischt sich den Schweiß mit einem großen karierten Taschentuch von der Stirn. Die Frau beißt sich auf die Unterlippe. Der Bauer nickt.

«Oder er ist ein Leutnant», sagt er. «Ich habe auch von diesen Frauen gehört. Sie sehen ja auch danach aus, mit ihren Miniröcken, wo man beim leisesten Windstoß ihren ganzen Hintern sieht. Man hat mir gesagt, solche Frauen schreiben zum Beispiel: Du Blasebalg meiner Leidenschaft, ich sehne mich unsäglich nach dir. Ich halte es nicht mehr aus

ohne dich. Ich reiße mir die Kleider vom Leibe, wenn ich an dich denke. Ich werfe mich dir zu Füßen. Ich liebe dich bis zum Wahnsinn. Ich bin dein Spielzeug. Mach mit mir, was immer du willst, mein Held!» Der Bauer hustet, er reibt sich mit den Fäusten in den Augen, dann schaut er seine Frau an. «Ist das nicht gräßlich?» sagt er. «Gibt es so Frauen bei uns im Appenzell?» fragt sie.

Der Bauer nickt mit einem ernsten Gesicht. «Sie haben die Unterhose voll von Liebesbriefen», sagt er. «Sie lesen sie, wenn der Alte nicht da ist, im Stall oder auf dem Abtritt.»

«Sag einmal», sagt die Frau zu ihrem Mann, «kannst du dir vorstellen, daß es auch Männer gibt, die an Frauen Sachen schreiben wie: Tag und Nacht denke ich an die süßen Hügel deiner Brüste, Geliebte. Du bist der Mimosenhauch meiner Morgengedanken. Ich liebe dich. Ich liebe dich.»

Der Bauer und der Briefträger schauen sie verdutzt an. «Woher hast du so etwas?» fragt der Bauer. «Das ist doch nicht deine Art!» «Ich, ich habe davon gehört, beim Milchabliefern», sagt die Frau. «Da reden die Frauen miteinander.» Sie trinkt schnell einen Schluck Schnaps. Sie zieht, durch den Rock hindurch, ihre Unterhose nach oben. Sie wischt sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augen.

«Solche Briefe hast du mir früher auch einmal geschrieben», sagt sie leise zum Bauern.

«Da waren wir auch noch nicht verheiratet», sagt dieser. «Ich finde, man müßte solchen Frauen eine



ordentliche Tracht Prügel verabreichen, auf den nackten Hintern, öffentlich.»

Der Briefträger nickt. Er zündet sich einen Stumpfen an und pafft den Rauch über den Tisch.

«Es ist ja so», sagt er langsam, «wenn eine Frau mit einem Mann ein Geschleif hat, dann riskieren sie es normalerweise nicht, unter der Nase des Mannes etwas miteinander zu machen. Ich weiß das. Ich komme im Land herum wie niemand sonst. Der Mann hat ja sein Sturmgewehr im Schrank. Stell dir einmal vor, du würdest da unten sitzen und das Hörspiel hören und oben...»

«Es würde ein Blutbad geben, das sage ich dir», sagt der Bauer.

«Eben», sagt der Briefträger. «Ich habe gehört, es gibt welche, die fahren nach Sankt Gallen und nehmen dort ein Einzelzimmer, weil die Betten so groß sind, die Säue.»

«Was kosten die?» fragt der Bauer.

«Dreizehnfünfzig», sagt der Briefträger.

«Ich bin ja nur ein Bauer», sagt der Bauer. «Ich habe mit solchen Leuten ja kaum etwas zu tun. Aber du, in deinem Beruf. Die Briefe sind heutzutage sicher voll von den unglaublichsten Schweineereien.»

«Allerdings», sagt der Briefträger. «Ich persönlich mache natürlich nie einen Brief auf. Es gibt ja das Postgeheimnis.»

«Soso», sagt der Bauer. Er nickt.

«Es soll die Möglichkeit geben, Briefe über dem Dampfbad aufzumachen», sagt der Briefträger.

«Es gibt ja auch Fräuleins vom Elf, die sich alle

Gespräche anhören. Was die Leute sich alles am Telefon sagen! Männer und Frauen, die nicht einmal verlobt sind. Eine aus Appenzell, die beim Telefon arbeitet, hat mir das alles einmal ganz genau erzählt.»

«Soso», sagt der Bauer. Er schenkt allen einen Schnaps ein. Sie trinken. Die Standuhr schlägt. Der Briefträger schaut auf die Frau, die vor sich aufs Tischtuch starrt.

«Woher hast du die Geschichte von der Hochzeitsnacht?» sagt schließlich der Bauer.

Der Briefträger sieht ihn an. «Die hat mir auch das Fräulein vom Elf von Appenzell erzählt», sagt er. «Sie hat sie selber erlebt, wenn ich mich recht erinnere.»

«Sie, Sie scheinen sie gut zu kennen!» sagt die Frau und fängt plötzlich an zu schluchzen. Der Bauer und der Briefträger sehen sie verblüfft an. «Aber, aber», sagt der Bauer und schüttelt sie am Arm. Er trinkt einen Schnaps. Die beiden Männer sitzen sich stumm gegenüber, während die Frau schluchzt, dann schnüffelt, dann hochsieht und sich die Augen mit dem Ärmel auswischt. Dann lächelt sie. «Ich habe zu viel getrunken, das ist es», murmelt sie.

«Ich glaube, es ist Zeit jetzt», sagt der Briefträger und steht auf. Stehend trinkt er sein Glas leer. Er gibt dem Bauern die Hand, dann der Frau. Der Bauer und die Frau begleiten ihn zur Tür. Sie sehen ihm nach, wie er schwankend sein Fahrrad aus dem Brombeergebüsch holt und in weiten Bogen den Weg hinunterfährt. Unten, an der Wegkreu-

zung, unter der Straßenlaterne, hält er und holt einen Brief aus dem Briefkasten. Er winkt. Ein leiser Wind weht. Es ist still. Der Mond steht über den Hügeln. Der Bauer und die Frau sehen zu den Sternen hoch, lange, schweigend. Es will ihnen sein, sie sähen die Positionslichter eines Luftschiffs vorbeischweben, eines Ballons oder so etwas. Sie seufzen. «Es ist gut, miteinander zu reden», sagt die Frau leise, «ich meine, fast so wie heute, nur...»

Der Bauer nickt. Er räuspert sich. «Der Briefträger ist eine Sau», sagt er. «Immer redet er von so Sachen.»

«Ja», sagt seine Frau. Sie gehen ins Haus zurück. Sie berührt, einen Augenblick lang, die Hand des Bauern. Dann gehen sie hintereinander die Treppe hinauf, schweigend, mit ihren Kerzen in der Hand. Ihre Gestalten werfen lange, große Schatten gegen die Wände.

Peter Bichsel

Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen  
Walter Verlag. Olten 1964

## Holzwohle

Nun zeigte er also seine Lichtbilder. Die Gäste schienen damit einverstanden.

Seine Frau sagte, dass sie farbig und immer eine schöne Erinnerung sei. Während die Polstergruppe umgeordnet wurde, erklärte er den Herren die Vorzüge seiner Kamera, und sie schwärmte vom Meer. Dann holte er die Leinwand, drückte auf einen Knopf, und sie rollte hoch aus dem schwarzen Kasten. Dann schob er sie zurück, um den Mechanismus mit der Feder noch einmal vorführen zu können. Mit aufgestapelten Büchern brachte er den Projektor in die richtige Lage. Ein Verlängerungskabel war notwendig und lange nicht zu finden, dann suchte man nach einem Dreifachstecker. Dann drehte man das Licht aus.

Dann sind es immer dieselben Bilder. Sehr blauer Himmel, Wolken wie Wattebäusche und hier noch einige Aufnahmen mit Madelaine. Madelaine lacht und behauptet, sie sehe schrecklich aus auf den Bildern. Dann stellt man fest, dass die da romanisch und die vordere gotisch sei. Und alle Lichtbilder sehen aus wie Lichtbilder von griechischen Tempeln. Nach der Vorführung wird einen das Licht blenden. Madelaine sieht wirklich schrecklich aus.

Man kann jetzt ohne weiteres die Augen schliessen und an irgend etwas, an einen Teddybären, denken.

Als man ihm den Bauch aufgeschnitten hatte, sagte die Mutter: "Jetzt ist er kaputt."

"Es ist etwas drin."

"Das ist nur Holzwohle."

Holzwohle entsteht in den Bären, in geschlachtete Bären verpackt man Glaswaren.

Erst Jahre später, heute vielleicht, und oft in Glaswarenhandlungen, bereut man den Mord.

Heute sind die Teddybären viel kleiner. Sie waren gross und gelb, und sie hatten etwas, das man in der Holzwohle suchte.

Jetzt ist er kaputt.

In Schneemännern muss es auch etwas haben. Man wird es nie finden. Sobald man es sucht, ist der Schneemann keiner mehr.

So wie der Teddybär keiner mehr war.

In Glaswarenhandlungen fühlt man die Sehnsucht nach ihm.

Teddybären haben viel treuere Augen als Hunde.

"Jetzt ist er kaputt", hatte die Mutter gesagt.

Heute machen sie Teddybären ohne Holzwohle. Bald werden die Glaswaren in Besseres verpackt.

Niemand wird dann Teddybären sezieren, in der Holzwohle wühlen und die Finger in ihre Wärme tauchen, niemand.

Und jetzt noch einige Bilder von Madelaine.

## Die Männer

### Assoziationen

Sie saß da. Wenn man sie gefragt hätte, seit wann, hätte sie geantwortet: «Immer, ich sitze immer da.»

Sie wartete hier, bald auf eine Freundin, auf eine Kollegin, auf den Zug, auf den Abend.

Der Kellner lächelte vertraulich, wenn er den Kaffee brachte. Sie besaß ein rotes Portemonnaie, und es gehörte ihr so sehr, wie nur jungen Frauen ein Portemonnaie gehören kann. Es kam auch vor, daß ihr jemand den Kaffee bezahlte, aber dann kam die Freundin oder der Zug, und sie bedankte sich.

Heute hatte man ihr im Büro gesagt, sie sei nett, der Chef hatte es gesagt, sie spielte mit dem Portemonnaie. Schöne Frauen sollten nicht warten müssen, dachte man. Sie ist jung, dachte man auch. Ein bißchen verdorben, wünschte man.

Sie macht Lungenzüge, sah man. Eine Freundin hatte es sie gelehrt, wußte man.

Um halb sieben fährt der Zug. Sie sahen ihr zu, wie sie den engen Mantel aufknöpfte, auszog, sich ausschälte. Später wieder anzog, sich in ihn schmiegte, über die Hüften strich.

Sie hat einen großen Mund.

Sie hat schöne Haare.

Sie ist klein und zierlich.

Man kannte ihre Stimme: «Einen Kaffee bitte – danke schön – auf Wiedersehn.» Eine weiche Stimme.

Rehaugen.

Man hätte sie fragen können. Der Kellner fragte: «Was wünschen Sie?»

Sie ist ein kleines Mädchen, ein kleines Ding, ein Püppchen, ein Schmetterling, dachte man auch.

Man hätte sie ja fragen können.

Sie hat eine zarte Hand.

Sie wartet hier, bald auf eine Freundin, auf eine Kollegin, auf den Zug, auf den Abend.

Sie ist ein Mädchen.

Wenn man sie fragt, ist sie schon eine Frau.

Peter Bichsel  
Zur Stadt Paris  
Geschichten  
Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1993

### EITELKEIT

Ich habe noch nie eine so schöne Leichenrede gehört, sagte die Dame zum Redner, und der Redner bedankte sich für das Kompliment.

Ich hätte nur noch eine Frage, sagte die Dame, haben Sie ihn nun gehaßt oder geliebt?

### ERINNERUNG

Er richtet sich auf hinter seinem Bier, hinter dem er lange saß, und sagt: »Nathalie, so hat eine Frau geheißen, die ich liebte.«

### WIE ERWACHSENE

Als sie sich nach zwanzig Jahren wieder trafen, erzählten sie sich die Geschichten von damals und ließen sich vom ehemaligen Lehrer durchs Heimatmuseum führen, das sie an nichts erinnerte.

Als sie sich nach dreißig Jahren wieder trafen, erzählten sie sich dieselben Geschichten, als hätten sie inzwischen nicht gelebt. Sie ließen sich durch das neue Heimatmuseum führen, verschränkten die Arme vor der Brust und nickten wie Erwachsene.

Als sie sich nach vierzig Jahren wieder trafen, fehlten zwei.

### DER ERZÄHLER

Ein Erzähler auf dem Markte von – auf welchen Märkten sind diese Erzähler? Auf dem Markte von Bagdad wohl nicht mehr –, ein Erzähler also erzählte Geschichten, und die Leute lachten und schlugen sich auf die Schenkel. Da fragte ihn ein Kind, das nicht lachte, ob er lieber lustige oder traurige Geschichten erzähle. Er fuhr sich lange mit dem Finger über die Nase und sagte dann: »Wenn ich es unterscheiden könnte, dann möchte ich lieber traurige erzählen.«

### DAS POSITIVE

»Ja, Sie haben recht«, antwortete der Erzähler, als man ihm vorwarf, er berichte immer nur Negatives über Menschen. »Ja, Sie haben recht«, sagte er, »ich habe vergessen zu erwähnen, daß er ein Auto besaß – gehobene Mittelklasse, in metallisiertem Blau, mit elektrischen Scheibenhebern, Servolenkung und Zentralverriegelung.«

Adolf Muschg.  
Liebesgeschichten  
Suhrkamp Frankfurt a.M. 1972

## Playmate

Natureingang, eine Schönheit von früher:

Knöcheltief im gefallenem Laub, das die ersten Frostnächte geröstet haben. Noch hängen einzelne Händchen oder Wimpel oben, in denen sich das dünn gewordene Licht fängt, stärker scheint, als es eigentlich sein kann, Bernstein, Albumblätter. Die Takelage ist geräumt auf hundert Meter, durchsichtig, bis wo der Nebel daran zu wischen beginnt. Die Flotten der Wälder haben Sommer und Herbst gelöscht, neigen sich, an den Rändern hell, der kommenden Leere entgegen. Hinter mir strickt eine unsichere Sonne an den Maschen des Rotwildgeheges, läßt immer wieder eine fallen, die glänzt, in einem Stück Spinnweb, während dahinter die Rücken der Herde stumpf bleiben, die Flecken der Kitze ruhig im Winterfell nisten. Verhoffen nennt man das wohl. Die Tiere in ihrer schütterten Deckung, ich schon fast draußen, Schutz suchend gegen zwei drei Schauer in den Taschen meines dünnen Samtanzuges, aus dem sich die Wärme einer langen Autofahrt stiehlt.

Die Aussicht, mit der ich mich beschäftige, reicht über den Kindergarten (Bungalowstil) über das leere Rotzweier Tennisplätze bis zu einem nahen Eisfeld und taucht dahinter in einen Novembertag, dessen zarteres Meer das Häusermeer eindeckt, während der Himmel schon eine Art Mittag hat; eine einzelne Glocke bestätigt ihn, setzt dem Läuten des entfernten Verkehrs elf harte Schläge auf, so daß es nun elf Uhr ist, während, immer noch während, der Klangbrei über dem Eis-

Eltern geschieden. Vater Besuchsrecht. Knabe muss zu Vater.  
Restaurant. Szene mit Kammerfrau packend? - Empfinden des  
Kindes aus den Zwischen können ...

feld seine trügerische Nähe behält und sich, als füttere er statt meiner Ohren die Gänge eines alten Versäumnisses, unmittelbar in meine Erinnerung schleicht: ich bin ewig auf keinem Eis mehr gewesen, Maat, ich könnte dir doch Schlittschuhe kaufen.

Vielleicht nur Bedürfnis nach Bewegung: eigentlich friere ich ja nur noch, friere jetzt hemmungslos, auf die Art, die durch tiefes Atmen ärger wird, weil man nie so lange durchhält, bis sich der überschüssige Sauerstoff in Wärme verwandelt. Immer schlecht in Chemie. Habe pfiffigerweise den Mantel im Wagen gelassen, dachte wohl, ich müsse dann mit halboffener Jacke neben dem Maat hergehen können, bereit für Dinge, bei denen ein Mantel nur stört, hohe Lagen, zum Beispiel. Früher habe ich ihn hochgeworfen und ihm so viel freien Fall zu kosten gegeben, daß ihm sogar das Gebrüll im Hals stecken blieb. Wenn du dann doch aufgefangen wurdest, fehlte deinem Jubel etwas, und meinem Lächeln auch.

Es rumort hinter dem Fenster des einen Sälchens, das mit Papiertannen verklebt ist; wenn das sein Sälchen ist, kann er mich gesehen haben, etwas unter Bäumen, einen Mann, vor dem man Kinder warnt. Die ersten rennen heraus, einer davon mit einem ultrabraunen fetten Prokuristengesicht, rennen bis vor meine Füße und scharren dort im Laub einen Prügel hervor. Ich stehe höflich beiseite. Eine weitere Gruppe; der Maat ist nicht dabei, der Zeitschinder, letztes Mal rannte er. Stopp, sagt der kleine Prokurist und steckt seinen Prügel in eine Mädchengruppe, du Hurensau. Ein Mädchen, Brillenträgerin, ist zwischen Prügel und

Hag gefangen. Ich komme ja gleich, sagt es halblaut, aber die andern sind schon weggelaufen, ohne sich umzusehen. Jetzt mußt du einmal sehen, sagt der Gebräunte zu seinem Kumpan und drückt das Mädchen gegen Hag. Dann schlägt er ihm den Prügel mit aller Kraft über den Rücken. Er zerbricht. Er schlägt ihm den Prügelstumpf mit aller Kraft gegen den Bauch. Sie läuft gar nicht richtig weg, schreit auch nicht, als hätten die Prügel sie blöde gemacht. Jetzt reichs aber, sagt der Mann, vor dem man Kinder eigentlich warnt, tritt zwei Schritte vor und greift nach dem Prokuristen. Ist *mir* doch gleich, sagt der, duckt sich weg und bleibt stehen. Macht mir doch nichts. Weder nützt das Mädchen die Gelegenheit, wegzulaufen, noch in meiner Nähe Schutz zu suchen. Auch der kleine Prokurist wahrnt nicht mehr als fünf Schritte Abstand. Es ist, als hätte ich Katzen im Februar gestört. Wir stehen sprachlos herum, diese Eingeborenen und ich, dann wird es dem Prokuristen zu dumm, und er schlendert weg, summend, indem er den Prügelrest auf seiner Handfläche tanzen läßt. Jetzt erst stiehlt sich das kleine Mädchen mit einem schäbigen Blick in seinen Brillenaugen näher und beginnt zu plappern. Ich blicke über den Zwergen hag.

Kennst du Michael? frage ich schließlich, ich bin nicht gern ein stummer fremder Mann, außerdem verläßt mich die Geduld: was ist mit dem Maat, er weiß doch, daß ich warte. Ich sage: Michael, nehme an, daß es nicht gelungen ist, eine Abkürzung für ihn zu finden, oder daß die sogenannte Tante keine gebraucht. Hier genießen die Kinder alle Silben, die ihre Mütter den

Hofberichten abgelauscht haben oder einem Kosmetik-Spot: Daniela, Raphael, Petra und natürlich, aus besseren Gründen, den einen oder andern Attilio oder Luigi; ist der kleine Prokurist einer? dann weiß er vielleicht, warum er zurückprügelt. Das kleine Mädchen scheint Fragen nicht zu hören, es faßt mich bei der Tasche, ich kann es seinem faden lauen Griff gleich anfühlen, warum es so leicht geprügelt wird. Es plappert von einer Kreuzung, an der die drei Farben immer zu rasch wechseln, ich soll mitkommen und selbst sehen. Natürlich fürchtet es sich doch nur vor Luigi, der hinter der Ecke wartet, um seine Eingeborenenhandlung fortzusetzen; vielleicht zerkratzt er so lange meinen Wagen. Das Mädchen behandelt mich weder als Retter noch als Mann, vor dem man Kinder warnt, eher als eine Art nützliches Sperrgut. Auch wenn es keine Hurensau ist, lästig ist es ganz bestimmt. Neue Zwergvölker drängen aus der Tür. Jetzt kommt auch der Maat.

Er drückt sich so in seiner Gruppe herum, daß er nie vorn ist; ich hebe leicht die Hand. Er rennt einen sinnlosen Bogen, Wegverlängerung, ruft etwas, aber von mir weg. Es ist deutlich, daß die Gruppe ihn nicht aufnimmt. Ich löse die Finger des Mädchens ab und stoße es daran ein Stück weiter. Der Maat ist etwas magerer als die andern, sein kummervoll schmales Halunken Gesicht bewacht mich aus blauen Augenwinkeln voll Verdacht, aber er kommt näher, von seiner Gruppe, zu der er nicht gehört, mitgetrieben. Ich rühre mich nicht, spiele Baum unter Bäumen, das reine Dasein einer Futterkrippe, die man anlaufen oder passieren

kann je nach Hungergefühl. Ein letzter schwacher Umweg von mir weg dann zu mir.

Grüß dich, sag ich.

Wo habt Ihr den Kreisler?

Ein Stück weiter. – Ich nicke mit dem Kinn stadtwärts.

Fahrt Ihr zum Seeteufel? fragt er.

Da waren wir doch letztes Mal.

Dann zum See.

Ich habe mir geschworen, diesmal kein einziges Mal Weißtu Michael zu sagen. Ich sage: wir haben nicht so viel Zeit. Warum zeigst du mir nicht die Tiere da hinten? Die Wildschweine. Ich habe sie jahrelang nicht mehr gesehen.

Ich schon, sagt er.

Wir gehen nebeneinander her durch das dicke Laub, das er aufpflügt. Wenn wir auf ebenen Weg kommen, setzt er diesen übertriebenen, weit ausgreifenden Schritt fort. Ich blicke über die Schulter; das Mädchen ist nicht mitgenommen worden, steht immer noch am Hag. Vielleicht müßte man es wirklich über die nächste Kreuzung führen, weil es farbenblind ist, oder langsam, oder auch eine Art Waise.

Kennst du das Mädchen?

Nein, sagt er ohne umzusehen. Kauft Ihr mir dann einen Kaugummi?

Ich gebe mir Mühe, bequem neben ihm herzugehen, zuverlässig brummend bei jedem Schritt, in mich selbst versunken, aber nicht genug, um ein Gespräch abzuweisen. Als er noch kleiner war, die Abstände meiner Besuche für ihn größer, fing er immer mit Sie an, fuhr

mit Ihr weiter, das Du kam erst, wenn er mich im Eifer mit seinem Großvater verwechselte, was ihm gar nicht auffiel: das Du galt seinem Eifer. Damals nahm er gleich meine Hand, jetzt nicht.

Die Rehe sind, wäre das Gitter nicht, fast in Reichweite gerückt. Er denkt nicht daran, stehenzubleiben, der witternd geraffte Samt der Mäuler streift mit einem Hauch verdauten Heus an uns vorbei. Er schlägt mit der Hand, ohne hinzusehen, gegen die Drahtmaschen, einige Tiere hüpfen hölzern beiseite.

Hast du das Messer noch? frage ich.

Das ist weg, sagt er.

Einfach verloren?

Er nickt. Gehen wir zum Kreisler, sagt er.

Wir fahren dann damit nach Hause.

Und vorher?

Essen.

Essen wir dann am See?

Er ist hartnäckig. Der See ist eine Autostunde entfernt, und ich habe nur drei Stunden Zeit, dann muß ich in eine andere Stadt, um eine Rede zu halten, in der politische Delikatessen vorkommen. Außerdem dürften die Boote Mitte November längst eingezogen sein.

Jedenfalls am Wasser, sage ich und deute zum Fluß.

Vor dem Käfig, in dem ein Goldfasan hysterisch hin- und herrennt, geht ein freier Goldfasan und zieht bei jedem Schritt seine heikel geraffte Hühnerkralle nach. Es sind wirklich nur Hühner, sage ich, du siehst es deutlich.

Mit dem Satz kann er nichts anfangen.

Ich erkläre ihm die Ibis, und daß sie einmal heilig

waren. Mir gefallen *die*, sagt er. Es sind welche mit metallisch glänzenden Hälsen und tieforange Ringen um die Pupillen. Maat, du fällst auf Nutten-Effekte herein. Wir suchen die Namen zu den Vögeln. Es kommt nicht alles zusammen. Namenlose Vögel wohnen an falschen Adressen. Was steht da? fragt er. Dabei kann er lesen, es geht ihm nur zu langsam. Ich betrachte ihn respektvoll: wo hat er das her, daß er nicht glänzen will?

Die Italiener fressen sie sowieso, sagt er.

Den verschlossenen Teil des Parks erreicht man durch das Volieren-Gebäude. Das Fräulein an der Kasse hält außer Billetts und Futterkörnern auch Toblerone feil. Nachher, sage ich, sonst ißt du nichts. In zehn Minuten schließen wir, sagt die Kassendame, nachdem sie uns Karten und Toblerone verkauft hat. Komm, sage ich, gehen wir rasch, und ergreife seine Hand. Er läßt sie mir. Ich versuche sein Gesicht durch lange Schritte zu röten. Wo hast du die Schokolade, fragt er ohne Frage-ton, steck sie nicht in die Tasche, ich habe sie nicht gern weich.

Sie schaut noch heraus.

Dann wart mal hier.

Er bleibt vor dem Mausekäfig stehen. Es ist eine Art Bild an der Wand, ein kleines verglastes Rechteck, in das ein Zementklotz mit Furchen eingelassen ist, die als Gänge dienen, ein Spielzeuglabyrinth. Es erweitert sich in der Mitte zu einem Nest, in dem zusammengeschmiegt vier rasch atmende weiße Mäuse hocken, Schlangenfutter wahrscheinlich, das hier nochmals als Ausstellungsgruppe dient: so hat man sich einen Maus-

bau im Aufriß zu denken, die Glasplatte führt einen Schnitt durch versteinerte Erde. Michael legt die Hände auf beide Seiten des Bildes und dazwischen seinen Kopf mit der Nase aufs Glas, nur zwei Millimeter von den Mäusen entfernt, die nun Dämmerung haben.

Wollen wir drüben wieder hinaus? frage ich. Die Wildkatzen ansehen? Für was, sagt er und versucht die Verdunkelung der Mäuse zu verbessern. Komm, sage ich, wo es draußen viel schöner ist.

Dann gehe ich allein, sage ich und gehe, soll er die teuren sieben Minuten bei seinen Mäusen vertrödeln.

Der Maat hat mich eingeholt, poltert ein paar Meter entfernt durchs Laub.

Daß du aber auch das Messer nicht mehr hast, sage ich. Das war ein Messer, so eins verliert man doch nicht. Besonders, wenn man es sich so sehr gewünscht hat.

Die sind nämlich auch weg, sagt er und deutet mit dem Kopf zu den Katzenkäfigen hinüber. Ein Baum fiel ihnen auf den Käfig, machte ihn kaputt, und dann sind sie weg. Warum läufst du so.

Aber da sind sie doch, sage ich und streichle mit hochgezogenen Augen den bösen prallen Plüsch, der faul und gesammelt auf irgendeinen Sprung wartet, der ihn durchzucken könnte, die Schlitze einen Blickbruchteil lange geöffnet hat – oh, ich habe ihn erwischt – und dazu die Ohren von außen nach innen dreht, so daß sich die feinen Ohrhaare im Hauch einer großen Abwesenheit rühren. Zwei haben sie wieder, sagt er, nur zwei. Die dritte ist immer noch weg. Ganz

langsam verhungert die. Die verhungert mit der Zeit. Ich antworte nicht, schaue gradaus auf die Katzen, spüre aber im Augenwinkel seinen lauenden Blick. Ich finde sie *zu klein*, sagt er. Dort ist schon der Mann. Wir müssen raus.

Er hat recht. Vor den Pelikanen, beim Ausgang, ist ein Gärtner erschienen und legt in unserer Richtung die Hand an die Stirn. Offenbar stehen wir in der Sonne, tatsächlich, jetzt ist Sonne im leeren Wald.

Ich kehre mich um, nehme seine Hand, gehe schnell. Ich kann einer Aufforderung zum Verlassen des Areals immer noch nicht ausreichend widerstehen.

Jetzt hast du die Wölfe nicht gesehen, sagt Michael an meiner Hand, atemlos vor Schadenfreude, und die Luchse nicht, und nicht einmal die Biber. Die sind alle *größer* als die Katzen.

Du zeigst mir dafür die Wildschweine.

Wenn du nachher zu mir kommst, zeige ich dir den Raffi.

Wer ist das, frage ich.

Das sage ich nicht. Ra-fa-el.

Der Mann fragt: Ist noch jemand draußen?

Wir haben niemand gesehen.

Bevor er die Tür zuziehen kann, drehe ich mich nochmals um. Der Wald trägt seinen November so hell, als wärs ein Vorfrühling. Ruhig und blaß liegen die Inseln einiger Wolken im Geäder der Kronen.

Da ist der Fluß. Blauschwarz und unerschöpflich wie Indianerhaar schwimmt er heran und rutscht schräg über flache Schwellen ab, die seinen Lauf dichter und träge machen. Aus der nahen Kläranlage treiben

Flecken wie Schimmel vorbei, aufbereitetes Eiweiß, von dem sich, schmutziger weiß und in unmerklichen Stößen, ein paar Schwäne absetzen. Die kunstvolleren Wasservögel, die noch zum Park gehören, haben einen eigenen Kanal für sich, mit RispENZEUG vergittert. Dahinter sehen die Pekingenten noch chinesischer aus, und die Störche ähneln denen im Bilderbuch.

Am Tisch, er sitzt jetzt richtig am Tisch, in der Strickjacke mit dem großen Reißverschlußring, der selbstausgezogene Overall hängt an der Lehnecke (ich hänge ihn ordentlicher), versucht mich mein Sohn einzuordnen. Wo ich hingeh? – Schon gesagt. – Woher ich komme? – Das weißt du doch Maat. – Wer sonst noch da ist? Außer mir? – Meine Frau. Alexander. Dazu suche ich für uns beide auf der Karte was aus. Himbeereis, soviel weiß er. Königinpastete vielleicht? Kunstvoller geschlachtete Tierarten sagen ihm nichts. Er läßt sich von der Königin, die er aus Büchern kennt, ködern. Ich ein Rehschnitzel, Fräulein. Sie sind doch frisch? Als ob diese Frage in einem Gasthaus der Welt verneint würde. Bitte, dort oben standen die Rehe, taufrisch. Wir sehen den Fluß durch die Fenster. Er ist noch teeriger geworden und blendet doch. Wenn man wüßte, wo man die Storen herunterläßt, brauchte das Blinzeln nicht weiterzugehen.

Endlich gehen die verdammten Storen von selbst nieder, die ganze verglaste Front lang. Das Blinzeln ist plötzlich weggewischt, die Umrisse an den andern Tischen werden plastisch, man sieht die Gesichter zu den breiten Lauten, die sie bilden. Es ist auch die Sprache Michaels geworden, mittlerweile.

Jetzt wüßte ich aber gern, wer Raffi ist.

Rat einmal.

Er heißt fast wie du.

Wer heißt sonst noch so?

Ein Engel.

Der Maat staunt. Heiße ich auch wie ein Engel?

Michael und Raphael sind die Namen von Erzengeln.

Es gibt gar keine.

Nein.

Aber Raffi gibt es.

Ist Raffi ein Tier?

Der Maat zuckt die Achseln und ziert sich fürchterlich.

Ein Goldhamster?

Ach was, ein Goldhamster, die sind doch viel zu klein.

Ein Esel.

Ich bekomme doch nie einen Esel. Weil wir nicht genug Platz haben.

Die Königinpastete kommt zuerst, ein braunes Dächlein über dem Saucenberg. Ich nehme die Gabel und arbeite das Ganze wieder zu Urbrei zusammen. Michael weiß keine Einwände, Essen bleibt Arbeit für ihn, so oder so, wenn es nicht Dessert ist. Er habe nie Hunger, sagt seine Mutter, er nasche zuviel.

Hier respektiert er die Situation Restaurant, bewahrt Haltung, die ihm der große Stuhl, das komplette Besteck und der fremde Vater abverlangen und für die ihn das Fräulein rühmt. Die Gabel mitten am Stiel haltend, trägt er den Urbrei in seinen Mund ab; immer häufiger läßt er sie darin liegen, wartet auf das Wunder, daß sich der Brei von selbst verzehrt, und greift mit beiden Händen nach dem Glas, an dessen Rand

sich Monde aus Brei absetzen. Es ist das zweite Mal geleert; das reicht, um auch die Pastete, von der noch fast alles übrig ist, abzuschieben. Zwei Gabeln Salat füttert ihm der Alte eigenhändig nach, wie früher, als er noch klein und die Welt in großer Unordnung war. Deswegen hättest du nicht blaß zu bleiben brauchen, Maat. Noch eine Gabel? Nein? Also her mit dem Himbeereis.

Er ißt es langsamer, als ich dachte, nascht offenbar gewohnheitsmäßig; ich kann mit dem Rehschnitzel bequem aufholen. So wird es Crème, sagt er und zeichnet mit dem Löffel Marmorschlieren auf den Schalenboden, Himbeer und Pistache. Das Grüne habe ich ihm angedreht, obwohl er lieber Schokoladeeis gehabt hätte. Aber erstens habe ich noch richtige Schokolade in der Tasche, und dann, warum soll er nicht das Unbekannte versuchen, wenn sein Vater das so gerne will. Raffael ist übrigens ein Kaninchen. Er hat es seit gestern und hält es auf seinem Zimmer.

Gibt es auch Pistasch in Biel, wo du hingehst? – Ja, Maat, in Biel wird es auch Pistasch geben. – Und wo du herkommst? – Auch. – Bekomme ich einmal Pistasch bei dir zu Hause? Wer ißt dann auch noch Pistasch, wenn wir essen? – Wer wohl, muß ich nochmals die Wahrheit sagen? – Meine Frau. – Und Alexander? – Noch nicht, viel zu klein. – Kann er nicht einmal das? – Nicht einmal das. – Weiter will er nichts von uns wissen. Den Kaffee schenke ich mir, ein Opfer, aber was hat er davon, zu meinem Kaffee stillzuhalten, wenn sein Pistache erschöpft ist. Ich ziehe die Puppe aus der Tasche, fahre ihr mit dem



Mittelfinger in den Kopf, mit dem Daumen in den linken Arm und dem Ringfinger in den rechten Arm. Es ist eine kunstgewerbliche Puppe, mit einem Regen weißen Haares, das über zwei grüne Augenknöpfe und den ledernen Schnabel fällt. Sie hat einen rot-weiß gestreiften Leib und hält sich etwas gichtig und verschroben, wie meine Hand darin, der gekrümmte Zeigefinger hat hinter ihrer Brust wenig Raum. Aber Kopf und Arme bewegen sich, knicken ein, das ist die Hauptsache, nicht wahr, Maat.

Wo hast du den her? – Aus Schweden. – Wem gehört er? – Er gehört dir. Er ist aus dem Geschichtenbuch, das ich dir letztes Mal gebracht habe. Erinnerst du dich? An Mumin und Mumrick?

Er erinnert sich nicht. Seine Mutter hätte ihm ruhig daraus vorlesen dürfen. Nur weil ich es mag, wird es kein uninteressantes Buch.

Wie heißt das?

Es steht da innen, sage ich, drehe den Rocksäum der Puppe um und lese einen fremden Namen.

Gib einmal.

Es ist ein Geist, sage ich und weiß nicht, ob das eine gute Idee ist.

Ein Geist? fragt er und schlüpft mit der Hand hinein.

Ein guter?

Wo der herkommt, da ist der Winter so lange, da brauchen sie viele gute Geister.

Aber der ist der beste von allen?

Guck doch sein Haar an.

Er schüttelt es. Dann rutscht er vom Stuhl und fackelt mit seiner verkleideten Hand, mit Schnabel und Arm-

stummel im Saal herum. Ich bin ein Geist, ruft er. Er ruft es schamlos laut, er ist es ja nicht selbst, der so schreit. Die Leute gucken erst erstaunt, dann lächeln sie, die Schafsköpfe. Die halten ein Kind mit einem Geist an der Hand allen Ernstes für lieb. Wenigstens leise ist er nicht. Er macht ihnen die Nachsicht sauer. Wenn sie zu mir, dem Verantwortlichen, hinüberblicken, nimmt es jenen kleinen scharfen Zug um den Mundwinkel an. Er behandelt die wehende Puppe als Flugzeug, macht Motorengeräusch und zieht Kreise, hart an Tellern, Mänteln, an jenen kleinen Zügen um den Mund vorbei; er überholt sie spielend. Der Lärm wächst, die Kreise werden enger, suchen einen Punkt, um den sie sich zusammenziehen können, fast habe ich ihn vorhergesehen, es ist mein Hals, der Geist springt meinen Hals von hinten an und hat mich beim Kragen. Ich ziehe den Kragen ein, da rutscht der Geist, jetzt geräuschlos, seine getarnte Körperwärme mitführend, gegen mein Haar dem Wirbel zu, einmal, und dann noch einmal. Die Gestörten haben sich wieder ihren Plättchen zugewandt, der Geist torkelt sanft von meinem Kopf weg in eine besonders leere Leere. Gehen wir, sagt Michael. Zum Kreisler. – Er ist unheilbar.

Es ist zu spät für die Wildschweine, sagt er.

Warum, wo sind die?

*Viel* weiter vorn, ich habe gemeint, du wüßtest das.

Wir müssen zum Kreisler, sonst kommst du zu spät.

Aber den Raffael bekomme ich noch zu sehen, rufe ich ihm nach, denn er rennt schon voraus, bergauf.

Er steht schon lange beim Chrysler und fährt mit dem Finger über die Rostnähte im weißen Lack.

Da fällt es auseinander, sagt er, ich habe noch nie ein so kaputtes Auto gesehen.

Das kommt vom vielen Waschen, sage ich und suche nach Luft. Vorn oder hinten?

Vorn. Dann muß er sich anschnallen lassen. Aber erst alle Knöpfe drücken. Innen ist der Chrysler schön, er sieht aus, als hätte eine Jukebox Weihnachten. Hupen. Nochmals hupen. Ich sehe mich nach den Rehen um, aber nur die Fußgänger stellen die Köpfe. Schluß, Maat. N wie Neutral, gut, erst anlassen, aber dann wirst du gefesselt. Es geht um dein Leben, Maat, da muß mir Gewalt erlaubt sein. Ich drücke auf den Zahn D. Der Chrysler schwimmt an, verschluckt sich zart und murkelt tiefer.

Wozu habt ihr das? fragt er die Kopfstützen. Ich erkläre ihm die Geschichte vom Auffahrunfall, rede, die Augen hart am Verkehr, von Fliehkraft und Trägheit. Michael besteht darauf, daß es einen bei Unfällen *immer* nach vorn wirft. Mama hat es selbst gesagt. Darum schnallt man sich doch an. – Wenn du vorn anstößt, wirft es dich nach vorn, und wenn dir einer hinten reinfährt, klappst du nach hinten.

Mich wirft es *immer* nach vorn. Gut, hab du deine eigene Physik, Maat. Deine Schokolade ist alle, ich versteh ja, daß du jetzt recht haben mußt. Ihr habt also nicht mal Kopfstützen in eurem Auto, sage ich.

Weil wir keine brauchen, sagt er. Wir haben alles, was du hast, und noch viel mehr, außerdem hupt der Simca besser. Er greift mir ins Steuer und drückt die Hupstange. Frieden, du Ungeheuer, sage ich. Wenn du das im Verkehr machst, schlag ich ganz hart zu.

nen und schießt damit blindwütig der Straße zu. Bevor ich ihn zu fassen kriege, rutscht er und fällt; ich sehe ihn unter einem Lastwagen verschwinden. In Wirklichkeit hat er nur die Kopfstützen fallen lassen, zwei riesige Boxfäustlinge, und den Schlag des Simca aufgezerrt. Dann kriecht er hinein, wirft allerlei Kram, Zeitungen, Bücher, über die Vordersitze nach hinten, beugt sich zurück und zieht die Stützen hinein. Ein paar heftige Bewegungen, dann sitzen sie, wo sie nicht hingehören, nicht gebraucht werden, zwei kopfähnliche Gespenster.

Ich beuge mich hinein.

Sie passen, sagt er. Kommt.

Die passen doch überall, sagt seine Mutter, dafür sind sie gemacht.

Hup einmal, sage ich.

Für was, sagt er.

Ich ziehe die Nackenstützen sanft wieder weg, es eilt jetzt wirklich.

Sag Konsum, sagt er.

Konsum.

's Füdli voll Schuum, sagt er und blickt steif gradeaus.

Ich sage: Hör, Michael, jetzt zeigst du mir noch den Raffi, aber schnell, dann muß ich einfach weg.

Für was, sagt er, immer noch steif.

Aber hör einmal. Ich will doch den Raffi noch sehen, das ist doch klar.

Er ist oben, sagt er.

Ich gehe, erst zögernd, dann schneller ins Haus, werfe im Vorbeigehen die Stützen in den Chrysler. Die Treppe hinauf renne ich und blicke dabei auf die Uhr.

Übrigens stellen sie das alles in der gleichen Fabrik her, den Simca und den Chrysler.

Deinen haben sie *früher* gemacht, sagt er. Jetzt machen sie unsern.

Ich hätte auch lieber einen Simca.

Er sieht mich von der Seite an: das kann ja nicht wahr sein. Ich bringe den Chrysler mit einem wiegenden Schweben zum Stehen. Der Maat bemerkt so etwas natürlich nicht. Er ist schon aus den Gurten.

Jetzt spielen wir mit Raffi.

Frag erst Raffi, sage ich und begrüße seine Mutter.

Gut, sage ich. Er verändert sich alle vierzehn Tage, du glaubst es nicht. Sie hat ein neues Hosenskleid an.

Nur eine Zigarette, bitte, sage ich, ich bin eigentlich schon längst weg.

Der Maat stürzt ins Haus. Wir kommen langsamer nach. Drinnen legt sie eine Platte auf. Atlantis, eine schlechte Kopie von Hey Jude, aber ich sage nichts; Hey Jude ist auch schon eine Weile her, wir streiten nicht mehr um Nuancen, das ist abgetan. Michael kommt nicht zurück, gräbt wohl oben in seinem Zimmer nach dem Kaninchen. Donovan überläßt sein Geflüster einem Chor zur besseren Stereophonie, der Rauch steigt wortlos und nicht ungastlich.

So, sage ich und drücke die Zigarette aus. Der Maat steht ohne Laut in der Tür. Wie wir vorbei wollen, packt er die Hand seiner Mutter, mit der andern mich an der Tasche, und zieht uns nach draußen. Schau, der hat Nackenstützen, sagt er. Wegen der Auffahrunfälle. Ich muß nur schnell probieren, ob sie beim Simca auch passen. Er reißt die Stützen von den Leh-

Im Zimmer herrscht jede Unordnung. Teile von Metallbaukästen, Kasperlepuppen (andere), Autos, eine kleine Tankstelle, Reste eines Weckers, und überall Spuren von Kleie oder Häcksel. Richtig, in der Ecke steht der kleine Stall, offen. Ich stoße die Tür ganz auf, schiebe einen schwachen Widerstand weg; da liegt das Kaninchen auf der Seite, die Augen offen, etwas Blut an der Schnauze. Man kann auf dem gelben Fell die Ränder sehen, wo er hingetrampelt hat. Dicht daneben das hellere Fell der Indianerweste, die ich ihm vorletztes Mal mitgebracht habe. Ich hebe den Kopf des Kaninchens an. Er ist schlaff und noch warm. Ich nehme einen Karton (zum Spielzeug Aufräumen), lege das Tier hinein, nehme ihn unter den Arm, gehe die Stufen hinunter. Ich stelle das Paket auf den Rücksitz des Chryslers.

Neben der Tür steht Michaels Mutter und schreit zum Straßenrand hinüber: Hör auf! Der Simca hupt, kurz und lang, der Verkehr macht einen Bogen um ihn. Sie will gerade hinlaufen und den Lärmer, den Mörder holen, als ich sie beim Arm erwische. He's killed the animal, sage ich, please don't make a fuss. I am taking it away. Just put his room in order. Ich weiß nicht, warum ich englisch rede, er kann uns nicht hören, er hupt zum Steinerweichen.

Meine Frau, meine frühere Frau steht ohne eine einzige Bewegung. Ich springe in meinen Wagen, lasse ihn anlaufen und fahre rückwärts hinaus. Neben dem Simca, der jetzt verstummt ist, lege ich an und drehe die Scheibe herunter. Er tut desgleichen.

Prima Hupe, sage ich. Ich komme bald wieder, Maat. Machs gut.

Das Kaninchen war nämlich zu klein, sagt er.

Eben. Wir suchen uns etwas Größeres.

Ein Wildschwein? fragt er.

Einen Erzengel, sage ich. Tschau.

Und fahre los. Wir hupen beide, ich kurz, er länger. Im Rückspiegel sehe ich noch, wie seine Mutter ihn aus dem Auto hebt.

Und jetzt los wie der Satan, den Braten auf dem Rücksitz, nach Biel, zu den übrigen Delikatessen.

Peter Weber

Der Wettermacher

Suhrkamp 1993

Frankfurt 1993

Oben auf dem Chäserugg, gerade neben der Bergstation der Luftseilbahn, auf einer Höhe von zweitausendzweihundert-zweiundsechzig Metern über Meer steht, Wetter, Winden ausgesetzt, ein Restaurant. Es wird ganzjährlich betrieben.

Drumherum, scharenweise:

Dohlen.

Rabenschwarz, federleicht, im Aufwind segelnd.

Sie scheren sich um Menschliches.

Gekrächze.

Von hier oben aus werden verschiedene Gleitflugsportarten ausgeübt, Interessenten zwischen sieben und siebzig melden sich am Buffet, Preis nach Gewicht und Absprache.

Da oben liegt bei guten Sichtverhältnissen die ganze Welt zur Anschauung vor, man kann ins Inland und ins Ausland sehen.

Im Süden, jählings abgeschrofft, Tausende von Metern absackend:

Fels.

Wände.

Dann das Meer, endlos:

Watte.

Weiß.

Gleißend.

Darunter, tiefblau und nur zu erahnen: Der Walensee, letzter Rest jenes Meeres, das wir in uns tragen. Daran ist das Dörfchen Quinten angemacht. Dort allein, in von allen Seiten von Fels abgeschotteter Südlage und nur per Schiff zu erreichen,

gedeiht noch jener unsägliche Wein, der Berge versetzt.

Dahinter der afrikanische Kaukasus.

Kühl und blau.

Riesig und zerklüftet.

Täler, kleine, enge Welten ausformend.

Zungen prägend.

Furchtbar.

Still.

Vielfalt.

Das Glarnerland.

Die innere Schweiz.

Die italienische Schweiz.

Das etruskische Italien.

Das hellenische Sizilien.

Das afrikanische Arabien.

Das arabische Afrika.

Gegen Morgen zu sehen, vernebelt:

Das Rheinland.

Eine Kanalwelt schimmert durch.

Es geht geradeaus.

Das Fürstentum.

Dahinter Österreich.

Kaukasisch.

Dramatisch.

Im Norden:

Das schwäbische Meer.

Auf kleiner Flamme köchelnd.

Schwitzend.

Weiter, unendlich weit reichend, und im Dunst:

Der große Kanton.

Der hochdeutsche Dschungel.

Grammatikvögel schwaden am Horizont.

Näher, naheliegend, auf der anderen Talseite:

Hügelland, zigeunerisch, im Galopp Fels werdend.

Das Appenzellerland.

Ungarn inmitten.

Kuppen.

Die Appenzeller sind keine Talmenschen.

Davor, zwischen Toggenburg und Appenzellerland:

Der Alpstein.

Der Säntis.

Die Betonburg darauf.

Die offizielle Wetterwarte.

Antennen.

Daneben der Schafberg, falzgeschwungen.

Der Schafberg ist der schönste Berg im Kanton Toggenburg.

Zwischen Säntis und Schafberg:

Das Matterhorn.

Wie es im Bilderbuch steht.

Talab und einigermaßen gegen Norden:

Hang, Hänge, das feingestreute Häusernetz, Klumpungen, Klügel da und wo, Wald, Bärte, Wäder, Matten, Weiden, Bäche, Aderlässe, der Fluß, die Thur, sich windend, das Tal, die Krümmung, Krummenau, das Gehügel, die Straße, die Bahn, das Tal, der Fluß, die Thur.

Alles fließt in die Thur.

Die Thur fließt im Mitteltoggenburg ins Meer.

Allein die obersten Stockwerke der drei Hochhäuser ragen aus dem Meer heraus, schön freistehend und in der Talmitte tief verankert sind sie von überall her gut zu sehen:

Drei Mahnfinger.

Panzersperren.

Schweizerische Buchpremiere

HANS REUTIMANN

*fehlt in  
Dr. Boxlers Autorenverzeichnis.*

liest aus seinem Buch und signiert

Bericht von der unteren Wiese  
oder die Aepfel der Kindheit

Samstag, 11. Dezember 1993

17.00 Uhr, Buchhandlung Limmattal

Eintritt frei

**Buchhandlung  
Limmattal**

Littera AG



Annelies Meyer  
Bremgartnerstrasse 11  
8953 Dietikon  
Tel. 01/740 06 66

Der kleine, aber renommierte Literaturverlag des bekannten, im Jahre 1990 früh verstorbenen Schaffhauser Buchhändlers und Verlegers Peter Meili erhält in Dietikon eine neue Heimat.

Anfangs Dezember erscheint der von Wolfgang R. Felzmann herausgegebene Roman "Bericht von der unteren Wiese" des Ostschweizer Schriftstellers Hans Reutimann, der die Geschichte einer Kindheit, einer Jugend und den Eintritt eines Menschen in die Welt schildert.

Hans Reutimann wurde 1923 in einem kleinen Dorf im Zürcher Weinland geboren. Er begann eine Gärtnerlehre in einem Limmattaler Dorf, später brach er die Lehre ab und zog nach Zürich, wo er das Primarlehrerpatent erwarb. Er unterrichtete an Schweizerschulen in Lima (Peru) und Bangalore (Indien). Nach seiner Rückkehr in die Schweiz war er während zehn Jahren als Journalist und Schriftsteller tätig. Von 1970 - 1988 betreute er bei der Zürichsee-Zeitung die Redaktion der wöchentlichen Literaturseite "Autoren und Bücher". Er veröffentlichte umfangreiche Arikel zur Kultur und den Lebensproblemen verschiedener Länder, wie Indien, Tibet und dem früheren Jugoslawien.

## Publikationen

- Peru – Reich der Sonne, Reihe "Das offene Fenster"; 1955<sup>\*</sup>  
Aber in Spanien, Reisebuch; 1956<sup>\*</sup>  
Inka Runa, Erzählung; 1958<sup>\*</sup>  
Birbal der Trommler, Jugendbuch; 1960<sup>\*</sup>  
Haus der Bilder, Jugendbericht 1; 1963<sup>\*</sup>  
Im Bann der Verknüpfung, Jugendbericht 2; 1966<sup>\*</sup>  
Bantam führt Gespräche, Roman; 1968<sup>\*</sup>  
Das Drachenfest, Jugendbuch; 1970<sup>\*</sup>  
Oestliche Ziele, Reisebilder und -gedanken; 1979<sup>\*</sup>  
Dilpasand – Die Botschaft der kleinen Elefanten, Jugend-  
buch; 1982  
Bericht von der unteren Wiese oder die Aepfel der Kind-  
heit, Roman; 1993

\* vergriffen

## Auszeichnungen

- C.F. Meyer-Preis, 1962  
Schweizer Jugendbuchpreis, 1972

# **Veranstaltung**

**der**

# **Buchhandlung Limmattal**



Verlag Peter Meili (AG)  
Dietikon / Schaffhausen

# KULTUR IN DIETIKON

Sonntag, 5. Dezember 1993, 11 Uhr  
Gemeinderatssaal Stadthaus Dietikon

## MATINEE

**Mirjam Tschopp**, Violine  
**Daniel Zbinden**, Klavier

**Mirjam Tschopp**, 1976 geboren, erhielt seit ihrem siebten Lebensjahr Violinunterricht. Mit 13 Jahren trat sie erstmals als Solistin auf. Seither konzertiert sie regelmässig im In- und Ausland, so in Helsinki, Hamburg und an den Bruchsaler Barocktagen.

Seit 1990 erhielt die begabte Geigerin in der Sparte Violine mehrere 1. Preise und Auszeichnungen. 1993 wurde das Primavera-Quartett, das sie als erste Geigerin anführt, gesamtschweizerisch als bestes Ensemble mit dem 1. Preis mit Auszeichnung bedacht.

Mirjam Tschopp ist Schülerin an der Kantonsschule Urdorf.

**Daniel Zbinden**, 1963 geboren, besuchte das Gymnasium in Glarus. Nach der pianistischen Grundausbildung studierte er in Paris am «Conservatoire International de Musique» (Abschluss mit Premier Prix) sowie in Zürich (Lehrdiplom und Konzertreife-Diplom) an der Musikhochschule. Parallel zu seiner musikalischen Ausbildung studierte der vielseitige Musiker an der Universität Zürich französische Sprache und Literatur, Allgemeingeschichte und Musikwissenschaft.

Daniel Zbinden gibt Konzerte und unterrichtet Klavier an der Musikschule Glarus.

**Anschliessend Apéro mit Vorstellung unseres neuen Kulturprogrammes für das erste Halbjahr 1994**

Konzertprogramm siehe Rückseite

---

**Eintritt: Fr. 10.- • Türöffnung: 10.30 Uhr**

## **Das Programm:**

---

**W. A. Mozart** (1756 - 1791)

**Sonate F-Dur KV 376 für Violine und Klavier**

Allegro

Andante

Rondeau (Allegretto grazioso)

**S. Prokofjew** (1891 - 1953)

**Sonate Op. 115 für Violine solo**

Moderato

Tema con Variazioni (Andante)

Con brio

**E. Bloch** (1880 - 1959)

**«Baal Shem» (Three Pictures of Chassidic Life)  
für Violine und Klavier**

«Vidui» (Contrition)

«Nigun» (Improvisation)

«Simchas Torah» (Rejoicing)

**C. Saint-Saëns** (1835 - 1922)

**Introduction et Rondo Capriccioso**

**Op. 28 für Violine und Klavier**

Mirjam Tschopp, Violine, und Daniel Zbinden, Klavier, präsentierten ein sehr schönes Konzert. Anschliessend konnte die neue „Kultur“-Karte gekauft werden. 5.12.1993

Weil mir mehrmals bei Magenverstimmungen schwindlig geworden war, suchte ich den Hausarzt auf. Ich konnte zwar jedesmal genau erklären, weshalb mein Magen verstimmt war: zu kalt, zu heiss, zu rasch, zu viel, zu süss, zu fett waren die Speisen gegessen worden und ev. auch zu wenig gekaut! Vor allem wollte ich fragen, ob vielleicht etwas gegen den ekelhaften, sehr bedrohlich wirkenden Drehschwindel unternommen werden könnte. Aus einer Fernsehsendung wusste ich zwar, dass die Magen-Innenwand durch eine „Unzahl“ von Nerven mit dem Hirn verbunden ist, zwecks Programmierung der richtigen Verdauungsflüssigkeit. Hirn und Magen hängen eng zusammen. Einigen Patienten wird leicht schwindlig, andern aber nicht. Der Arzt konnte dafür keine Gründe nennen. Er untersuchte Blut und Urin und vieles mehr, was schliesslich mit den Kosten für die Laboruntersuchungen (Spital Baden) eine



recht heisse Sache wurde. Schliesslich meinte Herr Dr. Grimm, es wäre gut, wenn man noch in meinen Magen hineinschauen könnte, doch dazu besitze er die nötigen Einrichtungen nicht. Er wollte mir die Adressen von einigen seiner Studienkollegen geben, <sup>die</sup> meinen Magen ausleuchten könnten. Oder, fügte er bei, ich könne diese Prozedur auch im Limmattal-Spital ausführen lassen.

Ich überlegte rasch, soll ich, und wenn ja, wo! Da mein Vater im Alter Schwierigkeiten mit seinem Magen hatte: Aufstossen, Schmerzen, Geschwüre, Magenoperation (sein halber Magen wurde entfernt; doch mit kleinen Mahlzeiten und dank der Anpassung der guten Magenhälfte konnte er noch viele Jahre weiterleben), und da meine Mutter seinerzeit eine sogenannte "Magensenkung" berücksichtigen musste durch Liegen auf der rechten Körperseite, sagte ich mir, ich könnte etwas ähnliches geerbt haben, und eine genaue Untersuchung wäre wahrscheinlich angebracht. Um nicht lange den Untersuchungsort suchen zu müssen, entschloss ich mich fürs Limmattal-Spital und liess mich dort anmelden.

Am Donnerstag, 9. Dezember 1993, etwa um 16 Uhr, klingelte mein Telefon: "Da spricht Schwester Roswitha vom Spital. Sie sind doch sicher der Herr mit den Volkstänzen!" So begrüßte mich eine freundliche Frauenstimme, die mich nach einem kurzen Volkstanzgespräch auf Freitag, 10. 12. 1993, 07.45 Uhr, zur Untersuchung bestellte. Nach 20 Uhr durfte ich nichts mehr essen und nichts mehr trinken, und es wurde mir untersagt, mit dem Privatauto zum Spital zu kommen. Nach der Magenuntersuchung sei ich vielleicht nicht mehr in der Lage ein Auto zu lenken!

Gut! Ich richtete meinen Wecker, so dass ich um 07.00 Uhr müchtern abmarschieren konnte. Der Marsch von der Holzmatz bis zum Spital dauert genau 45 Minuten. Das wusste ich seit Marias Spitalaufenthalt 1990. Es war noch dunkle Nacht und es regnete. Ich hatte den Bus-Fahrtplan nicht studiert, konnte also im letzten Augenblick nicht mehr umdisponieren und sagte mir: "Die Wanderung in frischer Luft kann ja nicht schaden."

Im Spital hatte ich Schwester Roswitha bald gefunden, und wurde mehr

oder weniger entkleidet unter einer warmen Wolldecke auf den „Schragen“ gebettet. Für Volkstanzgespräche blieb nicht viel Zeit, denn schon brachte mir die Krankenschwester in einem kleinen Becher eine schleimige, alkoholische Flüssigkeit, die ich als „Aperitif“ trinken musste. Schwester Roswitha glaubte wahrscheinlich, der Alkohol erfreue mich, doch ich sagte nichts! Der geschmacklose Schleim zur Vorbereitung des Magens hätte mir ohne Schnaps besser gemundet. An einem Gestell neben meinem Bett sah ich den schwarzen Schlauch hängen. Ich betrachtete das interessante, komplizierte Gerät mit einiger Ehrfurcht. Während Schwester Roswitha eine Einspritzung vorbereitete, erklärte sie, Herr Dr. Caduff sage dann zu mir, ich müsse tief atmen - machte mir dies auch beeindruckend vor - hierauf müsse ich auf Befehl schlucken. Von der Einspritzung in den linken Oberarm verspürte ich beinahe nichts. Das können die Schwestern wirklich gut und schmerzlos mit ihren sehr dünnen Injektionsnadeln, die sie heute zur Verfügung haben. Im Aktiviendienst waren die ver-

schiedenen Impfungen stets eine blutige und schmerzhaft Angelegenheit. Eine aus etwa acht Soldaten bestehende sogenannte „Gefechtsgruppe“ wurde im improvisierten Krankenzimmer mit entblösstem Oberkörper in eine Reihe gestellt. Der Sanitätsbevollmächtigte kam dann mit seiner groben, schon x-mal benützten Röhrennadel, packte mit der linken Hand am oberen Brustkorb des ersten Soldaten eine dicke Runzel und bohrte mit raschem Schlag seine dicke Nadel hinein. Und schon kam der nächste Wehrmann an die Reihe!

Als mir Schwester Roswitha zum dritten Mal das Tiefsatmen und das Schlucken erklärte, da dachte ich: „Entweder hat sie eine Riesenangst vor Dr. Caduff oder sie zweifelt an meinem Auffassungsvermögen!“

Dr. Caduff war ein netter junger Herr, den ich mit „Allegria“ begrüßte, als er an mein Lager trat. Er war tatsächlich ein tomanisch sprechender Bündner und begann in seiner Muttersprache auf mich einzureden. Doch, ach, ich verstand nicht, was er sagte und musste ihm erklären, dass ich am Radio nur die vierzig „Zweiminuten-Lektionen“ abgehört habe und höchstens Geschriebenes und Gedrucktes langsam entziffern kön-

ne. Da sagte er gut deutsch, ich bekomme von ihm noch eine zweite Einspritzung. Ich sei alsdann etwas geistesabwesend, aber keinesfalls in einer Matrose. Seine Einspritzung in den gleichen Oberarm verspürte ich nur unwesentlich stärker als die von Schwester Roswitha, die aus Fenster trat, den Vorhang zur Seite schob und frische Luft hereinströmen liess.

Da Dr. Caduff verschwunden war, fragte ich, wann ich den schwarzen Schlauch verschlucken müsse. Die Schwester lächelte und antwortete: „Herr Klenk, das machten wir schon längst! Sie haben nun gute drei Stunden geschlafen!“ Ich hatte rein nichts von der gefürchteten Magenuntersuchung bemerkt, verspürte auch keinerlei Veränderungen im Mund oder Hals. Das Tiefatmen und Schlucken soll ich auf Kommando brav befolgt haben, wahrscheinlich dank der dreifachen Einhämmerung vor der Untersuchung!

Als ob nichts geschehen wäre, wanderte ich heim und fragte, wie abgemacht, nach einer Woche den Hausarzt nach dem Befund. Dr. Caduff hatte auf einem eng beschriebenen A<sub>4</sub>-Blatt genau aufgelistet, was alles untersucht und festgestellt wurde. Offenbar ist es sogar möglich, die Spitze der Ma-

gensonde bis zu 180 Grad rückwärts zu krümmen, um lückenlos jede Stelle des Magens zu betrachten. Die Peristaltik sei etwas schwach, der Magen nach unten leicht vergrössert, aber sonst sei alles in bester Ordnung. Er empfehle mir häufigere aber kleinere Mahlzeiten.

Interessant ist auch die Abrechnung, die recht bald nach dem „Schlauchverschlucken“ bei mir eintraf. Ich wurde aufgefordert, Fr. 394.- Herrn Dr. Caduff direkt an seine Privatadresse in Killwangen zu bezahlen, was ich auch sogleich tat. Die Quittung schickte ich der „Schweizerischen Lehrer-Krankenkasse“ zwecks Rückerstattung ihres Anteils. Kurz darauf bekam ich aber von der Kasse eine auf Fr. 42.75 lautende Rechnung mit der Bemerkung, diese Summe schulde ich ihr als Beitrag an die von ihr bezahlte ambulante Spitalbehandlung!!! Diese Rechnung schickte ich der Kasse zurück, nachdem ich darauf geschrieben hatte: „Die Spitalrechnung bezahlte ich am 4.1.94 Herrn Dr. Caduff direkt. Erklären Sie mir bitte diese zusätzliche Spitalrechnung.“ Diese gewünschte Aufklärung bekam ich bis heute nicht, dafür aber eine Rückerstattung von Fr. 303.75. Am 8.4.94 traf bei mir noch die Rechnung des Hausarztes, lautend auf Fr. 358.55 ein, die ich

ebenfalls sofort beglich und die Quittung der StkK zur Stelle. Nun lässt sich eine Übersicht gewinnen über die effektiven Kosten der Frage nach den Schlussdiagnostischen Befunden nach Magenbestimmungen:

Spitallabor Baden Fr.	50.70	
Limmattalspital	" 394.-	Gegenposten Fr. 303.75
Hausarzt	" 358.55	" ausstehend.
Apothek (Medikamente)	50.-	
(Citronen N <sup>200</sup> , etc.)	" 853.25	
	<u>          </u>	
	<u>          </u>	

Besteht es bei mir zu den äusserst unangenehmen und bedrohlichen Erscheinungen kommt, weiss offensichtlich niemand, was man dagegen unternehmen könnte, ist auch unbekannt. Andererseits bin ich beruhigt, weil ich nun weiss, dass mein Magen einigermassen in Ordnung ist. Eines ist sicher, mit dem Essen muss ich viel besser aufpassen als bisher: Kleine Mahlzeiten, ganz wenig Fett, möglichst kein Zucker und kein Salz, langsam und sorgfältig essen, nicht zu kalt und nicht zu heiss, dann lassen sich hoffentlich weitere Zwischenfälle vermeiden.

## Neuer Chefarzt Medizin

Als neuen Chefarzt Medizin des Limmattal-Spitals hat die Spitalkommission auf den 1. Juli 1996 Dr. med. Basil Caduff (40) gewählt. Der gebürtige Bündner wohnt im aargauischen Killwangen und ist seit April 1988 am Limmattal-Spital tätig, bis Ende 1990 als Oberarzt und seither als Leitender Arzt und Chefarzt-Stellvertreter in der medizinischen Abteilung. Basil Caduff tritt in die Fussstapfen von Prof. Dr. med. Hans-Jörg Kistler, der auf Ende Juni 1996 aus Altersgründen zurücktritt. L12 5.5.94.

## Welche Orte gibt es in der Schweiz?

- Muhen
- Bellen
- Wiehern

- Waschen
- Saugen
- Betten

- Bulle
- Ochse
- Stier

- Gabi
- Doris
- Monika

- Dicken
- Dünnen
- Schlanken

- Dampfwil
- Rauchwil
- Gaswil

- Gross
- Mittel
- Klein

- Humus
- Erde
- Kompost

- Einzellüften
- Nichtlüften
- Allenlüften

- Stadt
- Dorf
- Weiler

- Grünen
- Braunen
- Roten

- Rottannen
- Weisstannen
- Fichten

- Alten
- Jungen
- Neuen

- Zulang
- Hakab
- Lassdran

- Wolfsthal
- Wolfisberg
- Wolfswiler

- Witz
- Jux
- Scherz

- Mehrere
- Viel
- Alle

- Bäumlikon
- Strauchlikon
- Gräslikon

- Kinn
- Mund
- Aug

- Zitterten
- Litterten
- Titterten

- Stossen
- Schöpfen
- Rämpeln

- Achten
- Dreien
- Vieren

- Agasul
- Akaba
- Abadula

- Etwasbringen
- Wenigbringen
- Vielbringen

- Speck
- Filet
- Schnitzel

- Heft
- Buch
- Katalog

- Almen
- Weiden
- Wiesen

### Stichfrage:

Wieviele Orte mit dem Namen Aesch gibt es in der Schweiz? .....

Name:

Richtige Antworten:

.....

.....



## Welche Orte gibt es in der Schweiz?

- Muhen *AG*
- Bellen
- Wiehern

- Waschen
- Saugen
- Betten *VS*

- Bulle *Fr*
- Ochse
- Stier

- Gabi *am Simplon*
- Doris
- Monika

- Dicken *SG 2x*
- Dünnen
- Schlanken

- Dampfwil *Dampfwil BE*
- Rauchwil
- Gaswil

- Gross *SZ*
- Mittel
- Klein

- Humus
- Erde *VS Rothweg*
- Kompost

- Einzellüften
- Nichtlüften
- Allendlüften *BE*  
*« wunden IG*

- Stadt
- Dorf *ZH*
- Weiler

- Grünen *BE*
- Braunen
- Roten

- Rottannen
- Weisstannen *SG*
- Fichten

- Alten *ZH*
- Jungen
- Neuen

- Zulang
- Hakab *ZH*
- Lassdran

- Wolfsthal
- Wolfisberg *BE Niederbir*
- Wolfswiler

- Witz
- Jux
- Scherz *AG*

- Mehrere
- Viel
- Alle *Ju*

- Bäumlikon
- Strauchlikon
- Gräslikon *ZH*

- Kinn
- Mund *VS*
- Aug

- Zitterten
- Litterten
- Titterten *BL*

- Stossen
- Schöpfen *BE*
- Rämpeln

- Achten
- Dreien *SB*
- Vieren

- Agasul *ZH*
- Akaba
- Abadula

- Etwasbringen
- Wenigbringen
- Vielbringen *BE b. Wort*

- Speck
- Filet *bei Mörzel VS*
- Schnitzel

- Heft
- Buch *ZH Ischel*
- Katalog

- Almen
- Weiden
- Wiesen *GR*

### Stichfrage:

Wieviele Orte mit dem Namen Aesch gibt es in der Schweiz? *4. BL, BE + 2 ZH*

Name:

Richtige Antworten:

.....

.....

Das „Neujahrsblatt von Dietikon“ (1994) hat noch das gleiche Format - ist aber nun blau und graphisch neu gestaltet. Es behandelt „Dietikons Zentrum“ und wurde am 10. 12. 93 im Foyer des neuen Stadthauses vorgestellt.

Auch 1993 besuchte ich die vom Frauenverein organisierte Senioren-Weihnachtsfeier, die am Sonntagmorgen, 12. 12., in der Stadthalle durchgeführt wurde. Stadtpräsident Hr. Markus Mötter schilderte die aktuellen Probleme der Gemeinde: Arbeitslosigkeit, Radwege, Altersplanung, Jugendpolitik, Bauzonenordnung, Regionalplanung, Krankenhaus (neben Spital?) etc. Anwesend waren, wie in früheren Jahren, mehrere hundert Senioren.

Anschliessend an diese Feier wirkte ich als Instrumentalist in der Kirche mit am „Offenen Adventsingen.“ Die beiden Proben waren am Freitag, 10. und Samstag 11. 12. durchgeführt worden.

Saleh Bitar, der Zimmerherr, war einige Tage in Paris, dann in Polen, Ungarn und in der Tschechoslowakei. Er kennt offenbar Leute, die ihn einladen, damit er sie massiere. Sie bezahlen ihm Zug- und Flugzeugreisen. Jrgendwo soll ihm der Schlüssel einer Villa mit 16 Zimmern anvertraut worden sein!

## Wichtig

Pagina rumantscha

Was ich in Ihrer Zeitung immer zuerst suche, das ist die Seite in romanischer Sprache. Ihre Romanisch-Seite ist kulturell wichtig und macht viel Freude.

Karl Klenk, Dietikon

Co op 14. 4. 94.

Dies ist kaum ein Drittel dessen, was ich der Co op-Zeitung nach Basel schrieb.  
— (Von den Folgen später!)

„Überkommenes bewahren, heisst nicht eine Asche aufheben, sondern eine Flamme am Leben erhalten.“

(Aus einem Buch über Walter Fensel, Karl Vöetterle und Hermann Detschmidt).

—  
Hermann Detschmidt und seine „Welses Rud“ (= ein Volkslieder- und Motettenchor) lernte ich 1954 im „Mandelwandhaus“ auf einer Alp ob Bischofshöfen kennen, wo 1953 eine „musische Woche“ durchgeführt wurde. Ausset Maas und Traeder waren noch weitere namhafte Musiker und Komponisten - und auch der VJK-Zürich-beteiligt.

—  
Kurz nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde auch in der Schweiz die totale Verdunklung angeordnet und dadurch den Fliegern die nächtliche Orientierung erschwert. Es war nicht mehr verlockend, abends von Dietikon aus eine Veranstaltung in Zürich zu besuchen. Da unternahm die Lehrerschaft, die Initiative zur Durchführung von Volkshochschulkursen, und der Verkehrsverein Dietikon unterstützte das

sinnvolle Anliegen. Dr. Weilenmann von der Volkshochschule erklärte die Sache in der „Krone“, und ich wurde als erster Präsident gewählt. Auf grosses Interesse stiess eine Vortragsreihe über die Rassen der Menschheit, zu welcher der Universitätsprofessor grosse Kisten voller Schädel- und anderer Menschenknochen nach Dietikon spedieren liess. Haarquerschnitte von Chinesen, Indianern, Schwarzen und „Ariern“ wurden verglichen, krauses und straffes Haar unterschieden, aber Hitlers unhaltbare Rassentheorie von edlen und minderwertigen Rassen wurde natürlich abgelehnt.

Geschichtliche und soziale Themen waren gefragt, und eines Abends musste ich Prof. Dr. Valentin Gittermann einführen und vorstellen. Ich machte die Sache kurz, begrüßte den Referenten als ausgewiesenen Fachmann und übergab ihm gleich das Wort. Seine Ausführungen waren spannend, ich jedoch musste am Ende des Vortrags von einem Sozialisten den Ruffel einstecken, ich hätte Professor Gittermann auch als Nationalrat vorstellen müssen. Dieser Schlag schmerzt mich noch heute, ein halbes Jahrhundert später.

Ernst Hürzeler  
Friedacker 8

8953 Dietikon, 11. Mai 1992

Herrn K. K l e n k ,    Sekundarlehrer,  
Holzmattstr. 15,  
8953 D i e t i k o n  
=====

Sehr geehrter Herr Klenk,  
ich habe mich recht gefreut, dass Sie zur 10. Zusammenkunft der Klassen des Jahrganges 1922 eingeladen worden und gekommen sind; bedauert habe ich nur, dass man Sie nicht mit einigen wärmeren Dankesworten willkommen geheissen hat. Sie sind ja noch der einzige lebende Lehrer, der uns damals während 2 - 3 Jahren unterrichtete und sicher jedem von uns Wertvolles mit auf den Lebensweg gegeben hat. Wenigstens ich für meinen Teil, möchte Ihnen heute noch einmal recht herzlich danken. Ob Sie sich an jene Aufsatzstunde erinnern, in der ich krampfhaft nach Worten suchte und doch nicht zu Papier brachte? Vor Angst waren meine Hände nass, dafür das weisse Blatt vor mir teils wellig geworden. Ihre zwei- dreimaligen Blicke sahen wohl meine Not und nur Ihre ruhige Stimme, die zum Abschluss des Aufsatzes mahnte, da in fünf Minuten das Pausenzeichen ertönen werde und damit der Stundenaufsatz abzugeben sei, lösten in mir die Verkrampfung. Jetzt plötzlich vermochte ich ruhig zu denken und zu schreiben. Als Überschrift schrieb ich: "Einen Blick in unseren Garten." Und mit zwei, drei Sätzen - es blieben mir ja nur wenige Augenblicke noch zum Schreiben - sah ich das Gartenbeet mit Kohl, den weissen Schmetterling darüber flattern, auf der Blattunterseite eines grossen Kohlkopfes verschwinden und fragte: "Was macht er dort wohl?" Da, die schrillende Glocke riss mich aus der gedanklichen Beobachtung in die Schulwirklichkeit zurück. Wie schämte ich mich, nur etwa vier Linien als Stundenaufsatz abgeben zu können und wie pöchte vor Bange mein Herz, als Sie die korrigierten Aufsätze später dann brachten. Ihr Austeilen, Ihre Bemerkungen zu den Arbeiten verfolgte ich mit zunehmender Spannung: zuletzt mein Blatt, kein Tadel, keine Rüge, wie von mir ängstlich befürchtet, nein, im Gegenteil ein aufmunterndes Wort und sogar eine gute Note leuchtete mir da in roter Tinte geschrieben entgegen. Das war mir eine Sternstunde.

Sicher, später mag man lachen über solche schulischen Erlebnisse, aber es sind eben doch prägende, formende Marchsteine fürs Leben und daher - so meine ich - dürfte eine froh-dankbare Haltung der ehemaligen Schüler ihren Lehrern gegenüber doch ihren Ausdruck finden.

In diesem Sinne danke und grüsse ich Sie, sehr geehrter Herr Klenk, freundlich

*E. Hürzeler*

Knaben sind häufiger krank als Mädchen. Ihre Sterberate liegt in jeder Altersgruppe höher. Sie sind sozial erheblich auffälliger, und sie haben eine Menge Probleme damit, ein Mann zu werden. Ihr grösstes Problem: Sie dürfen keine Probleme haben.

In allen Altersgruppen und Altersveranstaltungen überwiegt die Zahl der Frauen, die älter werden als die Männer.

—  
Eine gute Beziehung hat nur wenig mit Geben und Nehmen zu tun. Sie ist frei und ohne Berechnung.

—  
Gina Mattioli besorgte die Speisewagenreservierungen des Glaciers-Express. Sie arbeitet in der „Stillewelt“-Organisation Klosters-Davos und war 1993 auf einer Weltreise.

—  
Marlis Wylet arbeitete längere Zeit in Langenthal. Sie ist die Tochter von Marias Schwester Trudi und wurde am 4.8.1991 dreissig Jahre alt. Ihr Bruder, mein „Jötti bub“ Hans Wylet, bekam zu seinem Hochzeitsfest im August 1986 von mir mit Fr. 2500. Marlisens Geburtstag nahm ich nun zum Anlass, auch ihr den gleichen Betrag zu schenken. Ich hatte gehofft es komme von Marlis gelegentlich

eine Verlobungs- oder Heiratsanzeige. Doch, es scheint in dieser Richtung nichts zu geschehen. Inzwischen gab Marlis ihre Tätigkeit in Langenthal auf und liess sich <sup>1993</sup> in unmittelbarer Nähe von ihrem Bruders Haus ein Einfamilienhaus bauen.

---

Es wird uns viel zu wenig bewusst, wie bequem wir heute leben. Soeben, am 26. April 1994, brachte der Lieferant das Heizöl. Ein ganzes Jahr lang besorgt die ausgeklügelte Elektronik die Heizung und die Warmwasserbereitung. Sie richtet sich automatisch nach der Aussen- und der Innentemperatur. Ich muss also weder Kohlen schaufeln, noch Holzspalten, weder einheizen noch irgend etwas regulieren.

Zu Grossmutter's Zeiten und auch noch nach 1900 war dies ganz anders. Die Mutter meiner Mutter, Grossmutter Feuchter, zog mir, wenn's im Winter kalt war, nachts ins Bett warme, wollene Kleider an, denn das Schlafgemach war ja nicht geheizt. Das Waschwasser wurde schon abends, jedenfalls schon am vorhergehenden Tag, in einem Krug auf der Kommode bereit gestellt, und wenn man sich am Morgen waschen wollte, war nach kalten Nächten das Waschwasser mit einer dicken Eisschicht überzogen.

---

Bereits sind vier Jahre verflissen, seit Joachim Klenk als Schüler der Klasse 4A im Sing-saal der Sekundarschule Steffisburg als Schauspieler auftrat. Gespielt wurde das Stück „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry, und zwar in der Theaterfassung von Felix Wendler (Verlag K. Rauch, 1988). Das war im Februar und März 1990. Und Joachim war ein sehr hübscher, kleiner Prinz, der seine riesige Rolle ohne einen einzigen Versprecher meisterte. In der „Alternativbesetzung“ spielte er die Nebenrolle des Pillenverkäufers.

Antoine de Saint-Exupéry, Poet und Pilot, „begegnet“ nach einer Notlandung in der Wüste dem seltsamen Bewohner eines winzigen Planeten. Die beiden werden Freunde - der „Kleine Prinz“ berichtet von seiner Reise von Planet zu Planet und zur Erde. Die Schüler spielen humorvoll menschliche Szenen für Erwachsene. Antoine de Saint-Exupéry gelang es, die Technik ins Beseelte einzu beziehen, indem er sie mit Hoffnung und Menschenwürde durchdrang. In seinen Büchern wird überall ein Kommunikationsverlangen deutlich, das dann ja auch im berühmten Märchen „Der kleine Prinz“ eine transzendente Tragweite gewann.“ Senft.  
Werke: „Stadt in der Wüste“, „Lüdkurier“, „Flug n. Atlas“, „Wind, Sand und Sterne“...

---



Im Spätsommer 1992, nach einigen heissen, trockenen Tagen, bemerkte ich im Blumenbeet beim Rosenstock mit den gelben Rosen - Maria hatte ihn 1988 in Konolfingen von den Enkelkindern zu ihrem 70sten Geburtstag bekommen - eine Erdspalte, in der geschäftig eine Wespe nach der andern verschwand. Nach einer Weile schossen sie in regelmässigen Zeitabständen wieder aus ihrem Versteck hervor und suchten in der Krone des Apfelbaums und im Rebstock an der Hausecke meine schönsten Äpfel und Trauben, stachen sie an, saugten sie aus und frassen grosse Löcher heraus.

Da ich zufällig einen Stecken zur Hand hatte, gedachte ich mich zu wehren und stach, ohne weiter zu überlegen, kräftig in die Spalte hinunter. Und was geschah? Geradezu explosionsartig schossen hunderte der erbosten Wespen aus ihrem Nest heraus und stürzten zielstrebig auf mich zu. Ich trug wegen der Sommerhitze nur ganz kurze Turnhosen, hinuntergewickelte Socken und die schweren Militärschuhe. Die Wespen hatten es nur auf mich abgesehen. Sie wussten offensichtlich, dass ich ihr Feind war. Im Nu waren vor allem meine Beine, die Knie, die Waden, mit aufgeregten Wespen bedeckt! Ich erschrak, liess den Stock fallen und streifte hastig und wegrennend die vielen be-

beständig zusteckenden und bedrohlich summend umherschliessenden Wespen von meinem Körper.

Ins Haus hinein folgten mir zum Glück nur wenige der erbosten Insekten, einige jedoch waren beim verzweifelt Abstreifen in die hinuntergewickelten Socken und in die Schuhe hineingeraten. Als ich mich endlich von den letzten Angreifern befreit hatte, behandelte ich meine vielen Stichwunden mit Salmiak und „Parapic“. Glücklicherweise waren die meisten „Stiche“ nur rot anschwellende und stark beissende „Streifschüsse“. Ich zählte allein an den Beinen, vor allem oberhalb der Knöchel deren neunzehn. Sieben behandelte ich an den Handgelenken und Armen. Nur vier Stacheln waren tief eingedrungen, so dass ich die stecken gebliebenen Spitzen mit der Pinzette herausziehen musste.

Im Klassenlager, vor allem durch die lange Gebirgswanderung, verschlimmerte sich der Zustand meiner vielen Wespenstiche. Sehr viele befanden sich ja in den Militär-Bergschuhen, in der Gegend meiner Knöchel. Durch den stundenlangen Druck auf die Geschwulst, bildete sich „Brandwasser“ und löste sich die Haut, so dass ich die Wunde desinfizieren und einbinden musste. Doch, im Grossen und Ganzen überstand ich den Zwischenfall recht gut!

Und was geschah mit dem Wespen-  
nest beim Rosenstock? Offenbar hatte ich  
so stark hineingestochen, dass die Wespen  
bald nicht mehr hietret zurück keh-  
ten. Ich schaufelte am folgenden Tag  
Erde auf das Loch und auf die Spalte.

---

Gelesen: Gertrud Höhler "Die Zukunfts ge-  
sellschaft." Ullstein-Sachbuch Nr. 34540. Gertrud Höh-  
ler, geb. 1941, ist Professorin für Allgemeine Literatur-  
wissenschaft und Germanistin an der Universität  
Padelborn. Sie ist sehr optimistisch und fordert die  
Erziehung zur Kreativität, damit die kommende Ge-  
neration die "Nachindustrielle oder postmaterielle"  
Zeit meistern kann, die bereits angebrochen ist,  
und die sie <sup>als</sup> "Zeit der Wissensgesellschaft" be-  
schreibt.

---

Weil ich den Entwurf für ein kommendes  
Neujahrsblatt um 20 Seiten kürzen musste, weil ich  
mit dem Gemeindestubenverein Dietikon, dessen Prä-  
sidentin plötzlich definitiv ins Ausland wegzog,  
unerwartet viel zu tun bekam, weil ich im Garten  
und im Ortsmuseum vielerlei nacharbeiten musste  
und weil ich zwei Vorträge vorbereiten und halten  
musste, kam ich 3 Monate lang nicht mehr dazu, in  
diesem "Tagebuch" etwas aufzuschreiben.

Eduard Stäubli:



## Durch meine Brille

### «Mein lieber Jean-Pascal...»

Jüngst hat mir geträumt, ich sei dem Jean-Pascal Delamuraz begegnet. Als er merkte, dass ich ein bisschen verärgert war – wegen der «Schnauze voll» –, lud er mich gleich zu einer Flasche Epresses ein und sagte, ich dürfe das doch nicht so ernst nehmen, er sei halt ein spontaner Mensch und da rutsche ihm ein allzu schroffes Wort manchmal etwas allzu schnell heraus. **L.T. 5.3.94**

Aber ich war nicht bereit, ihm diese Beschwichtigung so ohne weiteres abzunehmen. Er habe immerhin das Abstimmungsergebnis vom 20. Februar als «katastrophal» bezeichnet und uns als «stolze Inselschweiz» verhöhnt, die wieder einmal eine «ihrer Heldentaten» produziert habe. Im übrigen habe er schon seinerzeit den Tag der EWR-Abstimmung als «Tag der Schande für die Schweiz» bezeichnet. Es handle sich bei seinen unkontrollierten Ausbrüchen offenbar doch nicht nur um harmlose «Missverständnisse». Und ausserdem habe durchaus nicht die ganze Roman die «die Schnauze voll». 117 000 Welsche hätten immerhin auch ein Ja in die Urne gelegt, und die miserable Stimmeteiligung in der Westschweiz zeuge auch nicht gerade von einem grossen Interesse der Welschen an den europäischen Transitproblemen.

«Mein lieber Jean-Pascal», sagte ich, «du musst die Sache einmal aus einer etwas anderen Perspektive betrachten: Am 20. Februar 1994 hat nämlich für die Schweiz die Stunde der europäischen Wahrheit geschlagen.» «Was soll das heissen?» fragte er verdutzt. «Dass die Alpeninitiative an den Tag gebracht hat, wie man bei der EU wirklich denkt,

antwortete ich und holte – vermutlich beflügelt vom Epresses – zu einer veritablen Standpauke aus:

Ob er denn nicht gelesen habe, was ein spanischer Staatssekretär am Tage nach der Abstimmung während eines Treffens der EU-Aussenminister in Brüssel erklärt hat? Jean-Pascal schaute mich fragend an. «Wenn wir bei der Anwendung unserer Politik von einem Referendum abhängig werden, sind wir verloren.» Der Spanier, der das gesagt hat, heisst Carlos Westendorp; seinen Namen wird man sich merken müssen. Wie auch die Namen des italienischen Verkehrsministers Raffaele Costa und des spanischen EU-Verkehrskommissars Abel Matutes. Sie haben der Schweiz mit schweren Folgen in den bevorstehenden EU-Verhandlungen gedroht und scharfe Vergeltungsmassnahmen gegen die Schweiz angekündigt.

Damit, mein lieber Jean-Pascal, hat die EU ihre föderalistische Maske fallen lassen. Das kleine Land Schweiz mit seinen föderalistischen Strukturen und seiner halbdirekten Demokratie passt offenbar nicht in dieses Europa, und alle, die behauptet haben, wir verlören nichts an Souveränität, wenn wir der EU beitreten, stehen jetzt als naive Leichtgläubige da oder als gefährliche Bauernfänger. Ein Land wie die Schweiz, in dem das Volk das letzte Sagen hat, passt den zentralistisch denkenden Maastricht-Europäern nicht in ihr Konzept. Am 20.

Februar 1994 hat sich das schöne Gerede von der «Schweiz als Modell Europas» in Schall und Rauch aufgelöst.

Da haben wir im Laufe einer langen Geschichte im Herzen Europas ein föderalistisches Staatswesen mit einer weitreichenden Demokratie entwickelt, von dem André Siegfried, Mitglied der Académie Française, 1948 in seinem Buch «La Suisse, démocratie-témoin» schrieb: «Dieses kleine Land, das gross ist durch die Stellung, die es in der Welt einnimmt, ist im höchsten Masse Ausdruck des Wesens unserer europäischen Kultur.» Fünfzig Jahre später, wenn es darum geht, Europa zu einigen, gilt das offenbar nicht mehr. Dem Europa von 1994 sind wir eher ein unbequemer Querschläger, ein unerträglicher Störfaktor. Das Europa von Maastricht ist offenbar nicht so angelegt, dass auch ein demokratisches Land wie die Schweiz darin Platz fände. In diesem Maastricht-Europa will man kein Land dulden, in dem das Volk ein Wort mitspricht. In diesem Europa ist das Volk für die alleinherrschende Ministerregierung von Brüssel nur eine Belästigung. Da mögen die Herren Kohl und Mitterrand in höchsten Tönen schwärmen: die Schweiz gehöre zu Europa! – wenn es dann drauf ankommt, erhebt sich die Frage: Was für eine Schweiz meinen die? Eine Schweiz ohne föderalistische Strukturen und ohne Demokratie? Wie sagte doch Herr Westendorp? Wenn die Europäische

Union von einem Referendum abhängig werde, sei sie verloren?

Angenommen, es sei so, mein lieber Jean-Pascal – wer ist dann falsch konstruiert: die Schweiz oder das Europa von Maastricht? Seit dem 20. Februar 1994 wissen wir es genau: In einem Maastricht-Europa gehen unsere Mitspracherechte als Volk verloren. Bevor man uns in Brüssel gnädigst aufnimmt, müssen wir auf unsere höchsten demokratischen Errungenschaften verzichten. So ist das, mein lieber Jean-Pascal, und wer uns etwas anderes weismachen möchte, streut uns Sand in die Augen.

Die Schweiz ist ein europäisches Land par excellence. Das dürfen wir für uns in Anspruch nehmen. Falsche Bescheidenheit ist da nicht am Platz. Während sich Europa aus chauvinistischem Wahn selbst zerfleischt, boten wir der Welt ein Bild des friedlichen Zusammenlebens von Angehörigen verschiedener Völker und Kulturen. Wir haben ein Anrecht auf ein gesundes Selbstvertrauen und müssen uns absolut keine europäischen Selbstzweifel einreden lassen. Wir haben keine andere Wunschvorstellungen als die von einem in Frieden und Freiheit vereinten Europa. Das kann aber nur ein Europa der Vielfalt sein, des Föderalismus und der Demokratie. In einem von zwei, drei Grossmächten beherrschten und gesteuerten Europa wäre die Schweiz gezwungen, sich selbst aufzugeben. Das kann und sollte aber doch nicht

unser Europa sein, mein lieber Jean-Pascal. Mit der Annahme der Alpeninitiative haben wir uns als selbständig denkendes und eigenwilliges Volk erwiesen. Und wir haben keine Lust, uns unsere Eigenart und Eigenwilligkeit in einem zentral gelenkten Europa austreiben zu lassen. Europa muss lernen, mit der direkten Demokratie zu leben. Sonst ist es nicht Europa. Und die Schweiz hat die Aufgabe, für die Demokratie in Europa einzustehen. Wir müssen nicht auf unsere Demokratie verzichten, um «europafähig» zu werden, sondern Europa muss erfahren, was es heisst, mit direkter Demokratie zu leben. Europa macht jetzt Erfahrungen mit uns – und wir mit Europa. Man wird gegenseitig aus diesen Erfahrungen lernen müssen.

Im übrigen, mein lieber Jean-Pascal, wird von Tag zu Tag deutlicher, dass Maastricht-Europa nicht das Europa ist, das der Idee Europa entspricht. Das demokratische Mitspracherecht der Völker muss in einem vereinten Europa gewährleistet sein. Wenn heute in Frankreich, Deutschland oder Österreich über Maastricht-Europa abgestimmt werden könnte, würde es eine schwere Niederlage erleiden. Ein vereintes Europa, zu dem aber nicht alle Völker in freier Abstimmung ja sagen konnten, wird keinen dauerhaften Bestand haben. Wir erfahren es in jüngster Zeit, seit die Maastrichter Verträge in Kraft sind, im-

Fortsetzung auf der nächsten Seite

mer deutlicher: Die *deutschen Lastwagenchauffeure* demonstrieren, weil sie mit ihren Kosten nicht mehr konkurrenzfähig sind, portugiesische und italienische Transportunternehmen arbeiten preisgünstiger und reissen die Aufträge an sich. *Französische Fischer* streiken und vernichten Tausende von Tonnen ausländischer Fische, weil ihre Fischerei unter dem ausländischen Preisdruck zusammenbricht. Frankreich und England lassen nur noch *Bananen* in die EU einführen, die aus ihren ehemaligen Kolonien stammen, mögen darob Hunderttausende lateinamerikanischer Plantagenarbeiter zugrunde gehen und die Bananenpreise in der EU ums Doppelte steigen. Nationaler Egoismus! In *Niedersachsen* müssen auf Befehl aus Brüssel Hunderttausende von *gesunden Schweinen* geschlachtet werden, nur weil in ein paar Ställen die Schweinepest ausgebrochen ist. Unter den EU-Bedingungen können *Landwirtschaften* nur noch mit hohen Subventionen mühsam am Leben erhalten werden, unter dem Preisdruck sterben Tausende von Betrieben. Die ärmeren EU-Länder wie Irland, Spanien, Portugal und Griechenland haben es vor allem auf die *EU-Ausgleichszahlungen* abgesehen, die von den wohlhabenden Ländern aufgebracht werden müssen; ein anderes Interesse haben diese Länder an der EU kaum. Dabei erweist sich die EU in dieser Hinsicht als ein *Fass ohne Boden*. Auch der Plan einer *Währungsunion* entpuppt sich von Tag zu Tag deutlicher als eine Illusion. «Die Währungsunion von Maastricht ist klinisch tot», sagte schon im Oktober vergangenen Jahres *Fritz Leutwiler* und stellte fest: «Maastricht ist damit erledigt.» Er habe vor der EWR-Abstimmung immer die Meinung vertreten, den EWR-Vertrag könne man zur Not noch unterschreiben – «aber bitte nicht in diese EG, nicht in eine Maastricht-EG – unter keinen Umständen». Es klappt ja auch nicht mit dem *freien Personenverkehr* in dieser EU. Es regen sich Widerstände gegen die völlige Grenzöffnung aus Furcht vor den ungehemmten Asylanströmen, dem grenzenlosen Kriminaltourismus und den Schwarzarbeiterproblemen. Die Maastricht-Vorschriften

nehmen viel zu wenig Rücksicht auf die unterschiedlichen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern. *Portugal* ist nicht einmal mehr bereit, in der zweiten Hälfte 1994 den Vorsitz in der Schengener-Kommission zu übernehmen, die für den freien Personenverkehr zuständig wäre. Und neuerdings entwickelt sich neben dem Jugoslawienkonflikt auch noch ein *griechisch-mazedonischer Gefahrenherd*, der zu einer schweren Belastung der Europäischen Union werden könnte. Ganz zu schweigen davon, dass das deutsche Bundesverfassungsgericht ein schweres *Demokratiedefizit* auf allen EU-Ebenen festgestellt hat . . .

Kurz und gut, mein lieber Jean-Pascal – wer dieses Maastricht-Europa ablehnt, ist noch lange nicht gegen ein vereintes Europa. Aber es soll sich keiner einbilden, ein kleines Land wie die Schweiz könnte etwas gegen diese europäische Fehlentwicklung ausrichten, indem es der EU beiträte. Wenn man einmal drin ist, ist man mit Haut und Haaren der Vorherrschaft der Grossmächte ausgeliefert. Gegen Fehlentwicklungen protestieren kann man nur, solange man draussen bleibt. Nachher ist man verloren. Drum Kopf hoch, mein lieber Jean-Pascal, man kann die Sache auch anders sehen! Zum Beispiel so wie die deutsche Wochenzeitung «*Die Zeit*», die nach der Abstimmung geschrieben hat: «Ist es *europafeindlich*, jene Umlagerung von der Strasse auf die Schiene zu verordnen, die *in der EU seit Jahren gefordert* wird – in Worten, aber *ohne Taten*? Das helvetische Vorprellen verdient nicht Entrüstung, sondern *Nachahmung*. Weitsichtige Europäer, diese Eidgenossen!»

Mein lieber Jean-Pascal, das ist ein Wort, darauf erhebe ich mein Glas und sage: Santé! – Aber da war weit und breit kein Jean-Pascal Delamuraz mehr zu sehen. Irgendwann während meiner Standpauke muss er verschwunden sein. Schade, dachte ich, ich wollte ihm doch eigentlich nur ein bisschen helfen, damit er aus seinen ewigen Depressionen herauskommt. Je nun –! . . . Und dann erwachte ich und war ein bisschen traurig, dass ich dies alles nur geträumt hatte . . .

Eduard Stäubli:



## Durch meine Brille

### Muttertag im Jahr der Familie

Morgen ist Muttertag. Ihn gibt es auf den Tag genau seit 80 Jahren, seit dem 8. Mai 1914. Die Idee dazu ist allerdings noch ein bisschen älter. 1908 nämlich schlug die Amerikanerin Ann Jarvis einen «General Memorial Day of all Mothers» vor, einen allgemeinen Gedenktag für alle Mütter, die toten und die lebenden. 1912 ist die Methodistenkirche Amerikas diesem Aufruf gefolgt und hat den Muttertag zu einem ihrer kirchlichen Feiertage erklärt. Schon zwei Jahre später, am 8. Mai 1914, rief ihn der Kongress der Vereinigten Staaten zum offiziellen Festtag aus.

1917 regte erstmals die Heilsarmee eine Übernahme des Muttertages auch für die Schweiz an. Aber so richtig zum Durchbruch kam er bei uns erst 1930, als die Gärtner und Konditoren, die ein gutes Geschäft witterten, sich für ihn einsetzten. In einer Vorstandssitzung beschloss der Verband der Schweizer Floristen am 5. Februar 1930, «den Muttertag in der ganzen Schweiz durchzuführen».

Schon Miss Jarvis hatte sich sehr geärgert, als sie mit ansehen musste, wie die Leute aus dem Tag ein Geschäft machten. «Das habe ich nicht gewollt», schrieb sie verzweifelt, «es sollte ein Tag des Herzens und nicht des Geldbeutels sein!» Und nachdem der Geschäftsrummel immer mehr überhandgenommen

hatte, erklärte sie kurz vor ihrem Tod im Jahre 1948 verbittert: «Ich bedaure tief, überhaupt auf die Idee mit dem Muttertag verfallen zu sein.»

Auch bei uns regte sich schon bald Widerstand gegen den Muttertag. Man beklagte sich über diese «öde amerikanische Art der Vermengung von Business und Gefühlsleben». Andere lehnten ihn ab, weil es nicht genüge, der Mutter an einem einzigen Tag Liebe zu erweisen; das Fest sei ein «ziemlich billiger Kompensationsversuch». Vor allem die katholische Kirche war dem neuen Festtag gegenüber sehr zurückhaltend; man zitierte Kardinal Faulhaber von München: Die Katholiken bräuchten keinen Muttertag, den sie hätten im Mai einen ganzen Monat, der der Mutter, nämlich der Gottesmutter, gewidmet sei. In der reformierten Kirche der Westschweiz hiess es, es sei ohnehin nicht richtig, die Mutter zu Ungunsten des Vaters allein zu ehren. Tatsächlich wurde auch schon die Einführung eines zusätzlichen Vater-tages erwogen. Kurz nach Kriegsende führten Ladenbesitzer der Basler Altstadt einen «Babbettag» durch. Und 1952

versuchte der Verband der Zigarrenhändler einem Vatertag in der ganzen Schweiz zum Durchbruch zu verhelfen.

Da war es gewissermassen nur konsequent, wenn ebenfalls in der reformierten Kirche der Westschweiz 1946 der Gedanke laut wurde, den Muttertag, gestützt auf das fünfte Gebot, durch einen Elterntag zu ersetzen. «De la Journée des mères à la fête de la famille» hiess der entsprechende Artikel in der Wochenzeitung «La Vie Protestante».

\*

Die Probleme von damals scheinen noch die gleichen zu sein wie heute; sie haben sich eher noch verschärft. Und so will offenbar die Uno heute nachholen, was damals nicht gelang: sie erklärte 1994 zum «Jahr der Familie».

Man wird immer hellhörig, wenn die Uno irgendein «Jahr» ausruft – das «Jahr des Kindes», das «Jahr der Indios», das «Jahr der Robben». Dann ist meistens irgend etwas in Gefahr; etwas, das erhaltenswert wäre, ist bedroht. Ist das heute die Familie? Und mit ihr die Kinder, die Eltern, die Väter, die Müt-

ter? Niemand, der wachen Auges auf den Zustand der heutigen Gesellschaft blickt, wird an einer solchen Bedrohung zweifeln. Darum kommt auch dem Muttertag in diesem Familienjahr eine ganz besondere Bedeutung zu.

Was war «Mutter» doch einst für ein Wort! «Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden!» Diese einzige Gedichtzeile des unbekanntenen F. W. Kaulisch ist sprichwörtlich geworden. Und ein persisches Sprichwort sagt: «Der Himmel ist zu den Füssen der Mutter.» Hat solche Mutterverehrung in unseren Tagen nicht sehr gelitten?

«Mutterliebe» – «Mutterherz» – man wagt die Worte kaum mehr zu denken, sie gelten schon fast als purer Kitsch. Und «Mutterglück»? – wird es nicht immer öfter als «Mutterpech» verstanden, das es zu verhüten und zu verhindern gilt? Und «Mutterschaft» – das klingt schon fast wie eine Krankheit, gegen die man sich versichern muss.

Die Mutter hat heute zweifellos eine Abwertung erfahren, die man nur tief bedauern kann. Mutterschaft hindere die Frau an ihrer Selbstverwirklichung,

heisst es, sie mache die Frau zur Familienklavin. Fanatische Feministinne haben die Mutter in Verruf gebracht. Die Frau, die nur für ihre Kinder und ihre Familie dasein will, gilt als erbarmungswürdiges Geschöpf. Dem Beruf «Mutter und Hausfrau» wird jegliche Anerkennung versagt. Die Frau soll sich aus den Fesseln der Familie befreien, soll darauf bestehen, ihr eigenes Leben zu leben. Die Gleichheitsideologie ist auch in die Familie eingebrochen: Väter und Mütter sollen die häuslichen und familiären Aufgaben zu gleichen Teilen übernehmen. Oder man verzichtet auf die Väter überhaupt, freiwillig oder notgedrungen. Wozu noch Familie? Genügt nicht die «alleinerziehende Mutter»? Und wer sie es allein nicht schafft, muss eben die Staat einspringen und Institutionen bereitstellen, wo man die Kleinkinder früh als möglich «abliefern» kann. Der Mutter muss ja ihrem Verdien nachgehen, sie will sich nicht mehr an einen fürsorglichen Ernährer verlassen. Aber es gibt auch die echten wirtschaftlichen und finanziellen Zwänge und Notlagen: wenn der Verdienst d

Fortsetzung

## Muttertag im Jahr der Familie

Vaters allein für *Miete* und *Lebenskosten* der Familie nicht ausreicht und die Mutter beim Verdienen mithelfen muss. Oder es gibt Probleme mit dem Haushaltbudget, weil die lieben Kinderlein ohne die teuersten Jeans, ohne eigenen Fernsehapparat, ohne Videospiele und Personal Computer tief unglücklich wären. Die Kinder konsumieren wild drauflos, und verblendete, opferwillige Eltern tun alles, um die Ansprüche ihrer verwöhnten Kinderlein zu befriedigen. Auch wenn dabei schliesslich das Familienleben darunter leidet.

Stehen wir tatsächlich am *Ende der Familie*? Ist die «heile Familie» zu einem «Auslaufmodell» geworden? Es gibt allenfalls noch die sogenannten «Patchwork-Familien» oder «Fortsetzungsfamilien» als familienähnliche Gebilde. Aber die traditionelle bürgerliche Familie gibt es immer weniger. Die Familie hat ihren Kern in der *Ehe*, und insofern es eine «Krise der Ehe» gibt, muss es auch eine Krise der Familie sein. Und immer mehr Kinder sind nur noch Opfer zerrütteter Ehen.

Die patriarchalische Familie war auf der dienenden Bereitschaft der *Mutter* aufgebaut. In dieser Rolle kommt sich die heutige Frau ausgenutzt vor, und sie will sie nicht mehr länger spielen. Die Mutter, die ihre Kinder restlos an sich

bindet, wird in seinen Reifejahren ohnehin zum Verhängnis des Kindes. Und der «pater familias», der in der Familie seine unumschränkte väterliche Macht ausübt, weckt den Widerstand der Kinder, es kommt zur Rebellion, wenn nicht gar zur Flucht aus der Familie. Wo bleibt da noch das vielgepriesene Familienglück? Hängt nicht der Hausseggen allüberall schief und schiefer? Geht die Familie tatsächlich nach und nach unter, und treten an ihre Stelle ganz andere Formen menschlichen Zusammenlebens?

\*

Ehrlich gesagt: Ich weiss es nicht. Ich kann es mir auch nicht vorstellen. Viel eher glaube ich an künftige *Gegenbewegungen*. Im allgemeinen Versagen der Welt wird die Familie wieder eine gesteigerte Bedeutung erlangen. Je weiter die allgemeine Auflösung schreitet, um so grösser wird wieder das Bedürfnis nach Geborgenheit, nach Verlässlichkeit, Treue und Liebe. Und wenn diese Gegenbewegung nicht von den Eltern herkommt, so werden eines Tages *die Kinder* wieder nach der Mutter, nach dem Vater, nach den Eltern, nach der Familie rufen. Denn die *Mutter* ist eine *Urgestalt* der Menschheit und die *Familie* ein *Urphänomen*. Eine Elterngeneration, die glaubt, auf diese Tatsachen verzichten zu

können, wird erleben, dass die Opposition der Kinder gegen die Eltern diese ewigen Ansprüche unseres menschlichen Seins wieder vertreten wird.

Die Familie ist die *Urzelle* der menschlichen Gemeinschaft. Ein «Urgestirn» nennt sie *Ricarda Huch*: «Mag das Urgestirn Familie eine Zeitlang verhüllt sein, es wird, seine Unzerstörbarkeit erweisend, wieder hervortreten und erleuchten und erwärmen.» Auch *Detlef von Liliencron* sagt: «Ein glückliches Familienleben zwischen Mann und Weib und ihren Kindern ist der Treffer unseres Daseins. Auf ihm beruht der Staat, die Sittlichkeit, die Ruhe und im grossen ganzen unsere körperliche und geistige Gesundheit.» *Alexander von Vinet* pflichtet ihm bei: «Das Schicksal des Staates hängt vom Zustand der Familie ab.» Und hinter alledem steht die berühmte Erkenntnis des *Aristoteles*, dass Kinder niemanden als sich selber lieben, wenn sie ihre Eltern und Familienmitglieder nicht geliebt haben. Das ist eine der wichtigsten Aussagen, die jemals über die Beziehung zwischen Familie und Gesellschaft gemacht wurden; denn sie setzt die *Liebe* als gemeinschaftstiftende Macht in die Mitte unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens.

Und den Samen zu dieser Liebe legt die Mutter in das Herz ihres Kindes. Seit mehr als zweitausend Jahren gilt das Wort des *Euripides*: «Immer liebt eine Mutter die Kinder mehr als der Vater. Denn sie weiss, dass es ihre Kinder sind, für die Vaterschaft gibt es keine Gewiss-

heit.» Drum hängt soviel für den Menschen von der *Mutter* ab. Wie sich der spätere Mann den Frauen gegenüber verhält, liegt in seinem Muttererlebnis begründet: «Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich» – so *Nietzsche* – «davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder sie geringzuschätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein.» Wo die Mutter ihren Kindern ein schlechtes Bild abgibt, gerät das Frauenbild des späteren Mannes in Gefahr und setzt sich der Teufelskreis eines gestörten Mann-Frau-Verhältnisses in Bewegung.

Wo die Familie hingegen den Kindern erlaubt, sich in Liebe und Sicherheit zu entwickeln, wächst auch die Fähigkeit, den anderen Menschen zu *vertrauen*. Und Vertrauen wiederum ist eine Vorbedingung für soziale Bindungen aller Art. Das *Misstrauen* hingegen ist, einem russischen Sprichwort gemäss, «eine Axt am Baume der Liebe». Es ist, nach *Heinrich von Kleist*, «die schwarze Sucht der Seele», die Ehen ebenso zerstört wie ganze Völker. In totalitären Staaten glaubte man, auf die Familie verzichten zu können. Wir haben erlebt, in welchem Chaos eine familienverachtende Ideologie endet. Gleichzeitig legt uns diese Erfahrung den zwingenden Schluss nahe, dass die *Demokratie* die *Familie braucht* und ohne sie nicht überleben wird. Dessen sollten wir uns gerade an diesem Muttertag im Jahr der Familie klar und deutlich bewusst werden, damit wir es in alle Zukunft nicht vergessen.

## Kulturnotiz

### Schlechte Schulbücher sorgen für guten Film

Am Anfang der Idee zum Film «*Schindlers Liste*» stand die Unzufriedenheit von Regisseur *Steven Spielberg* über den Stellenwert, mit dem die nationalsozialistische Judenvernichtung in den amerikanischen Schulbüchern behandelt wird. Spielberg erzählte an einer Feierstunde in New York, er habe 1989 einmal nachsehen wollen, wie der Tod von sechs Millionen Juden im Geschichtsunterricht den Schülern des Landes nahegebracht wird. In einer zufällig zusammengestellten Auswahl von Lehrbüchern habe er dann entdeckt, dass der Holocaust in den Kapiteln über den Zweiten Weltkrieg «nur als Fussnote der Geschichte» dargestellt werde. In einigen Fällen sei das Schicksal der Juden unter den Nazis sogar mit keinem Wort erwähnt worden. Daraufhin habe er beschlossen, mit dem Film über «*Schindlers Liste*» ein *Gegengewicht* zu setzen.

Im Film wird die Geschichte des deutschen Geschäftsmannes Oskar Schindler erzählt, der mehr als 1100 Juden vor dem Transport in die Vernichtungslager bewahrte. «Ich glaube, dass Rassenhass am besten dadurch bekämpft wird, dass man an die Vergangenheit erinnert», sagte Spielberg anlässlich einer Ehrung für seinen Film durch das Tel Aviver Museum der jüdischen Diaspora.

# Indien in uns selbst?

L.T. - 8.5.1993

«Seit die Menschen nicht mehr an Gott glauben, glauben sie nicht etwa an nichts mehr, sondern an alles.»

Gilbert K. Chesterton  
(1874 bis 1936)

Eduard  
Stäubli



uns einsehen zu lassen, dass es (nach Shakespeare) «mehr Dinge gibt im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumt». Da diese «Dinge» aber jegliche Vernunft und auch jeden Verstand «übersteigen», können wir nichts Genaueres über sie wissen. Weil es sie aber trotzdem gibt – und es ist ebendieselbe Vernunft, die uns dieses sagt –, bleibt uns nichts anderes, als an diese «Dinge» zu glauben.

\*

Glauben heisst, etwas Unbeweisbares für wahr halten, etwas, das unsern Verstand übersteigt, etwas Höheres, ein Grösseres, Mächtigeres. Der Mensch hat ihm hundert verschiedene Namen gegeben. Die einen nennen es Gott, die andern den Urgrund allen Seins, die einen sehen in diesem höheren Wesen den Schöpfer des Himmels und der Erde, die andern verzichten überhaupt auf einen Namen, weil sie der Ansicht sind, dieses Höhere entziehe sich auch der Sprache.

Aber wie auch immer – es gibt offenbar dieses «ganz Andere», dieses «Göttliche», mit dem viele Menschen sich irgendwie verbunden fühlen. Daraus hat denn auch der christliche Rhetor *Lactantius* (gestorben 317 n. Chr.) die vielleicht sinnvollste Erklärung für den Begriff «Religion» abgeleitet: religare = binden: der Mensch sei «Gott durch ein Band der Frömmigkeit verbunden». Diese Verbundenheit des Menschen mit einer überindividuellen und überkollektiven, geheimnisvollen, «transzendenten» Macht ist allen Religionen eigen, der christlichen ebenso wie der islamischen, der jüdischen wie der hinduistischen und vielen andern.

Durch alle Jahrhunderte hindurch hat

sich bei allen Völkern ein solches *Glaubensbedürfnis* bemerkbar gemacht. Daraus entstanden die Religionen und bildeten sich in der Folge die Konfessionen und Kirchen. Zwar gab es immer auch «Ungläubige», die die Existenz eines Göttlichen strikte leugneten. Und oft sind auch die Konfessionen und Kirchen in starren Lehrgebäuden verkrustet und haben mit der Zeit nicht mehr Schritt gehalten, so dass sie neuen Glaubensbedürfnissen nicht mehr zu genügen vermochten. Aber auch wenn sich Konfessionen und Amtskirchen oft zu dogmatischen Systemen verhärteten und an Anhängerschaft immer mehr verloren – das *Glaubensbedürfnis* blieb, ja es hat sogar gerade in jüngster Zeit wieder stark zugenommen, nicht zuletzt bei jüngeren Generationen. Das ist insofern bemerkenswert, als die westliche Welt heute nicht in einer ausgesprochenen Notlage oder in einer Zeit der Kriegsangst lebt. Vielfach hat man Religion als eine Ausgeburt der menschlichen *Angst* erklärt («Not lehrt beten»). Diese Erklärung reicht heute keineswegs aus. Vielmehr ist es ein fast epidemisch um sich greifender *Verlust an Lebenssinn*, der eine auffallende Wiederbelebung religiöser Bedürfnisse bewirkt hat. In einer Zeit allgemeiner Orientierungslosigkeit und Verunsicherung begann eine geradezu fieberhafte Suche nach Sinn, Halt und Geborgenheit.

\*

Damit hatte die Stunde der Sekten, der Gurus, der falschen Führer, der Scharlatane und Schwindler geschlagen. Religiöse und pseudo-religiöse Gruppen und «Bewegungen» aller Art boten den suchenden Menschen Sicherheit und Hoffnung an. Eine ungeheure Welle von spiritualistischen, esoterischen, okkultistischen und fernöstlichen Heilsangeboten schwappte über die verunsicherten und suchenden Menschen hinweg: New Age (und Fritjof Capra ist sein Prophet!), Animismus, Schamanismus, Astrologie, Reinkarnation, Tarot, Zen-Buddhismus, Taoismus, Bachblüten und Räucherstäbchen, Hare-Krishna und Scientology, Moonies und «Kinder Gottes» – die pseudo-religiöse Landschaft ist völlig unübersichtlich geworden, und die umherziehenden Sinnsucher verlieren nur allzu leicht die Orientierung in diesem

*Dschungel* metaphysischer Lehren, transzendenter Therapie und esoterischer Technik. Alle verheissen sie vertiefte Selbsterfahrung und glückliche Selbsterlösung, ein Eintauchen ins Übersinnliche, die Verbindung mit dem Göttlichen, eine ganzheitliche Weltsicht, das selige Aufgehobensein in einer Gruppe, Seelenheil und neue Lebenskraft. Die Grenzen zwischen echter Religiosität und krauser Versponnenheit, zwischen gutgemeinter Lebenshilfe und schamloser Geschäftemacherei sind schon längst völlig verschwommen. Wer sich in diese Bereiche begibt, betritt einen bodenlosen Sumpf. Die Religiosität – eine ewige Grundkonstante des Menschen –, das Glaubensbedürfnis vieler Menschen wird durch religiöse Gaukler hemmungslos *missbraucht* und durch kriminelle Bauernfänger *ausgebeutet*. Viele Sekten führen ihre Anhänger nicht in die verheissene Befreiung, sondern in die *totale Abhängigkeit*, entfremden sie ihren Familien und ihren Freunden und bringen sie so weit, dass sie ausserhalb der Gruppe völlig lebensuntüchtig sind. In welche ausweglosen Situationen fanatische Sektenführer ihre leichtgläubigen Anhänger verleiten können, hat uns soeben das grauenhafte Drama der Davidianer im *texanischen Waco* auf erschreckende Weise vor Augen geführt. Viele, die meisten dieser neu-religiösen Angebote sind eine grosse Gefahr für die Menschen, für Erwachsene nicht weniger als für Jugendliche. Man kann die Leute nicht genug vor diesen falschen Propheten warnen.

\*

Es war darum sehr verdienstvoll, dass die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich ein Aufklärungsbuch über einige der gefährlichsten sektiererischen Gruppen in unserem Land herausgegeben hat. Zwar haften dem Buch «*Das Paradies kann warten*» etwelche Mängel an: es ist begrifflich nicht durchgehend klar, es setzt einige falsche Akzente und vor allem: es geht zu wenig auf die echten religiösen Bedürfnisse der suchenden Menschen ein. Es genügt eben nicht, einige dieser totalitären Gruppen zu entlarven, man müsste den Menschen auch gewisse Wege zeigen, auf denen sie ihr Verlangen nach religiöser Verankerung stillen könnten, ohne falschen Propheten

anheimzufallen und von ihnen terrorisiert und ausgeraubt zu werden.

Man müsste den Leuten bewusst machen, dass jeder *seinen eigenen religiösen Weg* suchen und finden muss. Man müsste den Leuten auch sagen, dass sie dabei nie an ein *endgültiges Ziel* gelangen werden, dass die religiöse Sinnfindung ein *lebenslanger Prozess* ist. Natürlich ist das immer ein sehr schwieriger Weg, darum weicht ja so mancher diesen Schwierigkeiten aus und verfällt den trügerischen Versprechungen und den verhängnisvollen Irrlehren scheinheiliger Gurus.

Es müsste dem Menschen, der einen Weg zu Gott sucht, wohl gesagt werden, dass er sich auf ein *Abenteuer* einlässt. Es beginnt damit, dass man sich zunächst einmal kein *fremdes Gottesbild* aufschwätzen lässt. Er darf sich bei dieser Suche *nicht bevormunden* lassen. Er muss ein *eigenständiges Denken* auf Gott hin entwickeln. Er muss wohl Gott auf dem Wege über sich selber entdecken. Gott wirkt ja nicht als ferne Macht aus einem Jenseits in unseren Alltag, in unser Leben, in unsere Welt hinein. Jeder Mensch bringt in sich selber seine Wünsche und Hoffnungen, seine Bedrohungen und Ängste, seine Möglichkeiten und seine Grenzen *mit Gott zur Sprache*. Der Mensch muss die Zwiesprache mit Gott in sich selber führen. Einer hat einmal gesagt, Gott sei wie ein *Spiegel*, in dem sich das Wesen des Menschen spiegle. Ich finde das schön und treffend und eine hilfreiche Vorstellung. Auch für die religiöse Suche gilt das Sprichwort: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.»

\*

Im «*Siddharta*» ist *Hermann Hesse* auf seiner religiösen Suche den indischen Weisheitslehren, den Upanishaden begegnet. Er unternimmt in der Erzählung den Versuch einer Verbindung von östlicher Entrückung mit westlicher Weltverhaftetheit. Der Versuch gelingt nur halbwegs. Hesse hat seine Indienreise eher enttäuscht abgebrochen. Er hatte begriffen, dass es *von aussen her* kaum einen Zugang zum Göttlichen gibt. Vielmehr muss der Mensch tief in sich selbst hinabsteigen. Oder, wie es Hermann Hesse als Mahnung für uns alle hinterlassen hat: «Wir müssen Indien *in uns selber* suchen.»



# Ein anderes Volk?

L.T. 18.6.94.

## Unbequeme Fragen zu den drei Abstimmungsvorlagen vom 12. Juni

Nach den drei ablehnenden Volksentscheiden vom 12. Juni will der *Bundesrat* eine *Sondersitzung* abhalten, um den Gründen für die negativen Entscheide nachzugehen und um über den «Graben zwischen unserem Volk und den politischen Behörden» nachzudenken.

Gut so. Eine kritische Selbstprüfung kann dem Bundesrat nicht schaden. Vielleicht kommt er sogar zur Einsicht, dass die drei Abstimmungsvorlagen vom 12. Juni völlig *überflüssig* waren und auch zum denkbar falschen Zeitpunkt vors Volk gebracht wurden.

\*

War dieser neue *Kulturförderungsartikel* überhaupt nötig? Das soll sich der Bundesrat einmal fragen. 1986 wurde eine «Eidgenössische Kulturinitiative» vom Volk mit 848 000 Nein gegen nur 175 000 Ja in allen Kantonen buchstäblich *abgeschmettert*. Aber auch ein gemässiger *Gegenvorschlag* des Bundesrates wurde von Volk und Ständen, wenn auch weniger drastisch (440 000 Ja, 537 000 Nein), *verworfen*. Das doppelte Nein war ein klares Bekenntnis des Volkes zur «Kulturhoheit» der Kantone und Gemeinden. Und die eidgenössische «Kulturbeamte» in diesen klassischen Verantwortungsbereich der Kantone und Gemeinden einbrechen. Damals schrieb die NZZ: «An einen massiven oder auch nur kontinuierlichen Ausbau des Bundesengagements im kulturellen Bereich ist nach diesem Volksentscheid jedenfalls *nicht zu denken*.» Der Bund solle sich vielmehr auch in Zukunft auf jene Aufgaben konzentrieren, die er einer langen Tradition gemäss pflegt und bei denen er über eindeutige Rechtsgrundlagen verfügt.

Aber der Bundesrat wollte den Denktzettel von damals nicht zur Kenntnis nehmen. Es ist absolut unverständlich, dass er nur ein paar Jährchen später dem Volk erneut einen «Kulturförderungsartikel» aufzwingen wollte. Wohl war der Widerstand diesmal etwas schwächer als

vor acht Jahren; aber auch das öffentliche Interesse daran war bedeutend geringer als damals. Es gab nicht einmal eine richtige Kampagne gegen diesen Artikel, und für ihn setzten sich höchstens ein paar «Kulturschaffende» ein, die seit dem «Kulturboykott» von 1991 ohnehin an Vertrauen beim Volk eingebüsst hatten.

Die NZZ brachte es auch diesmal auf den Punkt, wenn sie schrieb: «Den *Hauptfehler* haben allerdings jene gemacht, die nach dem klaren Nein des Souveräns im Jahre 1986 *ohne Not* eine neue Vorlage durch die eidgenössischen Räte zwängten.»

\*

Und die neue Regelung für eine *erleichterte Einbürgerung junger Ausländer*? War auch vollkommen überflüssig. Niemand hat solche neuen Einbürgerungsbestimmungen vom Bundesrat verlangt. Von einer derartigen *Bedürfniswelle* war im Volk nichts zu spüren. Wobei das Volk bestimmt nichts gegen eine «erleichterte Einbürgerung» für junge Ausländer einzuwenden hatte (das knappe Volksmehr beweist es). Aber dass sich auch hier der Bund wieder in die *Kompetenzen von Kantonen* und Gemeinden einmischen wollte, ging dem Volk wider den Strich – daher das ablehnende *Ständemehr*. Auch diese neue Regelung durch die Bundesverfassung war völlig *unnötig*. Der Bundesrat sagte es ja in seinen Abstimmungserläuterungen selber: Es sei «wichtig und sinnvoll», dass ausländische Jugendliche, die in unserem Land aufgewachsen sind, «voll integriert werden können» und fügte bei: «*Einige Kantone haben dies erkannt und in ihren Gesetzen bereits heute Erleichterungen eingeführt*. Ihre Erfahrungen sind positiv zu werten.»

Also hätte es vollauf genügt, wenn Bundesrat und Parlament den Kantonen *empfohlen* hätten, den jungen Ausländern die Einbürgerung möglichst zu erleichtern. Dazu besaßen die Kantone

und Gemeinden schon bisher genügend Kompetenzen. Man hätte sie nur mit einem freundlichen Sendschreiben ermuntern müssen, davon *grosszügigeren Gebrauch* zu machen. Aber die Kantone mit einer neuen Verfassungsbestimmung unter *Druck* zu setzen, war falsch: «psychologisch kontraproduktiv». Warum haben Bundesrat und Parlament dies nicht schon während der Beratungen begriffen und sich diese Abstimmungsniederlage erspart?

\*

Und vollends schief lag man mit der «*Blauhelm-Vorlage*». Auch für sie war weit und breit kein echtes Bedürfnis vorhanden. Es ist unverständlich, dass nach dem Uno- und dem EWR-Nein der Bundesrat glauben konnte, mit einer solchen Vorlage beim Volke anzukommen. Niemand hat vom Bundesrat einen solchen Vorschlag erwartet oder verlangt. Daher fiel es den *Gegnern* auch so leicht, die 90 000 Unterschriften dagegen zusammenzubringen. Hätten uns doch Bundesrat und Parlament mit dieser Vorlage verschont! Sie allein sind daran schuld, dass wir uns mit der Ablehnung dieses Vorschlages in der Welt draussen eine «Blamage» eingehandelt haben. Die hätten wir wirklich vermeiden können. Aber Bundesrat und Parlament scheinen schon längst nicht mehr die Hand am Puls des Volkes zu haben. Sonst hätten sie gespürt, dass diese Vorlage nicht nur verfehlt war, sondern auch im denkbar unglücklichsten Augenblick vors Volk gebracht wurde.

\*

Wie immer in solchen Fällen, erhob sich auch diesmal wieder ein Wehklagen über diese drei ablehnenden Volksentscheide. Gleich führten einige wieder das Schlagwort von der «*Staatskrise*» und von der «*Unregierbarkeit*» des Landes im Munde. Bundesrat und Parlament übten sich in Selbstmitleid. Sie selbst kamen sich mit den Vorlagen ungeheuer mutig, fort-

schriftlich und weltoffen vor und verstanden das Volk nicht mehr. Und schon machte wieder einmal das dumme Wort die Runde: die Regierung wäre schon recht, sie bräuchte nur *ein anderes Volk*.

Hoffentlich kommt der *Bundesrat* nach langem und gründlichem Nachdenken zu einem etwas gescheiteren Ergebnis. Die Lehre aus diesem sonntäglichen «Abstimmungsdebakel» müsste für ihn eigentlich lauten: *Man bringe keine unnötigen und überflüssigen Vorlagen zum falschen Zeitpunkt vors Volk, dann erleidet man auch keine solche Abstimmungsniederlagen*. Man sollte meinen, Bundesrat und Parlament hätten derzeit wahrlich dringendere und wichtigere Aufgaben, so dass sie ihre ganze Arbeitskraft nicht in derlei *Abstimmungsleerläufen* verpuffen sollten.

\*

Und denen, die sich in solchen Augenblicken jeweils ein «anderes Volk» wünschen, sei ein Wort von *Bert Brecht* ins Stammbuch geschrieben: «Ein Land, in dem das Volk sich selbst verwalten kann, hat keine besonders glänzende Führung nötig.»

Eduard Stäuble

## N 9: Kein Referendum

(sda) Der *Verein Alpeninitiative* bekämpft das von den eidgenössischen Räten verabschiedete Strassentransitverkehrsgesetz (STVG) nicht: Er hat sich an seiner Mitgliederversammlung in Bern gegen ein Referendum ausgesprochen.

Das Volk habe sich mit dem Ja zur Alpeninitiative *gegen* den Bau der N 9 im Wallis entschieden. Der Verfassungsauftrag sei klar. Es wäre somit eine Zumutung, das Volk ein zweites Mal über den gleichen Sachverhalt abstimmen zu lassen.

Als am 12. 11. 1993 Werner Altorfer plötzlich und ganz unerwartet starb, da war seine Familie froh, dass Werner selbst einiges von seinem Leben notiert hatte. Ich setzte mich daher hin und schrieb auch von mir einen kurzen Lebenslauf. Während der Niederschrift kamen mir immer wieder Nebensächlichkeiten in den Sinn, die auch noch hätten erwähnt werden können. Doch, um mit der Sache in absehbarer Zeit fertig zu werden liess ich manches weg.

Angaben über Ereignisse, die in meinem Geburtsjahr 1912 passierten, sammelte ich einst auf verschiedenen Blättern, die ich leider wie so vieles nicht mehr auffinden kann. In meinem Gedächtnis blieb aber vor allem die Erinnerung an den schrecklichen Untergang der Titanic. Davon hatte mir wohl, als ich grösser wurde meine Grossmutter Feuchter ausführlich erzählt. Das Luxus-schiff stiess 1912 auf seiner Jungfernfahrt über den Nordatlantik, während man im Schiff übermütig tanzte und festete, mit einem Eisberg zusammen. Obwohl es als „absolut unsinkbar“ galt, ging es zur Strafe für den Übermut (!) jämmerlich unter, und 1500 Passagiere fanden den Tod. Das machte mit einen ganz gewaltigen Eindruck.

Der deutsche Kaiser Wilhelm II (1859 bis 1941) von dem in der Familie gelegentlich die Rede war,

Besuchte 1912 ganz offiziell die Schweiz. Auf einer Abbildung sah ich das „grosse Tier“ als Beobachter des schweizerischen Militärs. Und ich war stolz, dass er einen guten Eindruck mit nach Hause nahm.

Von meiner Taufe, 1912, existiert eine prächtige Photo. Als Säugling im Arm meiner Mutter trage ich ein schneeweisses, riesengrosses Taufkleid, während meine 1915 in der Kriegszeit geborene und getaufte Schwester mit noch als kleines, weisses Bündel photographiert wurde, und ich sitze brav daneben.

---

Zwischenhinein folgt hier der Nachtrag, auf den bei meiner stark gekürzten Notiz vom 14. 4. 1994 über die „Pagina Rumantscha“ in der „Co-op-Zeitung“ hingewiesen wurde.

Diese Notiz las zufällig der pensionierte Uhrmacher Ernst Wermuth, Melchiorstr. 23/145, in 3027 Bern-Bethlehem. Da mein Name und mein Wohnort in der Zeitung angegeben waren, fand Herr Wermuth ohne weiteres im Telefonbuch meine ausführliche Adresse und schrieb mir, er habe mit seiner Gemahlin jedes Jahr Ferien im romanisch sprechenden Graubünden verbracht. Seine Frau habe dort jeweils Kurse zur Erlernung der romanschen Sprache besucht und auch einige Bücher, vor allem Wörterbücher angeschafft. Nach dem Tod seiner

Lebensgefährtin habe er nun keine Verwendung mehr für die romanischen Drucksachen, denn er selbst verstehe rein nichts von den romanischen Sprachen. Wenn ich Interesse daran habe, stelle er mir diese Literatur gerne zur Verfügung. Ich meldete mein Interesse für die Bücher an, allerdings nur, wenn diese nicht allzu teuer sind. Auch schrieb ich Herrn Wermuth, ich sei nächstens 82 Jahre alt und könne wahrscheinlich nicht mehr allzu viele Werke durcharbeiten.

Einige Wochen später traf mit der Post ein riesiges Paket bei mir ein, für das der Uhrmacher Fr. 10.- Porto bezahlt hatte. Er schrieb, was ich nicht brauchen könne, solle ich weiter verschicken; einen Preis nannte er nicht. Ich erkannte bald, dass Verena Wermuth nicht Rumantsch grischun wie ich, sondern vor allem ladin und sutsilvan studiert hatte. Von diesen speziellen romanischen Sprachen besass sie ausführliche und hochwissenschaftliche Wörterbücher. Den Neuwert aller Wermuth'schen Bücher und Zeitschriften schätzte ich auf mindestens Fr. 300.- und offerierte den Betrag von Fr. 150.- dafür. Da Herr Wermuth höchstens Fr. 100.- erwartet hatte, schickte ich ihm schliesslich Fr. 130.-. Ich nehme an, dass er mit dem Handel sehr zufrieden ist.

-

## Für besseres Schweizerdeutsch

Die Entwicklung der letzten Jahre hat erfreulicherweise gezeigt, dass die schweizerdeutschen Mundarten nicht nur die Umgangssprache der ganzen Bevölkerung sind, sondern in vermehrtem Masse auch von den Massenmedien (Presse, Radio, Fernsehen) und von der Werbung gebraucht werden. Heute ist es auch nicht mehr ungewöhnlich, bei öffentlichen Diskussionen und Vorträgen sich der Mundart zu bedienen. Wenn aber schon Mundart, dann kein Mischmasch aus Schriftsprache und Dialekt (Ratsherrendeutsch) und keine willkürlichen Konstruktionen, die vielleicht besonders einprägsam scheinen (Werbung), sondern eine nüchterne und ungekünstelte Umgangssprache, die durchaus in der Lage ist, alle Lebensbereiche sprachlich angemessen zu erfassen und auszudrücken. Die folgenden Angaben sollen dazu eine kleine Hilfe sein.

### Besondere Merkmale der Mundart

1. *Die Mundart hat einen reichen Wortschatz mit vielen eigenständigen und ausdrucksstarken Wörtern:*

rääs, trääf, pring, tifig; lose, luege, troole, trüle, strupfe, striele; gly, blooss, hindersi; Töff, Härdöpfel, Gummel, Gufe, Tschoope, Znüüni usw.

*Vielfältig sind auch die Verben der Bewegung, des Sprechens:*

schwable, schnöre, proleete, rätsche, täfele, bröile, tampe usw.

*Besonders bedroht und unter dem Einfluss der Schule bedrängt sind die vielen Tier- und Pflanzennamen:* Tüchel, Hätzler; Hogermannli, Chrottepösche, Holder, Höibeeri, Brüüschi usw.

*Verstärkungen, Vergleiche und Bilder sind eine besondere Stärke der Mundart:*

fürzündroot, grundärdeschlächt; schaffe wien es Ross; nid e Boone (nichts) usw.

2. *Die Mundart hat zusätzliche Mittel der Wortschöpfung, die es zu nutzen gilt:*

blääche, schuene, es gruenet, es waarmet – hämmerle, gvätterle, füülele, süürele – Metzgete, Lismete, Tampete, Schuuflete, Chogete – Hundli/Hundeli/Hündli – Gschwindi, Töibi, Rööti – Chieni m., Stürmi m., Jusli m., Tampe f., Rätsche f., Baabi n. usw.

3. *Die Mundart kennt andere Vorwörter, ist bei Richtungsangaben genauer:*

uf Basel (abe), uf Sangallen use, z Züri; ums Huus ume, i d Chilen ine, uf ds Tach ufe; für ufs Broot, vom Vatter uus, bis am Dunnschtig.

4. *Die Mundart hat besondere Formen des Zahlworts (je nach Dialekt verschieden).*

*Zürichdeutsch:* zwee Mane, zwoo Fraue, zwäi Chind; drei Mane, drei Fraue, drüü Chind.

5. *Die Mundart kennt nur ein Relativpronomen: wo, schlecht:*

Es Buech, nach dem niemer frööget.

En Räntner, desse Frau gstoorn isch.

De Bèèrg, uf dem de Stäi staat.

*besser:*

Es Buech, wo niemer dernaa frööget.

En Räntner, won em d Frau gstoorn isch.

De Bèèrg, wo de Stäi druuf staat.

6. *Die Mundart meidet in der Regel das Passiv, papieren:*

De Voorstand isch yberuefe woorde.

Zur Inbetrybnaam vom Motoor wiirt dèè Schalter trèèt.

*besser:*

Me hät de Voorstand la zämechoo.

Me trèèt dèè Schalter und dänn lauft de Motoor.

*Dagegen richtig:*

Daas wirt gmacht!

S wiirt näime gschosse.

7. *Die Mundart hat keine besondere Futurform (jedoch als Vermutung: s wiird nüd sy!).*

*schlecht:*

Si wiirt mer aalüüte.

Me wiirt ja gsee!

Mer weereded druuf zrugghoo.

*besser:*

Si lüütet mer (moorn) aa.

Das gseet me dänn.

Uf daas chömed mer na zrede!

8. *Ausser in einigen Gebirgsmundarten gibt es kein Partizip Präsens. Nur wenige Formen wie läbig, wüetig haben sich erhalten.*

*schlecht:*

en offestehendi Fraag

e feschtstehendi Taatsach

lachendi Chind

*besser:*

en offni Fraag

e fescht Taatsach

Chind, wo lached

9. Die Mundart kennt anstelle der Nennform mit «zu», «um zu» andere Fügungen.

*schriftsprachlich:*

Er bruucht nu de Schalter z trèee.

Er hört uuf, am Aabig z schaffe.

Das macht er, um mich z èrgere.

*besser:*

Er mues nu de Schalter trèee.

Er schafft am Aabig nùme.

Das macht er zum mich èrgere.

10. Unmundartlich sind Verbindungswörter wie: obwohl, nachdem, woby, denn (begründend) usw.

11. Unmundartlich sind auch die Gesprächswörter: beschrens, genau, o.k., mynes Erachtens usw.

12. Für viele Orts- und Personennamen gibt es Mundartformen:

Burdlef statt Burgdorf, Schlaate statt Scheitheim; Buume statt Baumann.

## Praktische Winke für die Mundartrede

1. Ein schriftdeutscher Text eignet sich nicht als Grundlage mundartlicher Rede.

Die Mundart hat ihre eigenen Gesetze, auch was den Satzbau anbetrifft. Vermeiden Sie schwierige Satzgebäude mit ausgeklügelten Bindewörtern! Die Mundart zieht einfache, kurze Sätze vor. Im Nebensatz stellt sie, im Unterschied zur Schriftsprache, das Verb wenn möglich nicht an den Schluss. Die Reihenfolge der Satzteile ist noch freier. Bekämpfen Sie die «Hauptwörter-Krankheit» und den trockenen Ton der Amtssprache!

*Papieren:*

Die Ausfüllung des Formulars mit Bleistift ist untersagt.

Ich tüüschte mich nüd i der Aanaam, das die zwäi Wunschlos glücklich sind.

Im folgende Jaar händs enand vil Herzelaïd beräitet.

*Zürichdeutsch:*

Me töörf das Formulaar nüd mit Bleiwys uusfüle.

Ich wäiss, das die zwäi würlkli glüclli sind.

S Jaar druufabe händs enand wee taa.

2. Gute Mundart spricht nur, wer auch in Mundart denkt.

Wer viel liest und schreiben muss, dem rutschen unwillkürlich schriftsprachliche Wendungen in die Mundart. Braucht er für seine Rede eine schriftliche Unterlage, so schreibe er sie in der Mundart, einfach nach dem Gehör.

3. Lassen Sie sich helfen!

Der Bund Schwyzertütsch unterhält eine Sprachstelle, deren Leiter für Auskünfte zur Verfügung steht, handle es sich um einzelne Wörter oder Formen oder um die Bereinigung (auch Übersetzung ins Zürichdeutsche) von Texten wie Ansprachen, Anzeigen, Erzählungen usw. Es werden nur die Selbstkosten berechnet.

Leiter der Sprachstelle: Dr. Alfred Egli, Untere Heslibachstr. 1, 8700 Küsnacht/ZH. Tel. 01 90 73 78

## Hilfsmittel

«Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen», herausgegeben vom Bund Schwyzertütsch:

I: *Zürichdeutsche Grammatik*, von Albert Weber.

2. Auflage, 1964, vergriffen; 3. Auflage in Vorbereitung.

II: *Luzerndeutsche Grammatik*, von Ludwig Fischer. Luzern 1960, vergriffen.

III: *Zürichdeutsches Wörterbuch*, von Albert Weber und Jacques M. Bächtold. 2. Auflage, Zürich 1968. Fr. 17.80.

IV: *Zuger Mundartbuch*, von Hans Bossard und Peter Dalcher. Zug 1962. Fr. 11.80.

V: *e Baseldytsch-Sammlig*, von Fridolin. 4. Auflage Basel 1976. Fr. 24.–.

VI: *Baseldeutsch-Grammatik*, von Rudolf Suter. 1. und 2. Auflage, Basel 1976. Fr. 29.–.

Ferner:

*Aargauer Wörterbuch* in der Lautform der Leerauer Mundart, von J. Hunziker. Aarau 1877 (antiquarisch bei Rohr, Zürich). Nachdruck Wiesbaden 1969. DM 54.–.

*Die Basler Mundart* (Wörterbuch und grammatischer Abriss), von G. A. Seiler. Basel 1879. Nachdruck Wiesbaden 1970. DM 48.–.

*Läbigs Bärndütsch*, E Sammlig von bärndütsche Wötere u Redesarte, von Walter Bieri. Hochwächter-Bücherei 27. Bern 1958. Fr. 6.80.

*Die Urner Mundart*, ihre Laute und Flexionsformen, von Walter Clauds. Kantonsbibliothek Uri, 14. Jahrgabe 1967. Altdorf 1969.

*Grundlagenwerke:*

*Schweizerdeutsches Wörterbuch* (Schweiz. Idiotikon). Frauenfeld 1881 ff. Bisher 176 Hefte.

*Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Bern 1962 ff. Bisher 4 Bände.

*Schreibweise:*

*Schwyzertütschi Dialäktschrift*, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte, von Eugen Dieth. 1938. Zu beziehen bei der Sprachstelle des Bundes Schwyzertütsch. Fr. 3.–.

*Literaturnachweis:*

*Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959*, Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben, von Stefan Sonderegger. Frauenfeld 1962. Vergriffen. Fortsetzung in den Jahresberichten des Schweizerdeutschen Wörterbuchs.

*Lehrbuch:*

*Schwyzertütsch* (Sprachlehre des Zürichdeutschen), von Arthur Baur. 5. Aufl. Winterthur 1974. Fr. 16.80.

## So sagt man schweizerdeutsch

*Häxebränz, 99 × Züritüütsch, 1975, S. 111/2.*

Was men alls cha ghööre

Gäled Si, Si woned in Züri. Näi, i bi nach Bern züglet. Es hät em in Ängland guet gfale. Wänn flüüged Si nach Amerika? Züritüütsch ghäisst s aber: Si woned z Züri. I bi uf Bern züglet. Es hät em gfale z Ängland. Wänn flüüged Si uf Amerika?

Das «in, nach», wo vom Hoochtüütsche heerschunt, wiirt langsam für s Züritüütsch «z, uf» gföörli.

En Stadtzürcher faart uf Rapperschwil ufe oder ue und uf Basel abe. De Sächsilüütenumzuug gaat gwöndli d Baanhoofstraass duraab und s Limetquai duruuf. Weer am Züriberg obe wont, gaat i d Stadt abe.

Im Gmüeslaade chaufst me hüt chuum mee Binätsch, aber Spinaat; statt Guggumere verlangt me Gurke, statt Bluemechööl oder Karfiool Bluemechool, statt Böle Zwible, statt Herdöpfel Kartoffle.

Es Laadefröiläin (früener hät si Laadejumpfer ghäisse) säit zumene Chund: «Grüezi die Dame. Was wünscht die Dame? Adie dem Herr.» Es langeti, wäme: «Grüezi, uf Widerluege» säiti.

Me wüürd äin hüt gspässig aaluege, wämen ime Wulegschäft en Lismere verlangti. Me töörff chuume mee vo Lismernaadle, vom Lisme rede. Gufe steckt me für gwöndli is Gufechüssi, aber hüt nimt me s Naadelchüssi für Stecknaadle.

Me chaufst eme Mäiteli uf d Wienecht e Puppe statt e Baabe oder es Bääbeli. Und me frööget öppe: «Wottsch nüd mit der Puppe spile?» Äifacher weer's, wäme wett wüsse, öb s Chind well bääbele.

*Glopfgaischt (Robert E. Christ), Baseldytsch, in: National-Zeitung, Basel, 20. März 1976 (Nr. 89).*

... Am maischte gsindiget wird halt allewyl no (und wider) mit de Forme vo den Aigeschaftswerter. Waas und wievyl me lätz und verkehrt und au wider rächt ka mache, verrootet is e «Muschter» uus em Schnitzelbangg:

Mir hänn in Basel s' nejscht Theater

Und die älttschi Alma mater,

Dr greeschti Haafe, dr beschti Zolli

Dr yfrigscht Panzernashorn-Rolli

Und derzue as letschte Gäg

Dr allergfehrliigscht Velowäg!

Luschtig – gwis! Aber s Baseldytsch? Nit die «älttschi», nai di eltschi Alma mater hämmer z Basel in der Schwyz. Derfir hämmer nit der «allergfehrliigscht», nai, der allergfährliigscht Velowäg. Das numen am Rand.

Jetzt aber: die eltschi (rächt), der greeschti (lätz), der beschti (lätz). Die eltschi Alma mater isch wyblig. Also die eltschi. Männlig isch aber der Zolli und der Haafe – also der greescht und der bescht (nit – wyblig! – der greeschti und der beschti).

Dä Bogg wird wyt iber hundertmool in de Bängg und Zeedel gschosse. Niene, schynt's, sinn die hittiige Basler eso unsicher as in däm ainte Punggt. Worum ächtscht au? Isch s der Yfluss vom Hochdytsch via Färnseh, Radio und Zyttig: der grösste, der beste? Das «e» hinde fällt in der männlige Form abb im Baseldytsch. Der greescht Haafe, der bescht Zolli. Glunge: der yfrigscht Rolli und der gfährliigscht Wäag sinn graad no rächt grooten in däm Värs. Numme wägen em «Dichte» darf me s Baseldytsch nit aifach malträtiere. Im luschtigschte, beschte Värs uff eme Zeedel oder im ene Bangg sott der wirgglig Dichter allewyl der Rangg finde zem rächten und guete Baseldytsch. Das losst sich allewyl uff en Art in e Värs bringe. Me sott nie schlächt Baseldytsch geegen e guete Värs ellai welen yhandle.

Im ene Bangg sait ebber – prominänt under de Schitzelbangg-Produzänte – «er kisst» fir: er gitt e Schmutz. Aber dä Schmutz (e biliebt Faasnachts-Eraignis!) isch em Värs g'opferet worde. E Schmutz gää wär däm Poet z lang gsi. Also murggst er dä Uusdrugg abb und schrybbt (und singt) «er kisst». Gruuse kennt's aim drabb!

Sogar s norddytsch Wort «Mief», woo mir doo nit kenne, erschynt im ene Zeedel und mues sich dert erscht no uff «dief» ryme. Eh, herjee! Und im glyche Zeedel au no «Kinkerlitzi» – diräggt uus Norddytschland. Dyre, druurigen Import, das! Unser haimelig zaable isch fascht iberaal dur zapplen ersetzt worde. Froog: Worum! Vilicht en andermool no meh doo derzue.

## Beispiele guter Mundarttexte

*Alois Senti, Sargaaserlinder Stüggli. 365 Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganserland. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Volkstum der Schweiz, Band 11). Basel 1968, S. 71–72.*

Amenä Wangser Chilchäfascht hät dr Pater Elias müessä dr häilig Sant Antuuni ga rüemä. Bem Zmittaagässä sind na ander gäischtli Herrä umä gsii. Mä hät ä Jässli gmacht und ä guetä Schlugg Wy trunggä.

Item, dr Pater Elias hät si ächläi verspöüet und

ischt erscht um ä Väscher wider ga Mels duuri. D Mitbrüeder sind gad bem Chourgibät gsii, won er under dr Tüür ini isch.

Duä plouget nä z moul dr Tüüfel. Är nünt dr Schirm we nä Flintä in Aaschlag, git dr Tüür ä Schupf und rüeft in äiner Lütü: «Pater Guardian... pumm! Pater Vikar... pumm! Pater Senior... pumm!» Diä Kapäziner sind nit lätz verschroggä und hind erscht wider müügä lachä, wos dm Pater Elias sälber nümä ganz ghüür gsii isch. Dr Pater Guardian hät dinn au gschwind gmerggt, vu was ass där guet Elias ä so nä chriegerischi wordä sy chünnt. Und dr Brueder Choch hät nä ins Bett tuä. Bem Zmorgäässä am anderä Taag hät dr Pater Guardian ä Gsicht gmacht, we winn er suur Rääbä gka hett. Är hät dr Löffel hääriglät und gsait: «Liebi Mitbrüeder, üserä Pater Elias söll nis doch namoul zäigä, was er geschter z Wangs joub gleirt hät; än Art zur häilsamä Poes und Ermaanig!»

Dr Pater Elias weir am liebschtä dur all Böüdä verschlofä. Aber d Mitbrüeder hind nid lugg luu, bis dr Brueder Choch dr Schirm gholt – und dr Pater Elias namoul gschossä hät, aber furchtig zaam, mä häts bemäid blous rächt verständä: «Pater Guardian... pumm! Pater Vikar... pumm! Pater Senior... pumm!»

Duä wingt dr Pater Guardian ab und macht zuen em: «Geschter häts dinn aber schu ganz anderscht tätscht, Pater Elias...»

Dr Pater Elias hät gnappet: «Das isch na guet mügli, geschter haan i halt au glaadä gka.»

*Albert Bächtold, Silbertischtle. Öppis zom Lache, Verlag Peter Meili, Schaffhausen 1974, S. 8–11.*

S ischt emol en Pfarvikaar gsii, en Junggsell; wäge sim runde, rootbaggige Gsicht und sim ganzne frohmüetige Wäse hät me im no gsaat de Himelsöpfel.

Dä hät i der halbe Chrischtehät ome – der refermierte also – gvikarisiert. E fescti Stell hät er nie kani ghaa und welewäg au kani gsuecht, ischt lieber vo Oort zo Oort pilgeret, go siini Brüedere im Herrn verträte, wän ann nid zwäg gsi ischt oder Ferie gmacht hät. Au prediget hät er nid gäärn, lieber an e Oorte drüü-vierne währschaft gfueteret, en Jass gchlopfet und Gspäss abgloo. Aber d Lüt händ en guet möge – wil er halt kan Tuggilimuuser säi.

So hät er au wider emol z Chilchdoorff im Chläggi de Oortspfarer verträte. Und ischt e Frau gstoore be.

Am Morge vo der Liicht chunnt en sunntigaaglaate Maa is Pfarhus ue – schwarz, we s Staatsgwand

bin Puure ischt – und de Himelsöpfel fangt en grad aa trööschte, frooget gaar nid, wer er säi und wan er wel:

Hejoo, s isch wiirggig e schwääre Daag; aber als Grischte un Mänsche miemmers halt draage ghenne!

Saat de Maa:

Hä Härr Pfarer, wa reded Si au; s ischt jo gaar nid so truurig, miir möchtig jo no Hoochsed mache.

Und wil er scho zom drittemol vor de Traualtaar tritt und däm Spitzpuggel vo Himelsöpfel nid trauet, saat er no, de Härr Pfarer söl im au e schööni Predig haa. Und vo de andere Mole nüüt säge!

Und de Himelsöpfel hät ims versproche.

Aber am Hoochsed hät er de Tägscht:

«Aus sechs Trübsalen hat dich der Herr errettet, und auch in der siebenten wird dich kein Leid treffen.»

Do isch halt no der Chilche de drüümol pache Ehmaa is Pfarhus vüre: Wäge waa etz au de Härr Pfarer d häi möse säge; etz wärdi äär jo zom Gspött vom ganze Doorff.

Hee, maant de Himelsöpfel, i haa jo vo der sägste gredt; vo der dritte han i jo gaar niit gsait.

Dän wän er amed am ene Oort si Sach pmacht gha hät, ischt er no siine Koleege im Omkräis go adie säge; und die händ en dän nomol brüederlich mit Spiis und Trank versoorget.

So goht er emol demitte im Winter inne i der spoote fiischtere Nacht «haamedzue»; verieret, und ghäit in Müliwäier ie; wän en nid d Müllerslüüt ghöört hettid joole, wäär er eländ vertronke.

Wo si-n dän ase gstiiftfroore und schlotterig is Pfarhus bringed, macht d Husäälteri:

Wolwol, Härr Pfarer, Ine isch maan-i nooch am Grab dure!

Joo, maant de Himelsöpfel, do hett me halt miesse uf dr Grabstai schriibe:

Hier ruht ain Pfarer, oo weh;

Er versangg im tiefen See.

Jo, macht d Husäälteri, und unne drahäre:

Hätt er, statt Wein, Kaffee getrunken,

Wär er noch nicht ins Grab gesunken!

*Stabreimende Mahnung der Zürcher Stadtpolizei beim Überqueren der Strasse:*

Warte –

luege, lose, laufe!

lieber lenger läbe!

Bünd Schwyzertütsch: Unsere Mundarten, 1976, Nr. III  
Erweiterter Sonderdruck aus «Heimatschutz» 1976/III  
Redaktion: Dr. Rudolf Trüb, Wirbelweg 8, 8702 Zollikon.



An

8953 Dietikon, 23. 1. 1995

Verlag und Redaktion  
des Limmataler Tagblatts.

Am Samstag, 26. November 1994, schrieben Sie auf Seite 17 des L.T. unter der Überschrift „In eigener Sache“, Sie seien „laufend daran, auf Leserwünsche einzugehen“ und Ihr Produkt zu verbessern.

Sehr angenehme Verbesserungen traten bereits ein, auch verschwanden vor einigen Tagen viele überflüssige, die Spalten trennende Striche. Danke! Darf ich Ihnen zwei weitere, von mir aus gesehen „nette“ Verbesserungen vorschlagen?

A. Im Ortsmuseum Dietikon befindet sich eine riesige Menge Material zur Orts- und Regionalgeschichte. Heimatkundlich interessierte Leute hätten bestimmt grosse Freude an kurzen, regelmässig ev. unter einem ganz bestimmten „Signet“ erscheinenden Artikeln zur Lokalgeschichte. Ähnliches gibts im „Züri-Oberländer“.

B. Eine zweite kleine Ergänzung zum Alltäglichen, die mich sehr erfreute, wäre eine Mundartzecke. Es müsste allerdings eine gepflegte Mundart verwendet werden als Gegengewicht zu Radio und Fernsehen, wo man so viel Schlechtes und Falsches anhören muss! Das „zwee, zwoo, zwäi“

beherrscht kaum einer! Zwei Fällter (masc.),  
zwoo Gable (fem.), zwäi Mässer (neutr.) Statt  
hier auf weitere Fälle einzutreten, lege ich Ihnen  
eine Kopie von Dr. Trübs Zusammenfassung bei.

Ich bitte Sie höflich, meine Anregungen  
wohlwollend zu prüfen und grüsse Sie recht  
freundlich.

Karl Kleuk

Holzmatte 15

8953 Dietikon

## Für besseres Schweizerdeutsch

Die Entwicklung der letzten Jahre hat erfreulicherweise gezeigt, dass die schweizerdeutschen Mundarten nicht nur die Umgangssprache der ganzen Bevölkerung sind, sondern in vermehrtem Masse auch von den Massenmedien (Presse, Radio, Fernsehen) und von der Werbung gebraucht werden. Heute ist es auch nicht mehr ungewöhnlich, bei öffentlichen Diskussionen und Vorträgen sich der Mundart zu bedienen. Wenn aber schon Mundart, dann kein Mischmasch aus Schriftsprache und Dialekt (Ratsherrendeutsch) und keine willkürlichen Konstruktionen, die vielleicht besonders einprägsam scheinen (Werbung), sondern eine nüchterne und ungekünstelte Umgangssprache, die durchaus in der Lage ist, alle Lebensbereiche sprachlich angemessen zu erfassen und auszudrücken. Die folgenden Angaben sollen dazu eine kleine Hilfe sein.

### Besondere Merkmale der Mundart

1. *Die Mundart hat einen reichen Wortschatz mit vielen eigenständigen und ausdrucksstarken Wörtern:*

rääs, trääf, pring, tifig; lose, luege, troole, trüle, strupfe, striele; gly, blooss, hindersi; Töff, Händöpfel, Gummel, Gufe, Tschoope, Znüüni usw.

*Vielfältig sind auch die Verben der Bewegung, des Sprechens:*

schwable, schnöre, proleete, rätsche, täfele, bröile, tampe usw.

*Besonders bedroht und unter dem Einfluss der Schule bedrängt sind die vielen Tier- und Pflanzennamen:* Tüchel, Hätzler; Hogermannli, Chrottepösche, Holder, Höibeeri, Brüüsich usw.

*Verstärkungen, Vergleiche und Bilder sind eine besondere Stärke der Mundart:*

füürzündroot, grundärdeschlächt; schaffe wien es Ross; nid e Boone (nichts) usw.

2. *Die Mundart hat zusätzliche Mittel der Wortschöpfung, die es zu nutzen gilt:*

blääche, schuene, es gruenet, es waarmet – hämmerle, gvätterle, füülele, süürele – Metzgete, Lismete, Tampete, Schuuflete, Chogete – Hundli/Hundeli/Hündli – Gschwindi, Töibi, Rööti – Chienj m., Stürmi m., Jufli m., Tampe f., Rätsche f., Baabi n. usw.

3. *Die Mundart kennt andere Vorwörter, ist bei Richtungsangaben genauer:*

uf Basel (abe), uf Sangallen use, z Züri; ums Huus ume, i d Chilen ine, uf ds Tach ufe; für ufs Broot, vom Vatter uus, bis am Dunnschtig.

4. *Die Mundart hat besondere Formen des Zahlworts (je nach Dialekt verschieden).*

*Zürichdeutsch:* zwee Mane, zwoo Fraue, zwäi Chind; drei Mane, drei Fraue, drüü Chind.

5. *Die Mundart kennt nur ein Relativpronomen: wo, schlecht:*

Es Buech, nach dem niemer frööget.

En Räntner, desse Frau gstoorn isch.

De Bèèrg, uf dem de Stäi staat.

*besser:*

Es Buech, wo niemer dernaa frööget.

En Räntner, won em d Frau gstoorn isch.

De Bèèrg, wo de Stäi druuf staat.

6. *Die Mundart meidet in der Regel das Passiv, papieren:*

De Vorstand isch yberuefe woorde.

Zur Inbetrybnaam vom Motoor wiirt dèè Schalter trèèt.

*besser:*

Me hät de Vorstand la zämechoo.

Me trèèt dèè Schalter und dänn lauft de Motoor.

*Dagegen richtig:*

Daas wirt gmacht!

S wiirt näime gschosse.

7. *Die Mundart hat keine besondere Futurform (jedoch als Vermutung: s wiird nüd sy!).*

*schlecht:*

Si wiirt mer aalüüte.

Me wiirt ja gsee!

Mer weereded druuf zuggchoo.

*besser:*

Si lüütet mer (moorn) aa.

Das gseet me dänn.

Uf daas chömed mer na zrede!

8. *Ausser in einigen Gebirgsmundarten gibt es kein Partizip Präsens. Nur wenige Formen wie läbig, wüetig haben sich erhalten.*

*schlecht:*

en offstehendi Fraag

e feschtstehendi Taatsach

lachendi Chind

*besser:*

en offni Fraag

e feschti Taatsach

Chind, wo lached

9. Die Mundart kennt anstelle der Nennform mit «zu», «um zu» andere Fügungen.

*schriftsprachlich:*

Er bruucht nu de Schalter z trèèe.

Er hört uuf, am Aabig z schaffe.

Das macht er, um mich z èrgere.

*besser:*

Er mues nu de Schalter trèèe.

Er schafft am Aabig nùme.

Das macht er zum mich èrgere.

10. Unmundartlich sind Verbindungswörter wie: obwohl, nachdem, woby, denn (begründend) usw.

11. Unmundartlich sind auch die Gesprächswörter: beschtens, genau, o. k., mynes Erachtens usw.

12. Für viele Orts- und Personennamen gibt es Mundartformen:

Burdlef statt Burgdorf, Schlaate statt Scheitheim; Buume statt Baumann.

## Praktische Winke für die Mundartrede

1. Ein schriftdeutscher Text eignet sich nicht als Grundlage mundartlicher Rede.

Die Mundart hat ihre eigenen Gesetze, auch was den Satzbau anbetrifft. Vermeiden Sie schwierige Satzgebäude mit ausgeklügelten Bindewörtern! Die Mundart zieht einfache, kurze Sätze vor. Im Nebensatz stellt sie, im Unterschied zur Schriftsprache, das Verb wenn möglich nicht an den Schluss. Die Reihenfolge der Satzteile ist noch freier. Bekämpfen Sie die «Hauptwörter-Krankheit» und den trockenen Ton der Amtssprache!

*Papieren:*

Die Ausfüllung des Formulars mit Bleistift ist untersagt.

Ich tüüsch mich nüd i der Aanaam, das die zwäi Wunschlos glücklich sind.

Im folgende Jaar händs enand vil Herzelaïd beräitet.

*Zürichdeutsch:*

Me töörf das Formulaar nüd mit Bleiwys uusfüle.

Ich wäiss, das die zwäi wüekli glüekli sind.

S Jaar druufabe händs enand wee taa.

2. Gute Mundart spricht nur, wer auch in Mundart denkt.

Wer viel liest und schreiben muss, dem rutschen unwillkürlich schriftsprachliche Wendungen in die Mundart. Braucht er für seine Rede eine schriftliche Unterlage, so schreibe er sie in der Mundart, einfach nach dem Gehör.

3. Lassen Sie sich helfen!

Der Bund Schwyzertütsch unterhält eine Sprachstelle, deren Leiter für Auskünfte zur Verfügung steht, handle es sich um einzelne Wörter oder Formen oder um die Bereinigung (auch Übersetzung ins Zürichdeutsche) von Texten wie Ansprachen, Anzeigen, Erzählungen usw. Es werden nur die Selbstkosten berechnet.

Leiter der Sprachstelle: Dr. Alfred Egli. Untere Heslibachstr. 1, 8700 Küsnacht/ZH, Tel. 01 90 73 78

## Hilfsmittel

«Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen», herausgegeben vom Bund Schwyzertütsch:

I: *Zürichdeutsche Grammatik*, von Albert Weber.

2. Auflage, 1964, vergriffen; 3. Auflage in Vorbereitung.

II: *Luzerndeutsche Grammatik*, von Ludwig Fischer. Luzern 1960, vergriffen.

III: *Zürichdeutsches Wörterbuch*, von Albert Weber und Jacques M. Bächtold. 2. Auflage, Zürich 1968. Fr. 17.80.

IV: *Zuger Mundartbuch*, von Hans Bossard und Peter Dalcher. Zug 1962. Fr. 11.80.

V: *e Baseldytsch-Sammlig*, von Fridolin. 4. Auflage Basel 1976. Fr. 24.–.

VI: *Baseldeutsch-Grammatik*, von Rudolf Suter. 1. und 2. Auflage. Basel 1976. Fr. 29.–.

Ferner:

*Aargauer Wörterbuch* in der Lautform der Leerauer Mundart, von J. Hunziker. Aarau 1877 (antiquarisch bei Rohr, Zürich). Nachdruck Wiesbaden 1969. DM 54.–.

*Die Basler Mundart* (Wörterbuch und grammatischer Abriss), von G. A. Seiler. Basel 1879. Nachdruck Wiesbaden 1970. DM 48.–.

*Läbig's Bärndütsch*. E Sammlig von bärndütsche Wörtere u Redesarte, von Walter Bieri. Hochwächter-Bücherei 27. Bern 1958. Fr. 6.80.

*Die Urner Mundart*, ihre Laute und Flexionsformen, von Walter Clauss. Kantonsbibliothek Uri, 14. Jahressgabe 1967. Altdorf 1969.

*Grundlagenwerke:*

*Schweizerdeutsches Wörterbuch* (Schweiz. Idiotikon). Frauenfeld 1881 ff. Bisher 176 Hefte.

*Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Bern 1962 ff. Bisher 4 Bände.

*Schreibweise:*

*Schwyzertütschi Dialäktschrift*, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte, von Eugen Dieth. 1938. Zu beziehen bei der Sprachstelle des Bundes Schwyzertütsch. Fr. 3.–.

*Literaturnachweis:*

*Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959*, Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben, von Stefan Sonderegger. Frauenfeld 1962. Vergriffen. Fortsetzung in den Jahresberichten des Schweizerdeutschen Wörterbuchs.

*Lehrbuch:*

*Schwyzertütsch* (Sprachlehre des Zürichdeutschen), von Arthur Baur. 5. Aufl. Winterthur 1974. Fr. 16.80.

## So sagt man schweizerdeutsch

*Häxebränz, 99 × Züritüütsch, 1975, S. 111/2.*

Was men alls cha ghööre

Gäled Si, Si woned in Züri. Näi, i bi nach Bern züglet. Es hät em in Ängland guet gfale. Wänn flüüged Si nach Amerika? Züritüütsch ghäisst s aber: Si woned z Züri. I bi uf Bern züglet. Es hät em gfale z Ängland. Wänn flüüged Si uf Amerika?

Das «in, nach», wo vom Hoochtüütsche heerchunt, wiirt langsam für s Züritüütsch «z, uf» gföörli.

En Stadtzürcher faart uf Rapperswil ufe oder ue und uf Basel abe. De Sächsilüütenumzuug gaat gwöndli d Baanhoofstraass duraab und s Limetquai duruuf. Weer am Züribeerg obe wont, gaat i d Stadt abe.

Im Gmüeslaade chauf me hüt chuum mee Binätsch, aber Spinaat; statt Guggumere verlangt me Gurke, statt Bluemechööl oder Karfiool Bluemechool, statt Böle Zwible, statt Herdöpfel Kartoffle.

Es Laadefröiläin (früener hät si Laadejumpfer ghäisse) säit zumene Chund: «Grüezi die Dame. Was wüsch die Dame? Adie dem Herr.» Es langeti, wäme: «Grüezi, uf Widerluege» säiti.

Me wüürd äin hüt gspässig aaluege, wämen ime Wulegschäft en Lismer verlangti. Me töörff chuum mee vo Lismernaadle, vom Lisme rede. Gufe steckt me für gwöndli is Gufechüssi, aber hüt nimt me s Naadelchüssi für Stecknaadle.

Me chauf eme Mäiteli uf d Wienecht e Puppe statt e Baabe oder es Bääbeli. Und me frööget öppe: «Wottsch nüd mit der Puppe spile?» Äifacher weer's, wäme wett wüsse, öb s Chind well bääbele.

*Glopfgaischt (Robert E. Christ), Baseldytsch, in: National-Zeitung, Basel, 20. März 1976 (Nr. 89).*

... Am maischte gsindiget wird halt allewyl no (und wider) mit de Forme vo den Aigeschaftswerter. Waas und wievyl me lätz und verkehrt und au wider rächt ka mache, verrootet is e «Muschter» uus em Schnitzelbangg:

Mir hänn in Basel s' nejscht Theater

Und die älttschi Alma mater,

Dr greeschti Haafe, dr beschti Zolli

Dr yfrigscht Panzernashorn-Rolli

Und derzue as letschte Gäg

Dr allergfehrlichscht Velowäg!

Luschtig – gwis! Aber s Baseldytsch? Nit die «älttschi», nai di eltschti Alma mater hämmer z Basel in der Schwyz. Derfir hämmer nit der «allergfehrlichscht», nai, der allergfehrlichscht Velowäg. Das numen am Rand.

Jetzt aber: die eltschti (rächt), der greeschti (lätz), der beschti (lätz). Die eltschti Alma mater isch wyblig. Also die eltschti. Männlig isch aber der Zolli und der Haafe – also der greescht und der bescht (nit – wyblig! – der greeschti und der beschti).

Dä Bogg wird wyt iber hundertmool in de Bängg und Zeedel gschosse. Niene, schynt's, sinn die hittiige Basler eso unsicher as in däm ainte Punggt. Worum ächtscht au? Isch s der Yfluss vom Hochdytsch via Färnseh, Radio und Zyttig: der grösste, der beste? Das «e» hinde fällt in der männlige Form abb im Baseldytsch. Der greescht Haafe, der bescht Zolli. Glunge: der yfrigscht Rolli und der gefährlichscht Wäag sinn grad no rächt grooten in däm Värs. Numme wägen em «Dichte» darf me s Baseldytsch nit aifach malträtiere. Im luschtigschte, beschte Värs uff eme Zeedel oder im ene Bangg sott der wirgglig Dichter allewyl der Rangg finde zem rächten und guete Baseldytsch. Das losst sich allewyl uff en Art in e Värs bringe. Me sott nie schlächt Baseldytsch geegen e guete Värs ellai wellen yhandle.

Im ene Bangg sait ebber – prominänt under de Schitzelbangg-Produzänte – «er kisst» fir: er gitt e Schmutz. Aber dä Schmutz (e biliebt Faasnachts-Eraignis!) isch em Värs g'opferet worde. E Schmutz gää wär däm Poet z lang gsi. Also murggst er dä Uusdrugg abb und schrybbt (und singt) «er kisst». Gruuse kennt's aim drabb!

Sogar s norddytsch Wort «Mief», woo mir doo nit kenne, erschynt im ene Zeedel und mues sich dert erscht no uff «dief» ryme. Eh, herjee! Und im glyche Zeedel au no «Kinkerlitzli» – diräggt uus Norddytschland. Dyre, druurigen Import, das! Unser haimelig zaable isch fascht iberaal dur zapplen ersetzt worde. Froog: Worum! Vilicht en andermool no meh doo derzue.

## Beispiele guter Mundarttexte

*Alois Senti, Sargaaserlinder Stüggli. 365 Anekdoten und Schwänke aus dem Sarganserland. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (Volkstum der Schweiz, Band 11). Basel 1968, S. 71–72.*

Amenä Wangser Chilchäfäscht hät dr Pater Elias müessä dr häilig Sant Antuuni ga rüemä. Bem Zmittaagässä sind na ander gäischtl Herrä umä gsii. Mä hät ä Jässli gmacht und ä guetä Schlugg Wy trunggä.

Item, dr Pater Elias hät si ächläi verspöüetet und

ischt erscht um ä Väscher wider ga Mels duuri. D Mitbrüeder sind gad bem Chourgibat gsii, won er under dr Tüür ini isch.

Duä plouget nä z moul dr Tüüfel. Är nünt dr Schirm we nä Flintä in Aaschlag, git dr Tüür ä Schupf und rüeft in äiner Lüti: «Pater Guardian... pumm! Pater Vikar... pumm! Pater Senior... pumm!» Diä Kapäziner sind nit lätz verschroggä und hind erscht wider müügä lachä, wos dm Pater Elias sälber nümä ganz ghüür gsii isch. Dr Pater Guardian hät dinn au gschwind gmerggt, vu was ass där guet Elias ä so nä chriegerischi wordä sy chünnt. Und dr Brueder Choch hät nä ins Bett tuä. Bem Zmorgäässä am anderä Taag hät dr Pater Guardian ä Gsicht gmacht, we winn er suur Rääbä gka hett. Är hät dr Löffel hääriglät und gsät: «Liebi Mitbrüeder, üserä Pater Elias söll nis doch namoul zäigä, was er geschter z Wangs joub gleirt hät; än Art zur häilsamä Poes und Ermaanig!»

Dr Pater Elias weir am liebschtä dur all Böüdä verschlofä. Aber d Mitbrüeder hind nid lugg luu, bis dr Brueder Choch dr Schirm gholt – und dr Pater Elias namoul gschossä hät, aber furchtig zaam, mä häts bemäid blous rächt verständä: «Pater Guardian... pumm! Pater Vikar... pumm! Pater Senior... pumm!»

Duä wingt dr Pater Guardian ab und macht zuen em: «Geschter häts dinn aber schu ganz anderscht tätscht, Pater Elias...»

Dr Pater Elias hät gnappet: «Das isch na guet mügli, geschter haan i halt au gladä gka.»

*Albert Bächtold, Silbertischle. Öppis zom Lache, Verlag Peter Meili, Schaffhausen 1974, S. 8–11.*

S ischt emol en Pfarvikaar gsii, en Junggsell; wäge sim runde, rootbaggige Gsicht und sim ganzne frohmüetige Wäse hät me im no gsaat de Himelsöpfel.

Dä hät i der halbe Chrischtehät ome – der refermierte also – gvikarisiert. E feshti Stell hät er nie kani ghaa und welewäg au kani gsuecht, ischt lieber vo Oort zo Oort pilgeret, go siini Brüedere im Herrn verträte, wän ann nid zwäg gsi ischt oder Ferie gmacht hät. Au prediget hät er nid gäärn, lieber an e Oorte drüü-vierne währschaft gfueteret, en Jass gchlopfet und Gspäss abgloo. Aber d Lüüt händ en guet möge – wil er halt kan Tuggilimuuser säi.

So hät er au wider emol z Chilchdoorff im Chläggi de Oortspfarer verträte. Und ischt e Frau gstoore.

Am Morge vo der Liicht chunnt en sunntigaaglaate Maa is Pfarhus ue – schwarz, we s Staatsgwand

bin Puure ischt – und de Himelsöpfel fangt en grad aa trööschte, frooget gaar nid, wer er säi und wan er wel:

Hejoo, s isch wiirgglig e schwääre Daag; aber als Grischte un Mänsche miemmers halt draage ghenne!

Saat de Maa:

Hä Härr Pfarer, wa reded Si au; s ischt jo gaar nid so truurig, miir möchtig jo no Hoochsed mache.

Und wil er scho zom drittemol vor de Traualtaar tritt und däm Spitzpuggel vo Himelsöpfel nid traует, saat er no, de Härr Pfarer söl im au e schööni Predig haa. Und vo de andere Mole nüüt säge!

Und de Himelsöpfel hät ims versproche.

Aber am Hoochsed hät er de Tägscht:

«Aus sechs Trübsalen hat dich der Herr errettet, und auch in der siebenten wird dich kein Leid treffen.»

Do isch halt no der Chilche de drüümol pache Ehmaa is Pfarhus vüre: Wäge waa etz au de Härr Pfarer d häi möse säge; etz wäardi äar jo zom Gspött vom ganze Doorff.

Hee, maant de Himelsöpfel, i haa jo vo der sägste gredt; vo der dritte han i jo gaar niit gsait.

Dän wän er amed am ene Oort si Sach pmacht gha hät, ischt er no siine Koleege im Omkräis go adie säge; und die händ en dän nomol brüederlich mit Spiis und Trank versoorget.

So goht er emol demitte im Winter inne i der spoote fiischtere Nacht «haamedzue»; verieret, und ghäit in Müliwäier ie; wän en nid d Müllerslüüt ghöört hettid joole, wäär er eländ vertronke.

Wo si-n dän ase gstiiftgroore und schlotterig is Pfarhus bringed, macht d Husäälteri:

Wolwol, Härr Pfarer, Ine isch maan-i nooch am Grab dure!

Joo, maant de Himelsöpfel, do hett me halt miesse uf dr Grabstai schriibe:

Hier ruht ain Pfarer, oo weh;

Er versangg im tiefen See.

Jo, macht d Husäälteri, und unne drahäre:

Hätt er, statt Wein, Kaffee getrunken,

Wär er noch nicht ins Grab gesunken!

*Stabreimende Mahnung der Zürcher Stadtpolizei beim Überqueren der Strasse:*

Warte –

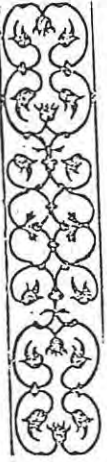
luege, lose, laufe!

lieber lenger läbe!

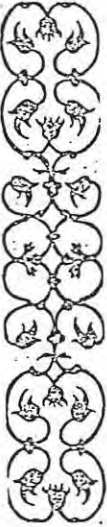
Bünd Schwyzertütsch: Unsere Mundarten, 1976, Nr. III  
Erweiterter Sonderdruck aus «Heimatschutz» 1976/III  
Redaktion: Dr. Rudolf Trüb, Wirbelweg 8, 8702 Zollikon.

Dietikon, 21. 1. 1995.


Liebe Elisabeth. Lückinger-Grob, O.H.-Urdorf.



Herzlichen Dank für das Urdorfer Neujahrsblatt 1995. Die vielen Neuigkeiten und die verschiedenen Mitteilungen (kursiv gedruckt) aus schon länger vergangenen Zeiten interessierten mich sehr, ebenso der schöne Stich „Mühle Urdorf 1848“. Eure neuesten Publikationen befinden sich bereits unter „Urdorf“ in unserem Museums-Archiv! Besonders erwähnen möchte ich auch den als Titelbild verwendeten Scherenschnitt, der Altes und Neues hübsch und harmonisch verbindet. Dass Urdorf in absehbarer Zeit ein Ortsmuseum erhalten soll, erfuhr ich schon früher der Presse. Ich gratuliere Urdorf zu dieser Errungenschaft.



Das Neujahrsblatt von Dietikon wollte ich Dir an der Januar-VT-Probe persönlich überreichen. Ich lege noch bei, was die verschiedenen Zeitungen dazu veröffentlichten! Seit



wir im Gemeinderat eine offizielle Neujahrsblattkommission haben, beachtet sogar die MZT unser Blatt, allerdings weniger sorgfältig als der Tagi.

Nun geht's auf zum Volkstanz-Ball im Kongresshaus Zürich! Herzliche Grüsse und alles Gute!

Karl Kleuk.



Gruppe Zürich - des Vereins Schweizerdeutsch:  
Am 21. Januar 1994 las Alois Senti erfundene und  
überlieferte Mundartgeschichten aus dem Sat-  
ganserland. Die von ihm gesammelten Sagen ka-  
men 1974 in einem 500seitigen Band in Basel her-  
aus. Den gleichen Umfang weist auch die 1988  
in Mels erschienene Sammlung von Anekdoten,  
Schwänken und Witzen auf. Parallel dazu ent-  
standen Sammlungen der überlieferten Gebete,  
sowie der Reime und Sprüche. Letztere wurden  
im Frühjahr 1993 mit dem Buch „Spiel und Spiel-  
zeug im Satganserland“ ergänzt. Die 250 Seiten  
zählende Sammlung enthält die genauen Ab-  
läufe von etwa 400 Spielen aus der Zeit zwi-  
schen 1850 und 1950. Was man im Kirchge-  
meindehaus St. Peter, Zürich zu hören bekam,  
waren Schmuntzelgeschichten über Jagd, Re-  
ligion und Tod.

---

Sprachlich hochinteressant war der Vortrag  
„Ente gut - alles gut“ des pensionierten Sekundar- und  
Seminarlehrers Albert Schwatz, der sich zusammen  
mit Martin Von der Crone für die Förderung und die  
Verbesserung des Deutschunterrichts an der Zürcher  
Sekundarschule einsetzte und neue Lehrmittel ver-  
fasste. In seinem Vortrag schilderte er die neue-  
sten Erscheinungen, Ernstes und Fleißeres, im

Wandel der Gegenwartssprache seit etwa 1945. Leider konnte ich nur einzelne seiner Beispiele aufschreiben und festhalten. Ausgehend von Brueghels Bild über hundert Sprichwörter und von Martin Luthers Weisheiten arbeitete der Referent die Wandlungen und Unterschiede heraus, die zwischen alten und neuen Formulierungen festgestellt werden können. Alte Sprichwörter sind z. B.: „Verschiebe nicht auf morgen, was du heute kannst besorgen.“ „Kein Kind wird gross ohne Beulen.“ Das Gemeinsame betont ebenso der neuere Ausspruch: „Me weiss nie für was es guet isch.“ Ebenso allgemein sind Schillersche und andere Sätze, wie: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“ „In diesem Fluss schwimmst du nicht zum zweiten Mal.“ „Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ „Allet Anfang ist schwer, sagte der Dieb und stahl den Ambos.“ Der Nachsatz zeigt einen vollstümlichen Zug zur Parodie: „Keine Regel ohne Ausnahme, sagte das Mädchen, als die Regel ausblieb.“ Sprichwörter enthalten oft einen „Zwang“, wie z. B. zum Frühaufstehen in „Morgenstund hat Gold im Mund“... oder „... in der Hand.“ Fringeli kehrt Sprichwörter um oder deutet sie um, wie z. B. „Selbst ist die Frau!“ „Allet Umfang ist schwer.“ „Was länge gäht, wird endlich Wert.“ „Gelegenheit macht Liebe.“ „Der Check heiligt die Mittel.“

„Spare in der Not, dann hast du Zeit dazu.“ „Man soll den Abend nicht vor-dem Fernsehprogramm loben.“ „Der Student geht zur Mensa bis es bricht.“

Wie in alter Zeit, gibt es auch heute noch die Vorliebe für bildliche Redensarten: „Das Licht unter den Scheffel stellen“ ist kaum mehr verständlich. Dafür haben wir: „Den Nagel auf den Kopf treffen.“ „Das geht über die Hautschmut.“ „Am Ball sein.“ „Am Ball bleiben.“ „Unter den Teppich kehren.“ „(K) Ein Büro aufstun.“ „Mir mached Nagel mit Köpf.“ „Das ist ein unausgegotener Schnellschuss.“ „Er ist weg vom Fenster.“ Oder in Anlehnung an die Gretchenfrage in Goethes „Faust“: „Wie hast du's mit der Religion?“ wird zu: „Wie hast du's mit der E. G.?“ „... dass der Sonnenglanz in deinem Haar nicht untergeht.“ „Ich speise, also bin ich.“ „Eine Frau ohne Mann ist wie ein Fisch ohne Velo!“ „Man kann ein Auto nicht wie einen Menschen behandeln, ein Auto braucht Liebe.“ „Der Brave denkt an sich-selbst zuletzt.“ „Erst die Freizeit, dann das Vergnügen.“ „Paris zeigt seine warme Schulter“ (Pelzreklame). All dies ist teils guter Witz, teils un-erhörte Respektlosigkeit, ja Geschmacklosigkeit. Die bildlichen Redensarten stammen oft aus Sport und Militär: „Tanzziehen im Arbeitsmarkt.“ „Wir müssen längere Spiesse haben“, oder aus der Medi-

zin: „Die Geburtswehen einer neuen Partei...“ Ohren spielen eine grosse Rolle: „Ein Schlitzohr“, „übers Ohr hauen“, „noch nicht trocken hinter den Ohren“, ... er hat es faustdick hinter den Ohren...“

Einst feste syntaktische Regeln werden heute oft durchbrochen. Während im Französischen die Position eines Worts im Satz das Satzglied bestimmt, steht im Deutschen das Verb an zweiter Stelle:

z. B. Gerne | liest | sie abends einen Krimi.  
Sie | hat | ... .. " ... .. " ... .. " ... .. gelesen

Im Fragesatz steht das Verb am Anfang, im Nebensatz am Schluss. Doch auch dies wird neuerdings verändert:

Statt: ....., da | sie gestern noch Fieber hatte.  
{ ..... weil | sie hatte gestern noch Fieber!!  
{ ..... denn | sie hatte gestern noch Fieber.

Auch die wohl korrekte, aber oft recht schwerfällige „Klammerfunktion“ des Verbs, bei der die Eröffnung der Bedeutung eines Satzes erst ganz am Schluss erfolgt, wird neuerdings durchbrochen: „Der Hypozin wird in ..... { angehoben. }!  
{ gesenkt. }!  
Der „Verbzusatz“ wird neuerdings nach vorn genommen, d. h. die „Klammer“ wird aufgelöst. So schrieb Siegfried Lenz: „Diese Erfahrung musste machen der Lehrer von Xf.“

Grosse Veränderungen werden in letzter Zeit im Verbalbereich vorgenommen. Möglichst

alles wird im praktischen Akkusativ gesagt, so dass Passivformen und solche mit Präpositionen leicht möglich werden. Nicht nur der Genitiv verschwindet mehr und mehr, auch der Dativ wird zurückgedrängt, und nun sagt man lieber nicht mehr: „Er gab seiner Frau (Dat.) Blumen.“ sondern: „Er beschenkte seine Frau (Akk.) mit Blumen.“ Nun kann man die Strassen und Unterführungen „beampeln“, die Landesgrenzen „bebunkern“, die Tafeln „beschriften“, die Gemeinden „beanschriften“, die Schüler „benoten“, und die hilfsbereite Frau „bekocht“ den betagten, alleinstehenden Nachbarn!

Es ist zwar jammerschade, dass die starken Verbalformen mehr und mehr durch die praktischen schwachen ersetzt werden; „melkte, backte, glimmte und schnaubte“ werden salonfähig, d. h. starke Verben werden schwach. Sobald ein Fehler relativ oft gemacht wird, nimmt Duden ihn als „auch zulässig“ oder als „regional“ ins Wörterbuch auf. Die deutsche Sprache ändert sich!

Im Rechtschreib-Duden sind rund 180 000 Wörter verzeichnet. Dabei sind

auch viele aus Medizin, Chemie etc. Für den normalen Gebrauch" genügen 40 bis 50 000, während ein einfacher Mensch auch gut mit nur 500 Wörtern durchs Leben kommt. Der gebildete Adenauer verwendete 1000, Goethe 20 000, die MZ 1 000 000. 60% der Wörter sind Nomen (Sachen,...), 25% Verben (für Bewegungen, Vorgänge...) 14% Adjektive (Qualitätsangaben,...) 1% umfasst die Restgruppe. Neue Wörter entstehen meist durch Substantivierung" oder "Zusammensetzung". Urschöpfungen sind selten. Beispiele: Milchschwemme, Pillenknick, Baumsterben, Staugroll, Schwatzräumung, etc... Aufgefallen sind in den letzten Jahren auch Bezugsadjektive wie "steuerliche Vorteile, vorbörslich" gehandelt,...

Bei diesen Neubildungen finden wir auch "Unwörter der letzten Jahre" wie "Wagenabholmöglichkeit", "Asylantenschwemme", "ethnische Säuberung" etc. und Fremdwörter, die nicht eingedeutscht werden, wie "eskalieren, Eskalation, fooden", "speeden", etc. Unerfreulich ist auch die übertriebene Frauensprache. Das "Fräulein" wird abgeschafft, das neutrale "man" wird zu man/frau man verwendet das schwerfällige "Lehrer und Lehrerinnen" statt "Lehrkräfte" oder

gar „LehrerInnen“ mit dem unmöglichen  
Grossbuchstaben im Funern des Wortes!

„Gästin“, „Menschin“ und die „Mitgliede-  
rinnen“, sowie „der/die Student“, sowie  
der Zauberer und die Zaubererin“ sind ein  
weiterer Unsinn, der sich nicht lange hal-  
ten wird, denn die deutsche Sprache ver-  
fügt über grosse „Unkaputtmachbar-  
keit“, „Kreativität“ und innere Kraft.

—  
26. 12. 1993 Besuch in Meilen: Flöte und Geige!

27. 12. 1993 Besuch in Steffisburg: Ausflug nach  
Zürcher-See. Während die Buben mit Joachims Freundin Da-  
niela Snowboard- und Ski fahren, spaziere ich mit Mi-  
jam und Karl „der Sonne nach“. Die Rückfahrt führt über  
Emboden, wo Daniela wohnt. Sie „vergisst“ ihre Ski-  
köche auszuladen, so dass Joachim diese am 28. 12. Brün-  
gen kann (Velo fahrt).

—  
Früher spielten Sprichwörter eine viel grössere  
Rolle als heute. Sie wurden von den Grossmüttern im-  
mer wieder vorgesagt und hatten eine starke er-  
zieherische Wirkung; z. B. „Jedes Ding an seinem Ort -  
erspart viel Zeit und böse Wort!“ - „Was du nicht  
willst, das man dir tu - das fig auch keinem an-  
dern zu!“ etc.

—



Zürich, Ende Juni 1994

## Rundbrief Nr. 115

An die Freunde  
der Stiftung für  
Abendländische Besinnung

Liebe STAB-Freunde

Im Jahr 1968 standen wir unter dem Eindruck einer Gesellschaftskrise, die in Zürich den „Globuskrawall“ und in der ganzen westlichen Welt Studentenrevolten ausgelöst hatte. Wir setzten uns mit einigen Freunden zusammen und suchten nach den Ursachen dieses unerwarteten Geschehens. Der Wiederaufbau nach dem Krieg war weitgehend geglückt, die erfolgreiche Führung besonnener und konservativ denkender Staatsmänner wie Adenauer in Deutschland, Schuman in Frankreich und de Casperi in Italien ermöglichte gesunde Währungen, Arbeitsbeschaffung und ein erträgliches Einkommen für den Großteil der Bevölkerung. Aber das „Wirtschaftswunder“ zeigte schon in dieser Zeit gewisse Exzesse; die Wissenschaft träumte vom Machbarkeitswahn, wie es sich an einem internationalen Kongreß über Gentechnologie in London zeigte; die Gesellschaft entwickelte sich „eindimensional“ (Herbert Marcuse) und weltweit wurden ethische Werte durch einen rücksichtslosen Utilitarismus verdrängt.

Wir sahen aber keinen Weg aus der Sackgasse, denn die führenden Ideologen der Achtundsechzigerbewegung wollten den materialistischen Oekonomismus durch den noch stureren materialistischen Marxismus ersetzen. Die Aufhebung von ethischen Normen und sittlicher Moral durch eine „antiautoritäre Erziehung“ konnte nur zum Zerfall der Werte und zu einem Chaos führen. Realistischer waren die Ansichten Wilhelm Röpkes in seinem 1958 erschienenen Buch „Jenseits von Angebot und Nachfrage“. Wichtig schien uns die Besinnung auf jene Werte, die unabhängig von Ideologien und Zeitströmungen historisch von Bestand sind: Der christliche Glaube, der dem Leben einen positiven Sinn verleiht und das auf dreitausend Jahre zurückgehende griechische Erbe der Weisheit und Harmonie.

Die Auseinandersetzung über den Wertewandel veranlaßte uns zur Gründung der Stiftung für Abendländische Besinnung. Zwischen der alternativen Kultur der Achtundsechziger und der Selbstgerechtigkeit des „Establishments“ suchten wir einen dritten Weg im Sinne der Erhaltung und Förderung europäischer Kulturen.

Obwohl wir uns auf kulturelle und soziale Anliegen beschränkten, suchten wir ein gewisses Echo durch die Bildung eines Freundeskreises, der an unseren Zielsetzungen im positiven Sinne teilnimmt.

Nach 25 Jahren sind wir von der aktiven Führung der Stiftung zurückgetreten. Wir haben unsere Statuten revidiert, ein Kuratorium konstituiert, an dem wir uns selbst beteiligen, um an der geistigen Ausrichtung der Stiftung mitwirken zu können. Im Stiftungsrat sind jetzt jüngere Teilnehmer unter der Führung des bewährten Professor Dr. Eduard Stäuble.



Das Vierteljahrhundert-Jubiläum unserer Stiftung war Anlaß zur Herausgabe einer Schrift mit dem Titel „Stromaufwärts - ein Kulturauftrag“. Den Mitgliedern unseres Freundeskreises wurde sie bereits präsentiert. Wir verfügen noch über einen gewissen Vorrat und sind in der Lage, weitere Exemplare an Interessenten unserer Stiftung abzugeben.

Abschließend möchten wir unseren langjährigen wie auch erst kürzlich zu uns getretenen Freunden der Stiftung für ihre Treue und für ihr Engagement herzlich danken und der neuen Führung viel Freude und Erfolg für die künftige Arbeit wünschen.

Trudy und Hans Jenny

Dies ist die Stelle und der Augenblick, Trudy und Hans Jenny Dank und Anerkennung auszusprechen für die von ihnen geschaffene Stiftung für Abendländische Besinnung. Sie haben einen beträchtlichen Teil ihres Lebens, ihrer Arbeit und ihrer Mittel in dieses kulturelle und soziale Werk investiert und durften dabei viel Freude und schöne Erfolge erleben. Sie haben der Stiftung jenes geistige und materielle Fundament gegeben, auf dem sie sich auch in Zukunft weiterentwickeln kann.

Das neue Kuratorium unter dem Vorsitz von Hans Jenny hat einen neuen Stiftungsrat gewählt, dem auch jüngere Kräfte angehören, sodaß das kulturelle und soziale Wirken der Stiftung auch weiterhin gewährleistet ist. Zudem wurde die Geschäftsführung von Frau Helga Syz-Jenny, die neu dem Stiftungsrat beigetreten ist, an Frau Franziska Gutjahr-Knauer übergeben.

Die meisten Ziele „abendländischer Besinnung“, die von der Stiftung bei ihrer Gründung angepeilt wurden, sind bis heute die gleichen geblieben. Einige mögen seither etwas in den Hintergrund gerückt sein, neue sind dazugekommen. Von einem sind wir alle fest überzeugt: daß unsere unsichere und gefährdete Gegenwart in vielerlei Hinsicht der „abendländischen Besinnung“ gerade heute unbedingt bedarf, sodaß unserer Stiftung auch künftig die Aufgaben nicht ausgehen werden.

Wir verstehen heute unter dem „Abendland“ jene westliche und östliche Welt, in der eine geschichtliche Erbmasse von großem Tiefgang und großem Schichtenreichtum lebendig ist. Den Kern dieser Erbmasse bildet die jüdisch-christliche Religiosität des Alten und Neuen Testaments, die dafür bürgt, daß „die Transzendenz Gottes nicht verloren geht“ (Pierre Chau- nu). Die Grundideen der griechischen und römischen Antike sind in dieses abendländische Gedankengut eingeschmolzen worden und führten zu jenen Grundwerten abendländischer Kultur, die es gerade heute wieder mit Überzeugung und Nachdruck zu vertreten gilt: der Gedanke der persönlichen Freiheit gehört dazu, aber auch die Selbstverantwortung im Rahmen der menschlichen Gesellschaft; die Idee der Humanität als Norm der Persönlichkeitsbildung und des sozialen Verhaltens ist ebenso abendländischen Ursprungs wie die Autonomie des wissenschaftlichen Denkens und die Erforschung der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeiten. Insofern bleibt abendländische Kultur nicht auf Europa als Erdteil beschränkt; ihr sind im Westen und Osten auch außereuropäische Gebiete zuzurechnen, in denen abendländischer Geist seine Wirkungen entfaltet hat.

„Abendländische Besinnung“ heute heißt darum: In einer Zeit der Permissivität, in der alles erlaubt zu sein scheint, die Grenzen der Freiheit wieder aufzuzeigen; in einer Zeit des schrankenlosen Individualismus wieder an die Verantwortung jedes einzelnen gegenüber der Gesellschaft zu erinnern; in einer Zeit des überbordenden Materialismus, die nur noch von Produktivität und Wachstumsraten, Geld, Karriere und Lebensstandard spricht, wieder auf die Unverzichtbarkeit der geistigen Werte hinzuweisen; in einer Zeit, die vornehmlich in den Kategorien von Macht und Erfolg denkt, die metaphysischen Bezüge wieder aufzuzeigen, der übergeordneten Autorität zur Anerkennung zu verhelfen, ohne die der Mensch nicht sinnvoll leben kann und ohne die ihm jegliche Orientierung fehlt; in einer Zeit, die einem übersteigerten Machbarkeits- und Fortschrittswahn huldigt, wieder die Vita contemplativa entgegenzuhalten, die uns ermöglicht, Distanz zum Zeitgeist zu gewinnen und uns wieder auf das wesentliche und Not-Wendende zu besinnen. Dies sei und bleibe Grundhaltung und Zielsetzung unserer Stiftung.

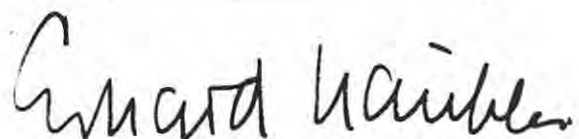
Aber es wird wichtig sein, daß sich alte und neue Freunde zu den Zielen und Aufgaben unserer Stiftung bekennen; denn nur gemeinsam wird man stärker und wird es gelingen, gefährlichen Entwicklungen der Gegenwart Widerstand zu leisten und fruchtbaren Ideen zur Ausstrahlung tief in unsere Gesellschaft hinein zu verhelfen. In diesem Sinne gilt es den Freundeskreis unserer Stiftung ständig zu erweitern, weshalb wir Sie heute schon bitten, uns Ihre Unterstützung bei künftigen Werbeaktionen nicht zu versagen.

An dieser Stelle gilt es einem offenbar weitverbreiteten Irrtum entgegenzutreten: Wir sind kein Verein und erheben keine Mitgliederbeiträge; wer die Zustimmungserklärung unterzeichnet, geht also keine materiellen Verpflichtungen ein; er besagt damit einzig, daß er sich vom Gedankengut und von den Zielen unserer Stiftung angesprochen fühlt und an den Informationen, die mit einiger Regelmäßigkeit von ihr ausgehen, interessiert ist. Das beste, was ein STAB-Freund leisten kann, ist, daß er unserem Kreis neue Freunde zuführt, damit sich der Wirkungskreis unserer Stiftung mehr und mehr erweitert. Das schließt nicht aus, daß wir immer wieder auch für freiwillige Zuwendungen aus unserem Freundeskreis dankbar sind, weil uns diese erlauben, unsere sozialen und kulturellen Aktivitäten noch zu verstärken.

Kuratorium Stiftung, Stiftungsrat und Freundeskreis mögen auch in Zukunft miteinander lebendig verbunden bleiben.

Mit freundlichen Grüßen

**Stiftung für  
Abendländische Besinnung**



Prof. Dr. Eduard Stäuble

Beilagen:

Listen von Kuratorium und Stiftungsrat



Stiftung für Abendländische Besinnung  
8034 Zürich Postfach 501 Telefon 01 383 24 53

## KURATORIUM der Stiftung für Abendländische Besinnung

- Dr. **Hans Jenny**, Vorsitzender, Zollikon
  
- Pfarrer **Stefan Jäger**, Herrliberg (ZH)
  
- lic.iur. **Dieter Jenny**, Meilen, Präsident der Verit  
Verwaltungs- und Immobiliengesellschaft Zürich
  
- Frau **Trudy Jenny**, Zollikon
  
- Dr. **Kurt Jenny**, Basel, Professor an der Juristischen Fakultät  
der Universität Basel
  
- Dr. **Martin Lendi**, Küsnacht, Professor für Rechtswissenschaft  
an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich
  
- Dr. **Roland Oswald**, Baar, Direktionspräsident der  
Zuger Kantonalbank Zug
  
- Dr. **Max Rapold**, Schaffhausen, Verleger der  
Schaffhauser Nachrichten



**STIFTUNGSRAT der Stiftung für Abendländische Besinnung**

**Präsident:** Dr. **Eduard Stäuble**, Titularprofessor und langjähriger Leiter der Kulturabteilung des Schweizer Fernsehens, Gunten / BE

**Mitglieder:** **Verena Guran-Fierz**, Musikerin, Zumikon / ZH

Dr. **Daniel Heller**, Historiker und PR-Berater, Aarau

**Ella König**, Übersetzerin, Zürich

lic. iur. **Thomas Mannhart**, Chef des Amtes für Berufsbildung des Kantons Zürich, Dübendorf

**Claudia Mettler**, cand. med. vet., Stettlen / BE

Pfarrer **Wilhelm Müller**, Grüningen / ZH

Dr. **Emil Schreyger**, Historiker und PR-Berater, Zürich

**Helga Syz-Jenny**, Verhaltensforscherin, Grüningen / ZH

1. Grendelfest 1.8.1993. Buffet. Volkstanz. Feuerwerk

## Quartierfäscht

# 2. Gren-holz-sam-del-matt-stig 1994

Liebe Nachbarn,

am letzten Grendelfest haben wir im Langsamstig wohnenden " Festbrüder und Schwestern " versprochen das nächste Fest zu organisieren. Dieses Versprechen lösen wir nun ein, und sind bestrebt allen einen unbeschwerten schönen Abend zu bereiten.

Das OK hat nun zwei Fragen an alle.

1. Wäre es nicht angenehmer das Fest am Sonntag den 31. Juli 94 steigen zu lassen ?
2. Um allen Wünschen in Sachen Fleisch gerecht zu werden , wäre es nicht besser wenn jeder sein Fleisch für den Grill selber mitnimmt.

Der Fragebogen ist beigelegt. Die Salate und das Dessertbuffet machen wir wieder gleich wie letztes Jahr: jede Familie bringt nach telefonischer Absprache etwas mit.

Mit freundlichen Grüßen

*Hanna & Herbert Spitzer Weinmann*

Hanna & Herbert      Myrta & Kurt  
Spitzer Weinmann      Kubli

*Da kein ich in der Sing-Musik- u. Volkstanzwoche Wildhaus.*

Herrenberger Bläser Trio

Kommentiertes Familienkonzert

---

Sonntag 16. Januar 1994

---

16.30 Uhr (geänderte Anfangszeit)

---

Ref. Kirche Dietikon

---

Eintritt frei, Kollekte



Programm

J.S.Bach  
(1685-1750)

Drei Sinfoniae

Sándor Veress  
(1907-1992)

Sonatina

C.Saint-Saëns  
(1835-1922)

Carneval des animaux

Viktor Locher  
(\* 1962)

Musik für Trio

Bela Bartok  
(1881-1945)

Rumänische Volkstänze

W.A.Mozart  
(1756-1792)

Divertimento Nr. 1

immer wieder: Vorstellung der Instrumente:  
Oboe, Englischhorn, Klarinetten, Fagott,  
Kontrafagott

Das Herrenberger Bläser-Trio, benannt nach dem Wettinger Herrenberg, in dessen Nähe sich das Ensemble zu regelmässiger Arbeit findet, setzt sich aus folgenden drei Berufsmusikern zusammen:

Viktor Locher (Oboe, Englischhorn) → = *grössere Oboe*  
Barbara Boppart (Klarinetten)  
Markus Boppart (Fagott, Kontrafagott)

Zur farbigen Grundbesetzung des Bläsertrios (Oboe, Klarinette, Fagott) kommen noch Variatinstrumente hinzu (Englischhorn, C- und Es-Klarinette sowie Kontrafagott).

Viktor Locher (geb. in Mellingen) studierte Oboe und Theorie in Zürich (André Rault, Martin Ulbrich, Hans Elhorst, Gerald Bennett). Arbeitet als Oboenlehrer an den Musikschulen Zürich, Dietikon und Baden und wirkt regelmässig als Zuzüger in grossen Orchestern mit: Opernhaus Zürich, Symphonisches Orchester Zürich, Stadtorchester Winterthur. Mitglied der Kammermusikensembles "Phönix" und "Herrenberger Bläsertrio".

Barbara Boppart (geb. in Wettingen) studierte Klarinette und Klavier in Zürich (Hansjürg Leuthold, Verena Pfenninger). Preisträgerin des Schweizerischen Jugendmusikwettbewerbes und der "Förderung junger Musiker" (SBG). Wirkt als Klarinettenlehrerin an der Musikschule Wettingen. Spielt regelmässig im "Collegium Musicum der Jesuitenkirche Luzern", in der "banda classica" Zürich und im "Herrenberger Bläser-Trio". Mitwirkung im Zürcher Kammerorchester, Tonhalle und Opernhaus.

Markus Boppart (geb. in St.Gallen) studierte in Zürich Fagott und Kontrafagott (Manfred Sax, Gerd Vosseler) und war während der Studienzeit Solofagottist im Schweizer Jugend-Sinfonie-Orchester. War Mitglied der "Zürcher Bläsersolisten", als diese 1985 in Martigny den ersten Preis des Internationalen Kammermusikwettbewerbes errangen. Lehrer für Fagott an der Kantonsschule Wettingen. Mitglied der "banda classica", des "Collegium musicum der Jesuitenkirche Luzern" und des "Herrenberger Bläser-Trios".

Herrn  
Karl Klenk  
Holzmattstr. 15  
8953 Dietikon

Ihr Zeichen  
Votre référence  
Vostro riferimento

Ihre Nachricht vom  
Votre communication du  
Vostra comunicazione del

Unser Zeichen  
Notre référence  
Nostro riferimento

Sachbearbeiter(in)  
Objet traité par  
Oggetto trattato da

Datum  
Date  
Data

15589-7  
07071/

Fr. Schwarz  
204 4396

21.12.93

Verlustmeldung für Ihre POSTCARD

*Zum Glück konnte die verlegte Karte schon am folgenden Tag wieder gefunden werden!*

Sehr geehrter Herr Klenk

Besten Dank für Ihre Verlustmeldung vom 21.12.93.

Die PTT können unter gewissen Voraussetzungen für entstandenen Schaden aus Verlust oder Diebstahl der POSTCARD eine Entschädigung ausrichten.

Dazu benötigen wir jedoch von Ihnen noch einige zusätzliche Angaben und bitten Sie, die beiliegende Verlustmeldung zu ergänzen und diese unterzeichnet an uns einzusenden. Teilen Sie uns auch gleich mit, wenn Sie eine neue POSTCARD wünschen. Für die Sperrung Ihrer Karte werden wir Ihrem Konto einen Unkostenbeitrag von Fr. 20.- belasten.

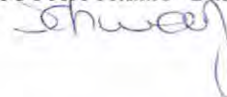
Trotz Ihrer Verlustmeldung ist nicht auszuschliessen, dass es dem unrechtmässigen POSTCARD-Inhaber gelingt, noch Bezüge zu tätigen. Diese werden Ihrem Konto wohl belastet, aber in die Schadenregelung einbezogen. Teilen Sie uns deshalb sofort mit, wenn unrechtmässige Belastungen erfolgen.

Mit freundlichen Grüssen

Beilagen

1 Verlustmeldung  
1 Antwortumschlag

Postcheckamt Zürich





Bei der Begrüssung sagt der Pfarrer: „Freude, Mässigkeit und Reue  
schliessen dem Arzt die Türe zu!“

# Altersheim Ruggacker

## E wunderbari Ziit

### Musikalisches Krippenspiel

von Markus Hottinger

1993.

**Mittwoch, 22. Dezember**  
**16.00 Uhr, Altersheim Ruggacker**

Schüler und Schülerinnen  
der 6. Klasse vom  
Schulhaus Steinmürli  
mit Frau Weber, Dietikon

Blockflötengruppe der  
Musikschule Dietikon  
Blockflötengruppe  
Geroldswil

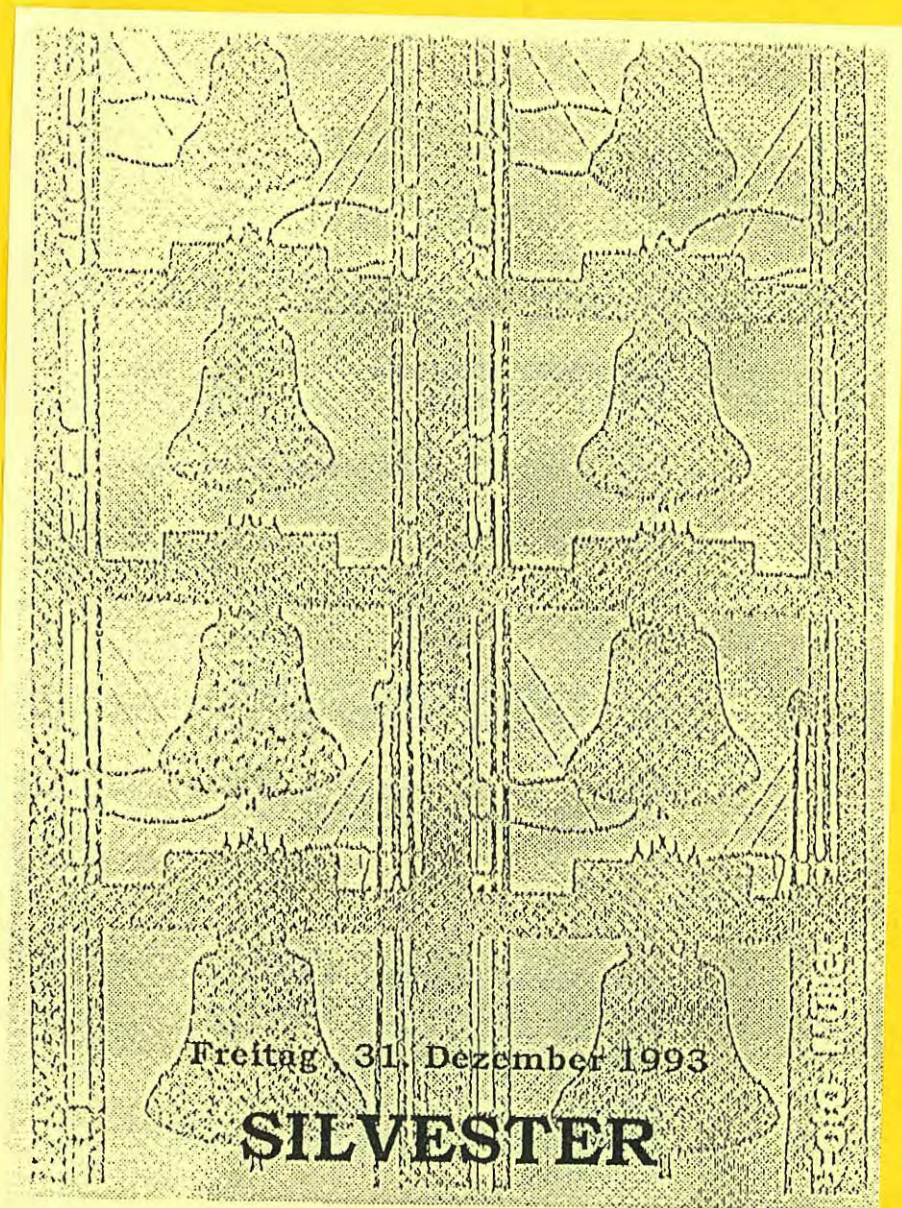
Gitarre: Lisa Scaramuzza  
Klavier: Wolfgang Rothfahl

Leitung: Köthi Weber und  
Ruth Schlienger



herzl. Grüsse

Ruth



Freitag 31. Dezember 1993

# SILVESTER

17.00 Uhr Musikalisch-liturgische Feier  
in der ref. Kirche

Andrej Lütschg, Violine

Monika Scheck-Wache, Cembalo

Die vom Schneider des Stadttheaters Zürich für Karl Klenk jun. (geb. 1943) nach Mass angefertigte Wehr-  
balettracht wollte Mirjam Klenk nicht länger auf-  
bewahren und pflegen. Sie meinte, Karl, der in keinem  
Tanzkreis mittanze, brauche sie ja nicht mehr, und  
ausserdem sei er aus ihr „herausgewachsen“. Gut - ich  
nahm sie zurück und fand im Volkstanzkreis Zürich so-  
fort einen jungen Käufer. Urs Utiger übernahm sie  
und seine Eltern bezahlten Fr. 300.- für die schöne  
Tracht, die seinerzeit gegen Fr. 1000.- gekostet hatte.  
Rosemarie Utiger führt in Zürich an der X<sup>y</sup>-Gasse  
beim Hechtplatz (früher im Heimatwerk) den  
„Trachtelade“. Unsere Tracht passte dem jun-  
gen Lehrer wie angegossen, und er trug sie  
mit grosser Freude am Ball und am Un-  
spunnenfest 1993, wo ihm aber ein peinli-  
ches Missgeschick passierte, von dem ich  
allerdings durch Zufall erst am 9.7.1994,  
d. h. am grossen „Zürifest“ erfuhrt!

Im Laufe des Winters 1993/94 telefo-  
nierte mit Rosemarie Utiger mehrmals  
und fragte nach dem genauen Schnitt meine  
Fracks. Ich dachte, sie wolle Vergleiche anstel-  
len zwischen dem Kittel des Uniformen-  
schneiders Kowalsky und dem des Theater-  
schneiders und dann ihrem Trachten-  
schneider die beste „Façon“ der Tanzkreis-

Männertracht erklären. Doch, es handelte sich nicht um neue Trachten für neue Interessenten. Der wahre Sachverhalt ist ganz anders!

Am Unspunnenfest in Interlaken marschierten wir in Achterkolonne in den Tanzplatz Höhenwiese ein. Da die Sonne herunterzubrennen begann, zog ich wie Urs den Kittel aus und gab ihn zum Hüften etwa fünf Meter vom Eingang entfernt einer Zuschauerin in der ersten Bankreihe. Gleich nach der Riesenpolonaise mit den mehreren tausend Trachtenleuten tauchte ich zum Eingang und holte mein deponiertes Kleidungsstück in dessen Taschen ja allerlei wertvolle Gegenstände (Pottewonnaie, Fahrerausweis etc.) waren und brachte es dem mit von der „Laudinella“-Woche her bestens bekannten Amerikaner Frances Walters. Das grosse Tanzprogramm wurde pausenlos abgewickelt, und erst ganz am Schluss kümmerte sich Urs Utiger um seinen Frack. Doch ach, das Zuschauerpublikum war verschwunden, und auch vom Trachtenkittel war nichts mehr da! Urs meldete sich beim Fundbüro und beim Verkehrsverein Interlaken, bei der kantonalen und der schweizerischen

Trachtenvereinigung, doch ach, sein sorglos aus der Hand gegebener Kittel war und blieb verschwunden!

Schliesslich entschlossen sich Utiger von ihrem Trachtenschneider einen neuen Kittel für Urs anfertigen zu lassen. Er kostete Fr. 800.- und wurde rechtzeitig aufs „Zürifest“ fertig!

Gelesen: STAB. (= Stiftung für abendländische Besinnung) - Rundbrief Nr. 115 sowie von Prof. H. J. Stäubli „Stromaufwärts - ein Kulturauftrag.“

NB. Stäubli schildert im erwähnten Buch sämtliche STAB - Preisträgerinnen und Preisträger.

Die Schülerin Nicola Rüst, Heimeliweg 16, Schlieren, fand die Brille, die ich auf dem Weg zur Garage Wiederkehr verloren hatte. Es war am 16. 12. 93. Bei leichtem Regen wanderte ich am Limmatal-Spital vorbei, als plötzlich, vor dem Schlierener Migros, mein Fahrausweis, mein Aufgebot zur Fahrzeugprüfung, mein Portemonnaie und meine Agenda zu Boden fielen. Die untere Kante des Plastiksacks, in dem ich all die Sachen mitgetragen hatte, war aufgerissen! Beim Zusammensuchen meiner Sachen fiel mir auf, dass meine Brille

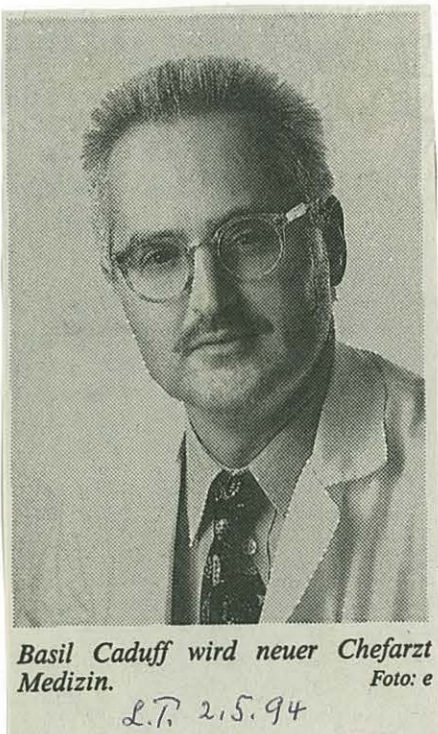
fehlte. Sofort kehrte ich um und suchte in der immer stärker werdenden Abenddämmerung nach dem schwarzen Etui mit der Brille darin. Es musste schon vor den andern Sachen aus dem Plastiksack herausgefallen sein und irgendwo auf dem Trottoir, im Strassengraben oder auf dem Fussweg hinter dem Spital liegen. Bald sah ich wegen der Dunkelheit nichts mehr und musste mich beeilen, noch vor Geschäftschluss zur Garage zu gelangen, um das vorführungsbereit gemachte Auto abzuholen. Es sollte ja am folgenden Morgen in Regensdorf geprüft werden.

In der Mittagszeit - nach der Autokontrollmeldung meldete sich Nicola am Telefon. Sie hatte meine Adresse und Telefonnummer im Brillenetui gefunden sowie die Fr. 20.-, die immer auch im Etui sind. Ich war schon mehrmals froh, diesen „Notbatzen“ bei mir zu haben. Unverzüglich fuhr ich zum Heimelweg, wo mehrere kleine Kinder allein zu Hause waren. Ich brachte ihnen die Weihnachtsquezli, die ich an der Altersweihnacht bekommen hatte und schenkte Nicola die Fr. 20.-, worüber sie sich sehr freute. Wie war ich froh, meine Brille wieder zu haben! Aus diesem Erlebnis lässt sich einiges lernen!

—  
Sa. 18.12.1993. Stadtbummel mit Markus Not-

Her, Stadtpräsident, und H. Busslinger: 14.00 - 15.30  
Uhr, bei jedem Wetter.

Der Schweizer Andreas Kappeler, der Sohn mei-  
ner Schulkameradin (Sekundarschule Meilen) Wal-  
traud Kappeler-Huber und des Schriftstellers Ernst  
Kappeler, antwortet an der Universität Köln  
als Osteuropa-Historiker. Sein neues Buch be-  
fasst sich mit „Russland als Vielvölkerstaat.“  
Ernst Kappeler absolvierte gleichzeitig mit mir  
an der Uni Zürich das Sekundarlehrerstudium.



### Neuer Chefarzt am Limmattalspital

(LT) Als neuen Chefarzt Medizin hat die  
Spitalkommission des Limmattalspitals  
in Schlieren Dr. med. Basil Caduff beru-  
fen. Caduff wird sein Amt per 1. Juli  
1996 antreten. Er wurde am 25. August  
1954 geboren, ist heimatberechtigt in  
Cumbel GR und wohnhaft in Killwan-  
gen. Basil Caduff ist seit April 1988 am  
Limmattalspital tätig. Bis Ende 1990  
war er Oberarzt. Seither arbeitete er als  
leitender Arzt und stellvertretender  
Chefarzt der medizinischen Abteilung.  
Wie der Betriebsausschuss des Spitals  
mitteilt, handelt es sich bei Caduff um  
einen im Spitalbetrieb bestens bewähr-  
ten Arzt mit langjähriger, ausgezeich-  
neter und vielfältiger Berufs- und Füh-  
rungserfahrung.

Caduff löst Professor Dr. med.  
H.J. Kistler ab, der auf Ende Juni 1996  
aus Altersgründen zurücktreten wird.

Es ist dies der  
Arzt, welcher  
mit, zusam-  
men mit Schwe-  
ster Roswitha,  
letzten Wint-  
ter den Ma-  
gen ausleuch-  
tete! Er schrieb

Herrn Dr. Grimm einen ausführli-  
chen Bericht: Inhalt: Es konnte nichts Aussergewöhn-  
liches entdeckt werden. Empfehlung: Kleinere Mahl-  
zeiten, dafür eine oder zwei mehr; genügend trinken.  
Caduff spricht romanisch! Allegta!

In den Zwanzigerjahren (1922 bis 1926) besuchte ich in Meilen von der vierten Klasse an die Primarschule bei Herrn O. Vögelin und anschliessend zwei Jahre die Sekundarschule bei den Herren J. Stelzer, J. Ess und B. Spörri. In dieser Zeit hörte ich zum erstenmal das Wort "Detektor" (=empfänger). Einen solchen "Kristalldetektor" bastelte sich meine Geigenlehrerin, Fräulein Mathilde Bunn, in Mäundorf. Wir waren hell begeistert, wenn die dünne Drahtspitze auf dem zackigen Kristall eine günstige Stelle fand, so dass wir einige verzerrte Töne aus Paris hören konnten!

Immer mehr fortschrittliche Leute kauften sich einen Radioapparat, so auch die im gleichen Haus (Seestrasse 500, Meilen) wohnende Familie Spillmann. Kristalldetektoren kamen rasch aus der Mode. Fräulein Lisi Spillmann schwärmte von den herrlichen Konzerten, die sie in der Nacht empfangen habe.

Nach dem Krieg von 1939 bis 1945 erlebte ich in ähnlicher Weise das Aufkommen des Fernsehens. Ich war bereits Mitglied der Jugendkommission des Bezirkes Zürich-Land, als nach einer Sitzung ein Kommissionsmitglied von seiner Amerikareise erzähl-



Be. Mit Entsetzen nahmen wir Kenntnis von der Tatsache, dass im neuen Kontinent viele Leute stundenlang gebannt in einen viereckigen Kasten hineinstarren! Man regte sich auf über die enorme Zeitverschwendung, über die zu erwartende Schädigung der Augen und über die verwerfliche Ablenkung der Jugend von ihrer Schularbeit. Man hoffte, die Fernseh-Seuche werde Europa und unser Land nie erreichen - und heute, 1994, ist kaum ein Schweizerhaus ohne Fernsehapparat!

Wie es mit erging mit Radio und Fernsehen, so ergeht es der heutigen Jugend mit den Computern. Man wird sich auch an sie gewöhnen wie an Telefon, Auto, Radio und Fernsehen.

28. Juli 1994. In meinem Garten geschah ein Wunder! Als die letzten Fröste im April vorbei waren, steckte ich kleine, nur fingerbeerengrosse Désirée-Kartoffeln, die schon zehn Zentimeter lange, weisse Keime ausgetrieben hatten. Ich gab ihnen ein wenig Gemüsedünger und Holzasche (Kalium). Und heute nun konnte ich viele meist handgrosse Kartoffeln ausgraben. Ist dies nicht ein Grund zu Freude und Dankbarkeit?

Zum ersten Mal in der dreiunddreissigjährigen Geschichte des Volkstanzballs konnte die Française nicht pünktlich um Mitternacht begonnen werden! Wir waren aber nicht verspätet, ganz im Gegenteil! Die Tänzerinnen und Tänzer stellten sich so rasch in ihren Reihen auf, dass an diesem 22. Januar 1994 die Paare im Kongresshaus Zürich schon um 23.57 Uhr zum Tanz eingeteilt und abgezählt bereitstanden. Ich konnte sie unmöglich drei Minuten lang untätig stehen lassen. Da der Tanz samt abschliessendem Walzer gute zwanzig Minuten dauert, können wir trotz leicht verfrühtem Beginn sagen, wir hätten auch 1994 die Française „um Mitternacht“ getanzt.

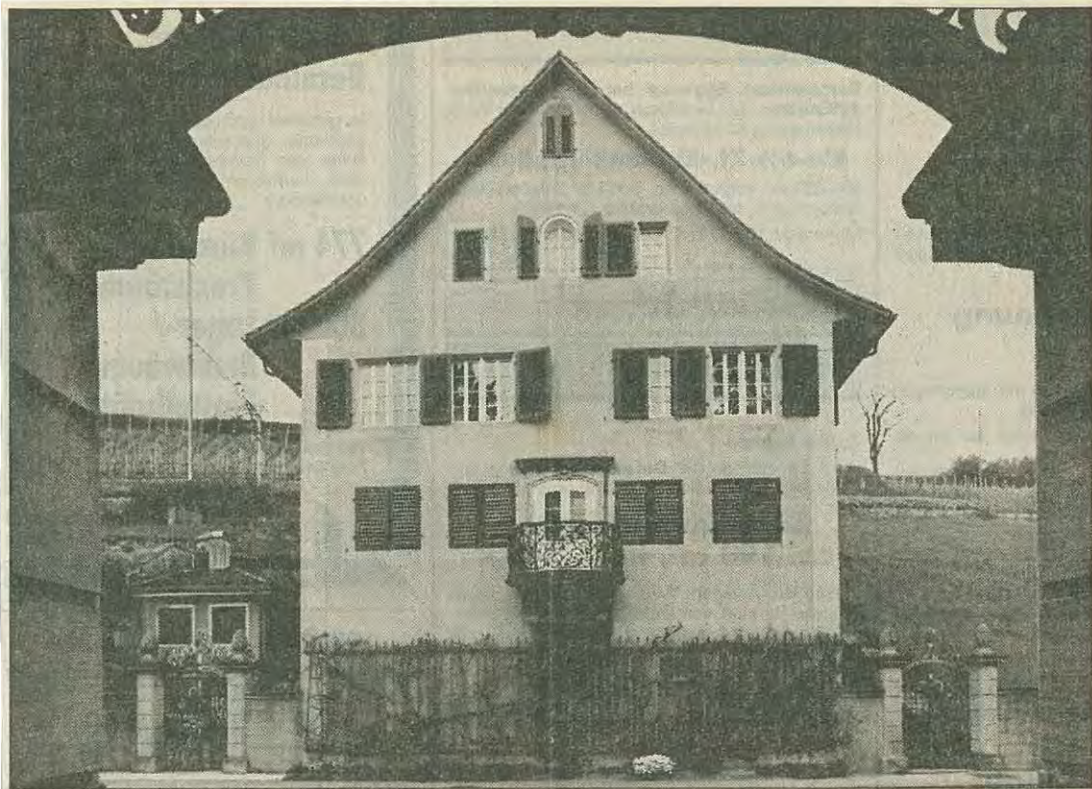
-

Als ich 1934 die Verweserei an der Sekundarschule in Dietikon übernahm, da war Herr Adolf Walser der „allmächtige“ Hausvorstand. Seine Meinung musste in allen möglichen Belangen „ohne wenn und aber“ anerkannt werden und seine Anordnungen wollte er sofort und strikte befolgt sehen. Diese strenge Haltung konnte leicht zu Auseinandersetzungen führen. Daher hütete ich mich, dem Herrn Hausvorstand zu widersprechen, d. h. ich überliess dies den ältern Kollegen, schaute zu und lernte dabei allerlei.

Besonders der hochintelligente Emanuel Pasternak wagte es gelegentlich, ganz offen dem gestrengen Hausvorstand, der felsenfest auf seinen Ansichten beharrte, mit bewundernswürdiger Zivilcourage zu widersprechen. Wenn dann Walser gelegentlich etwas schroffe und unnachgiebige Haltung in einer Schulpause zu lautstarker und hitziger Auseinandersetzung im Lehrerzimmer führte, dann war es meist erlösend, wenn schließlich die Pausenglocke durch ihr plötzliches Erönen den Beginn der nächsten Schulstunde ankündigte und den hitzigen Streit unterbrach. In irgend einer Angelegenheit waren und blieben die mit dem Hausvorstand diskutierenden Kollegen verschiedener Ansicht und verzogen sich brummend in ihre Klassenzimmer.

Ich nahm an, der offene Streit werde in der nächsten Pause bis zu einer Einigung oder bis zu einem Kompromiss weitergehen. Doch dies war nie der Fall, und hier musste ich den Hausvorstand Adolf Walser ganz besonders bewundern. Fröhlich, als wäre eine Stunde vorher nichts geschehen, griff er ein ganz anderes Thema auf und erwies sich als freundschaftlicher, nichts nachtragender Kollege. Ich lernte, dass man in einer bestimmten Sache verschiedener und gleichzeitig in tausend andern gleicher Meinung sein kann!

—



Die Seehalde heute: Die Eisenbahnlinie hinter dem Haus und die Seestrasse vor dem Haus haben dem Gebäude einen Teil seiner einstigen Pracht genommen. (Bild hf.)

MZ 9. 8. 94.

## Letzte Reste Altzürcher Herrlichkeit

### Bewegte Geschichte eines Landhauses in Meilen

pem. Als Landschreiber Hans Conrad Hirzel das Landhaus *Seehalde* am Eingang von Kirchmeilen erwarb – 6250 Gulden waren im Jahr 1832 ein durchaus angemessener Preis –, verhielt er sich antizyklisch. Andere regimentsfähige Familien des alten Zürich standen zu jener Zeit in Verkaufsverhandlungen. Die alten Landsitze am See waren nicht mehr gefragt, und weder Standesbewusstsein noch gute Sitte verlangten länger, dass man sich ein Sommerhaus hielt. Barock und Rokoko, die hohe Zeit des beschaulichen Lebens auf dem Lande, waren passé. Die städtischen Herrschaften hatten begonnen, «ökonomisch» zu denken. Der Unterhalt der nach städtischem Vorbild eingerichteten aufwendigen Haushalte und die Erneuerung alten Gemäuers und leck gewordener Dachstühle waren zu kostspielig geworden und verschlangen halbe Vermögen. Es lohnte nicht länger, in Fässer ohne Boden zu investieren. Die Gutshöfe und die teilweise grossen Ländereien, die sie umgaben, wurden an ländliche Oberschichten veräussert, mitunter stückweise an örtliche Handwerker und Weinbauern abgegeben oder bloss an den Nächstbesten verschachert. Viele der alten Landgüter, soweit sie denn noch da sind, werden anders genutzt. Von beschaulichem Landleben ist heutzutage kaum mehr zu hören. Eine neue gesellschaftliche Elite hat sich der ehemaligen Patriziersitze bemächtigt.

\*

Von altzürcherischer Herrlichkeit sei an den Gestaden des Zürichsees auf und ab gar wenig mehr erhalten, klagte vor 90 Jahren ein besorgter Zeitgenosse in diesen Spalten. In der Tat, die

alten Familien aus der Stadt haben ihre Landsitze am See längst verlassen. Übriggeblieben sind die Wille auf Mariafeld in Feldmeilen und die von Meyenburg in der Herrliberger Schipf. Beide sind allerdings keine waschechten Zürcher. Während die Generalsfamilie, ursprünglich Vuille genannt, neuenburgischen Ursprungs ist und erst durch Heirat alte Zürcher Wurzeln erlangte, entstammen die von Meyenburg schaffhausischem Patriat. Vor ein paar Jahren haben auch noch die Schulthess Rechberg Schloss Au aufgegeben.

Ein allerletzter Rest Zürcher Aristokratentum ist dem See noch geblieben: die *Hirzels*, aus der Linie derer von Kefikon. Seit 1540 Bürger der Stadt Zürich, dienten sie dem Staat in hohen politischen Ämtern, als Richter und als Verwaltungsbeamte. Fünf der ihren, als erster Salomon, haben es zum Bürgermeister von Stadt und Republik Zürich gebracht. Zum Hirzelschen Besitztum am Zürichsee gehört heute noch (oder besser: wieder)

der Trubenberg zu Zollikon, einst ein landwirtschaftliches Mustergut der Escher, sowie die Meilemer Seehalde. Gerade neulich hat Heinrich Hirzel, Urenkel des vorerwähnten Hans Conrad, weder Mühe noch Kosten gescheut, das Erbe der Väter beisammenzuhalten. Die Seehalde drohte in fremde Hände zu gelangen.

\*

Die in ihrem Äussern schlicht und fast unauffällig, in ihrem Innern jedoch reich gestaltete Seehalde, in der Heinrich mit vier Geschwistern seine Jugend verbrachte, ist, wie erwähnt, seit 1832 im Familienbesitz. Felix Oeri-Lavater, Spross eines im vorigen Jahrhundert erloschenen Geschlechts-

zweigs, hat dem Landgut, das er 1760 von Anna Maria Meiss, einer gebürtigen Meyer von Knou, erwarb, das heutige Gepräge gegeben. Die durch die Mousseline-Fabrikation zu grossem Reichtum gekommenen Oeri zum Pflug waren ein prachtliebendes Geschlecht. Vom nämlichen, zeitweilig stadtverbannten Felix, der als unermüdlicher Bauherr, Tunichtgut und Geldverschwender in die Geschichte einging, stammt auch der stolze Seehof in Dorfmeilen. Hand angelegt haben die Oeri auch im Hirschengrabenquartier in Zürich, nämlich am Haus zum Schönenberg, dem heutigen Hotel Florhof, sowie am benachbarten damaligen Gasthaus zur Krone, das Anna Werdmüller-Oeri niederreissen und durch das prunkvolle Palais zur Krone, bekannter als Rechberg, ersetzen liess. Als Hausarchitekten hielten sich die Oeri David Morf, der es als Erbauer des Zunft-Hauses zur Meise zu einiger Bekanntheit gebracht hatte.

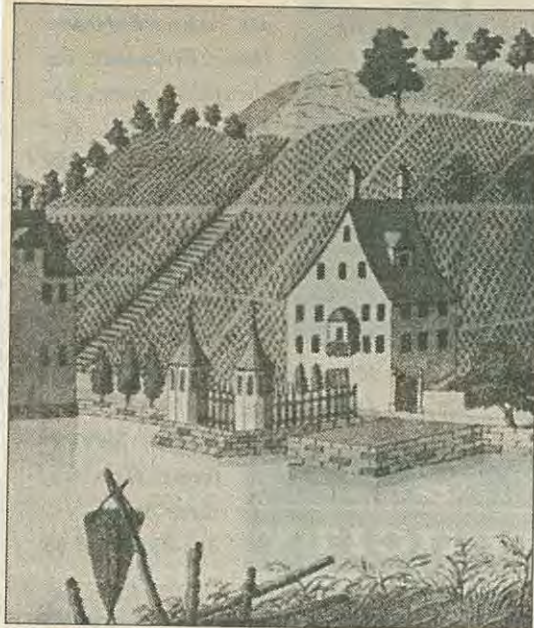
Morf war möglicherweise auch am tiefgreifenden Umbau der Seehalde beteiligt, die 1767/68 in ein herrschaftliches Landhaus mit Rokoko-Innenausstattung verwandelt wurde. Abgesehen von einigen inneren Umbauten, in deren Verlauf das einstige 14-Zimmer-Haus zu einem pflegeleichteren Dreifamilienhaus umfunktioniert wurde, präsentiert sich die Seehalde dem Auge noch weitgehend so, wie sie Felix Oeri-Lavaters Tochter Anna Katharina Schulthess-Oeri als ganzjährig benutzbares Wohnhaus gedient hatte. Dem Betrachter zeigt sich das Gebäude in behäbiger Stattlichkeit. Mit der Ruhe, die man im Seehaldengarten einst genossen haben mochte, ist es freilich vorbei: Bergwärts, noch unter dem Chorherren-Rebberg und der alten Landstrasse, donert die Eisenbahn vorbei, und vor dem Haus, an dem bis 1835 lediglich ein schmaler Fussweg vorbeiführte, stört der Autolärm der *Seestrasse*. Die Kantonsstrasse hat das Gut buchstäblich entzweigeschnitten und der Seehalde einen Teil ihrer Herrschaftlichkeit genommen. Inzwischen haben mehrere Strassenverbreiterungen, vor allem jene der Jahre 1850/51 und 1953/54, die ohnehin nicht üppigen Grünflächen vor dem Haus und den künstlich aufgeschütteten Seegarten weiter reduziert. An das Besitztum der Oeri in Meilen erinnert ein grosses Fass im Weinkeller, das das Oeri-Wappen und die Jahrzahl 1770 trägt.

\*

«Den Jungen liegt heute mehr am Geld als am Erbe der Väter», bedauert der traditionsverbundene Heinrich Hirzel im Gespräch den Lauf der Dinge. Vor ein paar Wochen hat der 85jährige alte Herr das Landgut für 2,4 Millionen Franken *ersteigert*, um, wie er später seiner minuziös geführten Hauschronik anvertraut, «die Seehalde in der Familie zu behalten». Die Gant war vom Bezirksgericht Meilen angeordnet worden, nachdem sich die inzwischen auf neun Köpfe angewachsene Hirzelsche Erbgemeinschaft nach zwanzigjährigem Hin und Her partout nicht auf die Verteilung des Nachlasses hatte einigen können. Weder testamentarische Bestimmungen der Vorfahren noch Vermittlungsversuche Dritter hatten weitergeholfen. Neid und Missgunst seien im Spiel gewesen, meint ein Beteiligter. Zerbrochen war der familiäre Friede an der Frage der Übernahme der Seehalde. Alle Seiten hatten Interesse

am Objekt bekundet, aber eben, die Geister schieden sich an den Konditionen. Dem Richter blieb keine Wahl: Die Seehalde musste auf die Gant.

Wiewohl es ihm gewiss nicht darum zu tun war, hat Heinrich Hirzel kein schlechtes Geschäft gemacht. Die 2,4 Millionen Franken, für die er das geschichtsträchtige, zugegebenermassen renovationsbedürftige Landgut samt Badehaus und 28



Die Seehalde, wie sie sich früher präsentierte. Ausschnitt einer Ansicht von Obmann Hofmeister; ein schmaler Fussweg trennte damals das Haus vom künstlich aufgeschütteten Garten und vom See.

Aren Grunzonenland ersteigerte, repräsentieren die untere Grenze des von den Gutachtern ermittelten Marktwertes. Die von den Streitparteien beigezogenen Gebäudeschätzer waren durchaus uneinig. Deren Berechnungen differierten um über eine Million Franken. – Hand aufs Herz: Wer schon verstünde den Wert einer geschichtsträchtigen, hart an der Seestrasse und unter Denkmalschutz stehenden Seeliegenschaft zu bemessen? Solche Häuser pflegen sich den üblicherweise massgebenden Kriterien der Wertbemessung zu entziehen.

Nach geschlagener Schlacht erzählt uns der liebenswürdige alte Herr, dass seine Miterben sein früheres, wesentlich höheres Übernahmeangebot in den Wind geschlagen und sich statt dessen fürs Pokern entschieden hätten. Das Spiel ist aber nicht aufgegangen. An der öffentlichen Versteigerung, die vor ein paar Wochen im «Löwen»-Saal über die Bühne ging, erschien kein Krösus auf der Bildfläche, der mit lässiger Geste die gewünschten Millionen auf den Tisch geblättert hätte. Die Hirzels blieben im Gantlokal weitgehend unter sich. Niemand sonst bot mit, kein Dritter wollte die Seehalde haben.

\*

Edwin Hirzel, Heinrichs älterer Bruder, der seit einigen Jahren als Mieter in der Seehalde lebt und der nach all den Zwistigkeiten schon befürchtet hatte, auf seine alten Tage hin sein Elternhaus verlassen zu müssen, ist nach der Gant zufrieden nach Hause gegangen. In seinem Studierzimmer, das den Blick auf die Kirche von Dorfmeilen und die dahinter liegenden Berge freigibt, ist in kunstvoller Aufmachung der Familienstammbaum an die Wand geheftet: «Die Hirzel von Zürich, 1388 bis 1980.» Edwin kann die Vorfahren getrost da hängen lassen. Mit brüderlicher Hilfe hat das Schicksal entschieden, dass dem Zürichsee noch ein kleiner Rest von Altzürcher Herrlichkeit erhalten bleibt. Auch Hans Conrad hätte es wohl nicht gern gesehen, wenn seine Jüngsten der antizyklischen Tradition abgeschworen hätten.

11. 9. 1994

Führung R. Oberholzer, Rüterstr. 8. D. 740 96 90  
Auskunft Alfons Kübler, Dienstchef SIB, Marginenstr. 17. D. 741 29 32

K. Kleuk



## Der Quellenweg

### Das Röhrenmoos

---

Wie ein grosser Keil schiebt sich der Dietikoner Wald zwischen die beiden aargauischen Gemeinden Bergdietikon und Spreitenbach hangaufwärts bis in die Nähe des Egelsees. Der Wald steht im Eigentum der Holzkorporation Dietikon, an der die Stadt Dietikon einen Anteil von ca. 1/6 hat.

Das Gebiet ist sehr wasserreich. Wie ganz zu oberst der Egelsee, finden wir am Hang einige Stellen, sogenannte Nackentälchen, welche als Wasserspeicher die zahlreichen Quellen versorgen.

Als nach der letzten Eiszeit (vor ca. 40 - 10000 Jahren) sich der Linthgletscher von seinem Endstadium bei Killwangen langsam wegen der Erwärmung zurückzog, sind im Röhrenmoos viele Moränen und Drumline entstanden. Drumline sind glaziale Landschaftsformen. Sie können einige hundert Meter lang sein und Höhen erreichen zwischen 5 und 40 Meter. Sie bestehen vorwiegend aus Grundmoränenmaterial. Im oberen Röhrenmoos sind sie recht zahlreich. Wir finden solche Drumline noch einzeln bei Kindhausen und bis gegen den Schönenberg.

Als vor Jahrhunderten in unserem Tal sich die Alemannen ansiedelten und Wald rodeten, blieb das Röhrenmoos trotz seinem Wasserreichtum wegen seiner Geländeform weitgehend unbenützt. Nur ein einziges Gehöft, der Bollenhof, machte Wald urbar, fristete aber Jahrhunderte lang ein bescheidenes Auskommen.

### Das Quellgebiet

---

Bis ins Jahr 1893 hatten unsere 1290 Einwohner nur drei Brunnen zur Verfügung, an denen sie ihren täglichen Bedarf decken konnten. Das Wasser, grösstenteils aus der Reppisch gefasst, war oft ungeniessbar oder floss so spärlich, dass die Brunnen versiegten. Die Bürger entschlossen sich, 1892 eine Wasserversorgung zu bauen. Bereits am 2. Juli 1893 konnte diese eingeweiht werden.

Erstellt war die Quellfassung im Röhrenmoos, die Laubiquelle, eine Zuleitung bis zum Reservoir unten am Waldrand, ob der Hundehütte, das Leitungsnetz im Dorf, und 49 Hydranten für die Feuerbekämpfung. Insgesamt wurden Leitungen in der Länge von 6987 m verlegt und alle Häuser erhielten einen Anschluss. Im Jahr 1894 erwarb die Stadt Baden unmittelbar in der Nähe der Laubiquelle, doch im Kanton Aargau, Quellrechte und fing an, nach Wasser zu graben. Diese Arbeiten störten den Zufluss der Laubiquelle und sie drohte zu versiegen. Es kam zu einer gerichtlich verfügten Arbeitseinstellung und Baden musste sich mit Dietikon einigen, wie die Wasserschöpfung ausgenützt werden solle. Es kam zu einem gütlichen Vergleich. Alles Wasser im Quellgebiet beidseits der Grenzen solle gemeinsam genutzt werden und inskünftig soll

Dietikon 45% und Baden 55% des Ertrages erhalten. Als die Stadt Baden im Jahr 1961 den Landwirtschaftsbetrieb Bollenhof erworben hatte, erhielt sie die dem Hof zustehenden 11 Minutenliter zum voraus

Jeden Monat wird der Zufluss aller Quellen gemessen und der Ertrag nach dem ausgehandelten Schlüssel geregelt.

Im Jahr 1993 erhielt die Stadt Dietikon ihren Anteil in der Höhe von 134.110.000 lt. Das Wasser ist von einwandfreier Qualität und eine unschätzbare Sicherung für eine reduzierte Trinkwasserversorgung, wenn dem Grundwasser, unserm hauptsächlichsten Wasserlieferanten, einmal ein Unglück passieren sollte.

## Der Quellenweg

---

Im unteren Teil führt der Weg über die alte Bollenhofstrasse, in der die erste Wasserleitung 1893 verlegt worden war. Er zweigt kurz vor der Egelsee-Strasse ab und überquert diese. Hier beginnt das neu gebaute Stück.

Man erreicht die Kantonsgrenze, die man an einem roten Strich bezeichneten Bäumen ausmitteln kann. Jetzt geht es auf vielen Stufen längs der Grenze aufwärts und man kommt ins eigentliche Quellgebiet.

Ein kurzes Stück wird ein bestehender Weg benützt. Eine Hinweistafel weist den Weg zum Egelsee, wo nach wenigen Metern der Gedenkstein zu Erinnerung an den abgetragenen Bollenhof steht. Rechts liegt das Gebiet des ehemaligen Bauernbetriebs. Das Land ist nach dem Erwerb von der Stadt Baden aufgeforstet worden.

Man verlässt die Waldstrasse wieder und benützt den neu erstellten Fussweg nordwestwärts. Nach einem kurzen Stück steigt der Weg steil an, am sogenannten Gullenrain, einem ausgeprägten Drumlin. Unten, im sogenannten Nackentälchen, liegen zwei ganzjährig gefüllte Wasserstellen. Hier sieht man deutlich, wie solche Stellen den Zufluss zu den Quellen sicherstellen.

Es geht um den Gullenrain herum und dann steil hinauf auf den höchsten Punkt der Stadt Dietikon, 654,8 m über Meer. Hier haben die am Quellenweg beschäftigten Arbeitslosen ein Bänklein gesetzt, damit sich der müde Wanderer etwas erholen kann. Er geniesst von hier aus einen schönen Rundblick auf etliche ausgeprägte Drumline.

Ein kurzer Abstieg und wir erreichen den Punkt 646,5, wo vor Jahren ein Stein gesetzt worden war. Der Grenzstein aus dem Jahr 1860 ist der westlichste Punkt der Stadt Dietikon.

Der Quellenweg hat eine Länge von ca. 2000 m und überwindet vom Anfang auf 460 m ü/M bis 654,8 m ü/M einen Höhenunterschied von 194 m.

rm 10.6.94

## Der Wald

Der Wald im Röhrenmoos ist im Besitz der Holzkorporation Dietikon und umfasst eine Fläche von 52 Hektaren ( 520.000m<sup>2</sup>).

Er ist ein typischer Mittelwald, eine Verbindung von Hoch- und Niederwald. Das Oberholz ist aus Samen entstanden sogenannte Kernwüchse von verschiedenen Laub- und Nadelbäumen. Das ergibt einen langfristigen forstwirtschaftlichen Umtrieb. Die Mittel- und Unterschicht besteht aus Stockausschlägen und ergibt im wesentlichen Brennholz.

Der Wald im Röhrenmoos ist auf natürliche Art aufgebaut und eignet sich gut als Erholungswald.

# AARGAU Bollenhof Laubibrunnen

**Röhrenmoos** ehemals Bauernhof abgebrochen 1961 Stollen Stollen

Verteilstation Zuleitung Sammelstation Leitung nach Baden Leitung zum Reservoir Röhrenmoos  
Reservoir Röhrenmoos 940 m<sup>3</sup> Leitung nach Dietikon  
Quellenweg Quellenweg Quellenweg Quellenweg

1893

Dietikon erwirbt Laubiquellen, baut das 1. Reservoir und erstellt im Dorf eine Wasserversorgung  
1894 erwirbt die Stadt Baden die Bollenhof Quellen und fasst sie. Damit beeinträchtigt sie die Nutzung der  
Laubiquellen und muss die Bauarbeiten einstellen. Nach einigen Auseinandersetzungen kommt es zu einer Einigung.  
Alle Quellen werden monatlich gemessen. Baden erhält zum voraus 11 Minutenliter, da sie durch  
den Erwerb des Bauernhofes dessen Anspruch erworben hat.

Der Rest wird monatlich aufgeteilt

Baden erhält 55%

Dietikon 45%

durchschnittlicher Zufluss nach Dietikon .250.....Min.Liter

(Text der Orientierungstafel im Quellgebiet)

Orientierungstafel über die geologischen Besonderheiten.

---

## DRUMLIN LANDSCHAFT

Drumlin sind glaziale Landschaftsformen. Sie bestehen vorwiegend aus Grundmoränenmaterial: Sie sind hier in grösserer Zahl angeordnet. Beim Maximalstadium der letzten Eiszeit vor 18000-20000 Jahren bedeckte der Linthgletscher das ganze Gebiet bis gegen Killwangen. Beim Rückzug des Gletschers ist die hier zusehende Drumlinlandschaft entstanden.

Die Vergletscherung hat auch die zahlreichen, in Richtung des Gletscherrückzuges gestaffelten Nackentälchen hervorgebracht (Egelsee/ Pt. 64/ Bollenhof Tümpel etc.). Diese Deckenschotter sind die Speichergesteine für unsere Quellen.

-----  
PS. der Name "Drumlin" kann nicht eindeutig erklärt werden.



# Irritiert über alten Wein in neuen Schläuchen

## Dringliche Interpellation zum Dietiker Chrüzacher-Konzept – Federvieh nach Goldau umgesiedelt

Es genügt nicht, wenn in der Dietiker Freizeitanlage Chrüzacher alter Wein in neuen Schläuchen offeriert wird, sondern es braucht auch neue Programminhalte. Dieser Ansicht sind 14 Gemeinderäte und Gemeinderätinnen aus verschiedenen Parteien, die eine Interpellation zu diesem Thema eingereicht haben. Konzeptänderungen sind aber unabhängig von diesem Vorstoss vorgesehen. Reduziert worden ist diese Woche auch der Tierbestand: Rund 30 Enten, Gänse und Hühner wurden nach Goldau umgesiedelt.

(ts) Fast vier Millionen Franken haben die Dietiker Stimmberechtigten für die Neugestaltung des Chrüzachers im Mai 1992 knapp bewilligt. Unterdessen ist die Hügelhaus-Anlage soweit fertig, dass das Herbstprogramm in den neuen Räumen stattfinden kann. Das Angebot hat aber etliche Gemeinderäte irritiert, denn es enthält wenig Neues: Zur Hälfte besteht es aus altbekannten Bastelkursen und dergleichen. Gefragt wäre jetzt aber eine «neuzzeitliche und ganzheitliche Freizeitgestaltung», wie es in der Interpellation von Rita Bächli (CVP) heisst, die als dringlich eingestuft werden muss, weil mehr als zehn Gemeinderäte mitunterschieden haben. 27. 17. 9. 94

### Fragen zur Chrüzacher-Leitung

Der Stadtrat wird sich somit demnächst mit dem heissen Eisen befassen müssen. Heiss deshalb, weil die Unzufriedenheit über den wenig innovativen Freizeitbetrieb seit längerem schwelt. Konkret will die Interpellantin wissen, ob mit der Wiedereröffnung auch ein neues Betriebskonzept erstellt worden ist und was dieses in den Grundzügen enthält. Der Vorstoss enthält weiter auch kritische Fragen zur fachlichen Kompetenz der Chrüzacher-Leitung.

Unabhängig von diesem Vorstoss hat man sich aber hinter den Kulissen bereits mit dem anstehenden Problem befasst. Wie Stadtpräsident Notter, der auch Präsident der Freizeitkommission



Das neu entstehende Dietiker Wahrzeichen, die Hügelhaus-Freizeitanlage Chrüzacher, nimmt Formen an. Die offizielle Eröffnung findet am Wochenende vom 8. bis 10. September nächsten Jahres statt, wenn die Anlage begrünt ist. Bereits jetzt läuft aber das Kursprogramm in den neuen Räumen.

Foto: ts

ist, auf Anfrage sagte, soll das Chrüzacherprogramm vom nächsten Frühjahr jedenfalls «ziemlich anders» aussehen. Konkrete Angaben zu bevorstehenden Konzeptänderungen seien noch diesen Herbst zu erwarten. Unter anderem gehe es auch darum, die «Jugendarbeit» vermehrt miteinzubeziehen.

### Aus tierschützerischer Sicht «bedenkliche Zustände»

Zu den heiklen Problemen des neuen Konzepts gehört auch der Tierbestand. Für den Dietiker Tierarzt Josef Zihlmann, Mitglied der Freizeitkommission, und viele andere ist seit langem

klar, dass der Bestand zu hoch ist. Seiner Meinung ist auch der Birmensdorfer Kleintierzüchter Gion P. Gross, den Zihlmann nebst anderen als Experten zugezogen hat. Vorgestern sind nun erste Konsequenzen in Sachen Geflügelhaltung gezogen worden: Rund 20 Enten, drei Gänse, sechs Hühner und ein Hahn sind aus dem Chrüzacher abtransportiert und in den Tierpark Goldau umgesiedelt worden. Am neuen Ort finde das Federvieh vergleichsweise «paradiesische Zustände» vor; aus tierschützerischer Sicht hätten im Chrüzacher «bedenkliche Zustände» geherrscht, meinte Zihlmann zur Umsiedlungsak-

tion, in welche auch der Stadtpräsident eingewilligt hat.

Weshalb sind gleich alle Enten, Gänse und Hühner entfernt worden? Dies sei auf Anraten von Kleintierzüchter Gross geschehen, sagte Zihlmann. Die Anlage soll nämlich im kommenden Frühjahr mit einigen neuen Jungtieren besiedelt werden, ohne dass der Bestand wieder so massiv anwachsen soll. Mit dem radikalen Vorgehen habe ein unschöner «Federviehkrieg» mit Rankämpfen und Territoriumstreit verhindert werden sollen. Was mit dem übrigen Tierbestand geschehen soll, ist noch nicht entschieden.

Die deutsche Schrift (Fraktur) sollte von jedermann wenigstens gelesen werden können. Suche daheim nach alten Briefen in deutscher Schrift. Benütze auch jede Gelegenheit, in Fraktur geschriebene Schuldbriefe, Manuskriptkopien von Dichtern (Goethe, Schiller u. a.), alte Urkunden usw. zu lesen.

a b c d e f g h i j  
 k l m n o p q r s  
 t u v w x y z  
 A B C D E F G H I J K  
 L M N O P Q R S T U  
 V W X Y Z

Die Schweiz ist immer noch, wie im Anfang, das Land der Gemeinden. Aus Gemeinden bilden sich die Kantone aus, aus Kantonen der Länder, und jede Gemeinde und jeder Kanton sind von den andern unabhängig, sind Gemeinwesen eigenen Rechts und eigenen Lebens geblieben. Aus diesen Unabhängigkeiten entsteht in der Schweiz die Föderation.

Erasmus Willmann

Eduard Stäubli:



## Durch meine Brille

# «Europa 96» – Hoffnung oder Illusion?

Das Thema «Die Schweiz und Europa» ist aktuell und wird es wohl noch lange bleiben. Drum werden auch die Diskussionen darüber nicht sobald abklingen.

In vielen solcher Gespräche ist mir immer klarer geworden, dass für die Schweiz – wenn es um ein künftig «Vereintes Europa» geht – die Frage der *Souveränität* an oberster Stelle stehen muss. Wirtschaftspolitische Probleme treten daneben in den Hintergrund. Selbst der *Neutralität* kommt nicht der gleich hohe Stellenwert zu wie der *Souveränität*.

In unserer schweizerischen Demokratie hat die *Souveränität* des Volkes einen Grad erreicht wie in keinem anderen Land Europas. Kein Volk hat darum in einem zentralistisch gelenkten Europa soviel zu *verlieren* wie das schweizerische. Darum werden wir von anderen Völkern in unserer skeptisch abwartenden Haltung der «Europa-Union» gegenüber nie so richtig verstanden. Man hält uns einfach für stur und vernagelt und fragt nicht weiter nach den wahren Gründen.

Was mich darum manchmal tief erschreckt und traurig stimmt, ist die Feststellung, dass offenbar immer mehr Schweizer und Schweizerinnen *bereit wären*, die schweizerische *Souveränität* ganz oder teilweise zugunsten eines EU-Beitritts *preiszugeben*. Immer wieder trifft man auf Leute, die einem ganz offen erklären, mit unserer *Unabhängigkeit* und *Selbständigkeit* sei es ohnehin nicht mehr weit her; es komme nicht mehr drauf an, ob wir dieses bisschen *Souveränität* noch ganz verlieren oder nicht. Unsere schweizerische *Souveränität* sei ohnehin nur noch eine schöne *Illusion* und manche würden aus *Verärgerung* oder *Resignation* leicht darauf verzichten. Sie haben den Glauben an

L.T. 27.8.94

eine selbständige Eidgenossenschaft und das Vertrauen in unser demokratisches Regierungssystem verloren und würden dem Totalverlust unserer *Souveränität* kein Tränchen nachweinen. Diese Denkweise, wie gesagt, erschreckt mich tief und stimmt mich traurig. Sie gibt die Schweiz zugunsten eines «Europa» auf, das heute noch nicht viel mehr als ein Dunst- und Trugbild ist.

Die EU ist nicht Europa, allenfalls West- und Südeuropa. Nächstens kommt vielleicht noch Nordeuropa dazu, wenn Schweden, Norwegen und Finnland einem Beitritt zustimmen. Aber selbst dann fehlen zu Europa noch immer die mittel- und osteuropäischen Staaten. Die EU von heute ist kaum viel mehr als ein Rumpfeuropa.

Je mehr aber dieses Rumpfeuropa sich zu einem *Ganz-Europa* auswächst, um so untauglicher erweist sich das «Maastricht-Europa». Im Vorfeld des Maastricht-Vertrages erklärte der britische Ministerpräsident John Major: «Vereinigte Staaten von Europa wird es nie geben», und die seitherige Entwicklung gibt ihm von Tag zu Tag mehr recht. Hermann Lübbe, Ordinarius für Philosophie und Politische Theorie an der Universität Zürich, hat das Wort von Major als Untertitel seines Buches «Abschied vom Superstaat» (Europa) gewählt. Er vertritt darin die Ansicht, dass es ein europäisches Staatsvolk nicht gibt, dass sich die nationalen Identitäten noch lange nicht zugunsten übernationaler Kollektivgefühle auflösen werde und dass das Bedürfnis nach nationalstaatlicher *Souveränität* noch immer stärker ist als die Bereitschaft, *Unabhängigkeit* und

*Selbständigkeit* für einen irrealen Eurozentrismus aufzugeben. Was ein einheitliches europäisches *Geldsystem* betrifft, hat Fritz Leutwyler schon vor Jahresfrist erklärt: «Die Währungsunion von Maastricht ist *klinisch tot*.» Und zu gleicher Zeit gab Max Rapold einem Leitartikel in den «Schaffhauser Nachrichten» den Titel: «Maastricht stirbt – Europa lebt!»

«Maastricht-Europa» ist ein längst überholtes Gebilde aus der Zeit des kalten Krieges. Es ist hervorgegangen aus dem EWG-Vertrag der sechs Gründerstaaten von 1957 und war ein Versuch, sich gegen die Bedrohung durch die Grossmächte im Westen und im Osten einigermaßen europäisch stark zu machen. Diese «Pionierzeit» eines europäischen Einigungsansatzes ist längst vorbei; der Maastrichter Vertrag kam 1992, als er unterzeichnet wurde, längst zu spät und war den neuen Verhältnissen überhaupt nicht mehr angepasst. Er ist übrigens nicht ein einziger Vertrag, sondern ein *Sammelsurium* von Vertragstexten, die man mühsam zusammengeschustert hat. Entstanden ist dabei – wie sich die österreichische Abgeordnete im Europäischen Parlament, Johanna Grund, ausgedrückt hat – «der mieseste Vertrag in diesem Jahrhundert seit Jalta». Mit diesem Vertrag wird man die echte und dauerhafte Einigung Europas nicht schaffen. Schon die Norderweiterung ist damit kaum befriedigend zu bewältigen, ganz zu schweigen von den Problemen, die mit der Osterweiterung verbunden sind, die sich zurzeit immer drängender anmeldet. Die staatlichen Organe und Institutionen, wie sie durch den Maastrichter Vertrag gegeben sind, sind keineswegs geeignet für ein demokratisch funktionierendes Gesamteuropa. Die

ganze künftige politische Struktur Europas muss *neu überdacht* werden.

Man muss es den «Maastricht-Architekten» immerhin zugute halten, dass sie seinerzeit vorgesehen haben, das Vertragswerk im Jahre 1996 im Lichte der bis dahin gewonnenen Erfahrungen und im Blick auf die neuesten Entwicklungen in Europa von neuem zu überprüfen. 1996 liegt nicht mehr weit, und es ist allerhöchste Zeit, dass man die längst notwendig gewordene gründliche *Revision* der Maastrichter Verträge in Angriff nimmt.

Immerhin bewegt sich in jüngster Zeit einiges, das Anlass zu ein bisschen Hoffnung gibt. Eine Gruppe deutscher Wissenschaftler hat von der EU den Auftrag bekommen, einen «sanften föderalistischen Umbau» der Union zu planen. Mit ihrem Plan «Europa 96» schlägt diese Gruppe Strukturwandlungen vor, die in manchem an unser schweizerisches Verfassungsmodell erinnern. Zentraler Bestandteil ist ein *Zweikammernsystem* mit einem *Parlament*, das unserer nationalrätlichen Volksvertretung entspräche, während in einem «*Rat der Union*» die einzelnen Länder durch ihre Fachminister vertreten wären; ähnlich dem Schweizer *Ständerat* soll dieser «*Rat der Union*» ein Garant zum Schutz der kleinen Staaten und der Minderheiten sein. Das Europäische Parlament würde zu einem vollwertigen gesetzgeberischen Organ aufgewertet und wäre nicht mehr, wie heute, dem allmächtigen Ministerrat untergeordnet. Der «*Brüsseler Moloch*» müsste sich eine effiziente *Kontrolle* gefallen lassen. Zwischen Europaparlament und Rat der Union wäre bei Mei-

nungsverschiedenheiten ein *Differenzbereinigungsverfahren* vorgesehen. Schliesslich soll eine verfassungsmässig vorgeschriebene *Aufgabenteilung* zwischen der Union und ihren Mitgliedsstaaten verhindern, dass «Brüssel» ungehindert immer mehr und immer neue Machtbefugnisse an sich reissen kann.

Dieses Modell «Europa 96» würde einigermaßen gewährleisten, dass kein einzelstaatlicher oder regionaler Standpunkt mehrheitsfähig wäre und dass *Kompromisse* gefunden werden müssten. Es kommt der Verfassung der Schweiz doch recht nahe, was beweist, dass die Schweiz eben heute schon *viel europäischer* ist, als viele Leute wahrhaben wollen. Anlässlich der kommenden *Reformkonferenz* «Europa 96» wird es sich zeigen, wie weit das veraltete Maastricht-Europa bereit ist, einem neuen, zukunftsfrächtigen Europa Platz zu machen. Mehr *Demokratie* und mehr *Bürgernähe* lauten heute überall die Forderungen an dieses neue Europa. Wenn eine weitere Demokratisierung und Föderalisierung Europas tatsächlich gelingen sollte, würde auch der Abstand zwischen der Schweiz und der europäischen Union immer kleiner. Eine direkte Demokratie wie die unsere müsste in diesem neuen Europa ihren Raum finden können, und die Vorherrschaft der Grossmächte müsste gebrochen werden. Nur wenn dies gelingt, öffnet sich auch für die Schweiz ein Weg nach Europa. Heute jedenfalls haben wir noch keinen Grund, etwas aufzugeben, was uns ein fehlkonstruiertes Europa nicht durch etwas Besseres ersetzen kann.

Unser Land sollte sich mit Vehemenz in

diese europäische Verfassungsdiskussion einmischen. Eine demokratisch-föderalistische Verfassung für Europa müsste eines unserer höchsten und vordringlichsten Anliegen sein. Die Eidgenossenschaft sollte die *Initiative* ergreifen und Europa zu *Verfassungsgesprächen* in die Schweiz einladen. Da müssten Bundesrat und Parlament aktiv werden. Institutionen wie das *Freiburger Föderalismus-Institut* und das neue *Basler Europa-Institut* sollen die EU wissen lassen, dass die Schweiz an der verfassungsmässigen Weiterentwicklung Europas lebhaft interessiert ist und in diesem Prozess keineswegs beiseite stehen will. Gerade weil wir der heutigen EU nicht angehören, vermögen wir als Aussenstehende vielleicht mehr zu bewirken; wir sind als «Neutrale» glaubhafter, geeigneter für eine Vermittlertätigkeit. Sobald wir «drin» wären, würden wir unter den jetzigen Verhältnissen zu einer «quantité négligeable». Durch entschlossene und griffige Aktionen müsste die Schweiz jetzt beweisen, dass sie nicht «gegen Europa» ist, sondern sich an die Stelle des unbrauchbaren Maastricht-Europa ein *neues, besseres Europa* wünscht, zu dem auch sie mit ihrem Demokratie- und Föderalismus-Verständnis ja sagen könnte.

\*

Solche Aktivitäten wären übrigens weit sinnvoller als die *völlig unnötigen Europa-Initiativen*, mit denen wir uns nächstens in zwei Volksabstimmungen wieder herumschlagen müssen. Die «Legu» und die Schweizer Demokraten verlangen mit einer Initiative, EU-Beitrittsverhandlungen müssten *vors Volk* gebracht werden; dabei wird auch ohne diese Initiative in Sachen EU-Beitritt das Volk das letzte Wort haben. Und die Initiative «Geboren am 7. Dezember»,

durch die der *Bundesrat* die Kompetenz erhalten soll, einen EWR-Beitritt der Schweiz von sich aus zu beschliessen, geht derart *am Volk vorbei*, dass ihr Misserfolg heute schon vorprogrammiert ist. Wir vergeuden mit derlei sinnlosen Auseinandersetzungen nur Zeit und Kraft, die wir für eine bessere und sinnvollere Mitwirkung bei der Gestaltung des neuen Europa einsetzen könnten.

Überhaupt ist es unbegreiflich, dass die *Parteien* nicht schon längst den Kampf gegen einen EU-Beitritt mit dem Einsatz für ein besseres Europa vertauscht haben. Das wäre ein notwendiger und würdiger *Schwerpunkt* in jedem *Parteiprogramm*. Aber unsere phantasielosen Parteien haben sich diese attraktive Aufgabe wegschnappen lassen durch den schlaunen Zürcher SP-Nationalrat *Andreas Gross*. Nachdem dieser offenbar eingesehen hat, dass man mit Armeegegnerschaft kaum mehr einen Hund hinter dem Ofen hervorlocken kann, hat er eine *europäische Bürgerbewegung* ins Leben gerufen, die sich für eine demokratisch-föderalistische Europa-Verfassung einsetzen will. Man mag vom cleveren *Andreas Gross* halten, was man will, aber den politischen «Riecher» wird man ihm nicht abstreiten dürfen.

**D**er *Bundesrat* soll ruhig einen EU-Beitritt als «strategisches Ziel» im Auge behalten – das hat letztlich ohnehin nur einen Sinn, wenn dieses Europa reif und fähig geworden ist, eine *direkte Demokratie* wie die Schweiz in ihren Reihen zu akzeptieren. Daher steht und fällt das Thema «Europa und die Schweiz» mit einer echt demokratisch-föderalistischen *Europa-Verfassung*. An ihr liegt alles. Auch unser Ja oder Nein zu Europa.

Eduard Stäuble:



## Durch meine Brille

# Europa – ein eidgenössischer Spaltpilz?

Unser Volk macht in den letzten Jahren eine der merkwürdigsten Phasen seiner jüngsten Geschichte durch. Es wirkt nervös, zerfahren, irritiert, überspannt, gereizt, verbittert, misstrauisch, unsicher, verängstigt und verkrampft. Es erweckt den Eindruck, als wäre es von einer *Neurose* erfasst mit allem, was so zu diesem psychischen Krankheitsbild gehört: mit einem gestörten Verhältnis zur Mit- und Umwelt, mit Ängsten und Aggressionen, mit Phobien, Hysterien und hypochondrisch-depressiven Verstimmungen und mit einer übermässigen Affektbereitschaft, die sich in oft scharfen und gehässigen, emotional aufgeheizten Konflikten entlädt. Dieses Krankheitsbild tritt vor allem bei *Abstimmungen*, aber auch bei Gedenkfeiern, Jubiläen oder Weltausstellungen immer deutlicher und auch erschreckender hervor. Es macht sich bemerkbar in einer zunehmenden *Dialogunfähigkeit*, in einer feindschaftlichen *Gesprächsverweigerung*, im Totschweigen von Andersdenkenden und in einer wachsenden *Polarisierung*, die mehr und mehr zu einer eigentlichen *Spaltung* unserer Gesellschaft führt.

L.T. 10. 9. 94

\*

Das war nicht immer so. Das ist in dieser Radikalität ein Phänomen erst der jüngsten Zeit. Es ist denn auch kaum zufällig, dass es *Bundesrat Arnold Koller* in seiner Rede zur 550-Jahr-Feier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs für nötig fand, unser Volk zur «inneren Verständigung» aufzurufen. Die Schweizer erwiesen sich in letzter Zeit, vor allem wenn es um aussenpolitische Fragen gehe, als «ein gespaltenes Volk», sagte er und meinte: «So gespalten kön-

nen wir nicht ins nächste Jahrhundert schreiten.» Es sei eine kapitale Aufgabe von heute, die zunehmende Polarisierung zu verhindern. Es gelte, sterile Grabenkämpfe zu überwinden.

Man muss sich fragen, wo diese auffallenden *Spaltungerscheinungen* in jüngster Zeit herrühren. Natürlich gab es schon immer heiss umstrittene Abstimmungsvorlagen, in denen gegnerische Lager laut und heftig gegeneinander antraten. Das ist in einer Demokratie eigentlich selbstverständlich und gäbe kaum zu Bedenken Anlass. Aber nicht diese sachlichen Auseinandersetzungen, so polemisch sie auch gelegentlich werden, sind gemeint, wenn wir heute von Spaltung und Polarisierung reden. Gemeint ist vielmehr die *abstossende Gehässigkeit*, mit der die Gegner heute aufeinander losgehen und über einander herfallen. In den Abstimmungskämpfen macht sich ein *rüder, grober, ungesitteter politischer Stil* breit, der sich weit entfernt hat von einem freundeidgenössischen Meinungsstreit. Mit Gegnern wird nicht mehr diskutiert; der Gegner wird zum vornehreiner veräußert. Man geht mit einer Härte aufeinander los, die oft an rücksichtslose Brutalität grenzt. Der Gegner wird als ausgekochter Bösewicht oder als bedauernswerter Dummkopf hingestellt. Man unterscheidet sich gegenseitig die schlimmsten Absichten und macht sich voneinander die unversöhnlichsten *Feindbilder*. Da wird dann leicht der eine zum «Faschisten» oder «Neonazi» und der

andere zum «linken Nestbeschmutzer» oder «verkappten Kommunisten». Es geht gar nicht mehr um die *Sache*, sondern um die *Menschen*, die auf der einen oder anderen Seite stehen. Man schmäht und verunglimpft sich gegenseitig aufs unflätigste, pöbelt sich an und beleidigt sich. Und wenn aus sachlicher *Gegnerschaft* erbitterte *Feindschaft* geworden ist – dann haben wir jene unselige Spaltung und schier unüberbrückbare Polarisierung, die durch gewisse Medien noch genüsslich geschürt und angeheizt wird.

Diese abstossende Entwicklung wird in jüngster Zeit immer schlimmer, widerlicher und unerträglicher. Denn die gegenseitige Verunglimpfung, Schmähung und Verleumdung geht auch *nach den Abstimmungskämpfen* jeweils unvermindert weiter. *Michael Kohn* als Mitinitiant eines neugegründeten «Komitees für Menschenwürde» hat es vor kurzem so formuliert: «Die Frage ist nicht mehr, wie wir mit dem *Fremden* umgehen. Es geht auch darum, wie *Schweizer mit Schweizern* umgehen. Es gibt bei uns Tendenzen der Polarisierung und des Fundamentalismus. Es fehlt an der *Dialog- und Konsensfähigkeit*.» Es gehe heute darum, der Schweiz «die politische Kultur zu erhalten».

\*

Wenn man den Weg zurückverfolgt, der zu diesem unerquicklichen Zustand geführt hat, stösst man unweigerlich auf das Datum vom 16. März 1986, den Tag

der Abstimmung über einen *Uno-Beitritt der Schweiz*. Damals hat nach einem stürmischen und leidenschaftlichen Abstimmungskampf das Schweizer Volk einen Beitritt zur Uno unerwartet deutlich *verworfen*: mit 75,7 Prozent Nein gegen nur 24,3 Prozent Ja und mit verwerfenden Mehrheiten in allen Kantonen. Die Beitrittsbefürworter fühlten sich durch dieses klare Verdikt tief getroffen und vermochten ihre Niederlage nie ganz zu verschmerzen. Sie schämten sich vor aller Welt für die Schweiz, weil dieser Entscheid in der Welt draussen kaum begriffen wurde.

Die *ausländische Presse* schrieb von der «Igelmentalität des Zweiten Weltkrieges, die in der Schweiz offenbar immer noch verbreitet» sei. «*Le Monde*» sprach von einer «übertriebenen Vorsicht des schweizerischen Souveräns, der wieder einmal seine Frostigkeit gegenüber der politischen Umwelt gezeigt habe». «*Le Figaro*» entdeckte im Abstimmungsergebnis sogar den bewussten Willen der Schweiz, «gegenüber der Weltorganisation in New York eine lange Nase zu machen und den Vereinten Nationen eine Demutslektion zu erteilen». Die «*Kleine Zeitung*» in Graz warf uns «kühle Kalkulation» vor, mit welcher wir uns Uno-Ausgaben von rund 20 Millionen Franken pro Jahr erspart hätten. Die Wiener «*Presse*» hielt uns eine «ambivalente Haltung» gegenüber den Ausländern vor: denn das Geld, das die Uno-Diplomaten nach Genf brächten, würden wir keineswegs verachten. Eine

andere Zeitung bezichtigte uns der selbstgerechten Pflege einer «splendid isolation» und äusserte Zweifel, ob die Schweiz weiterhin für Österreich als Vorbild gelten könne. Die Römer Zeitung «*Il Tempo*» warf uns gar «exzentrische Überheblichkeit» vor.

Auch in der *Schweiz* selber erhob sich unter den enttäuschten Uno-Befürwortern harsche Kritik an Land und Volk. Es war der in Zürich und Konstanz tätige Politologe *Leonhard Neidhart*, ein entschiedener Uno-Vorkämpfer, der im November 1986 an einer Versammlung auf Schloss Lenzburg die Wortführer der Uno-Gegnerschaft als «Ayatollahs der Verweigerung» brandmarkte. Er forderte eine politische Anpassung der Schweiz an die weltpolitischen Veränderungsprozesse. Ein Festhalten im Alten und eine mangelnde Lernfähigkeit hätten zur Folge, dass wir alle «ausserpolitisch zu Appenzellern» geworden seien. Damit waren wir Schweizer als die allerletzten Hinterwäldler abgestempelt. Damals konzentrierte sich im Begriff «*Appenzeller-Syndrom*» ein ganzer Komplex eidgenössischer Probleme, die durch die Uno-Abstimmung fast schlagartig zutage getreten waren.

\*

Während etlicher Jahre war ich einigermaßen «in der Welt herumgekommen». Als eingefleischter Journalist las ich überall mit Leidenschaft die Zeitungen. Dabei musste ich feststellen, dass die Schweiz *in der Weltpresse* überhaupt

kaum je auftauchte. Wir waren für die Welt wie *inexistent*. (Höchstens vom «fehlenden Frauenstimmrecht» las man hie und da etwas, verbunden mit hämischen Witzchen über «die Appenzeler».)

Die Welt kümmerte sich wenig um uns und wir verhältnismässig wenig um die Welt. In der Schweiz waren wir, naturgemäss, immer mehr mit *eigenen innenpolitischen Problemen* befasst: Wir stimmten während Jahrzehnten über alles ab – über die AHV, über den Benzinzoll, über Steuern, über das Frauenstimmrecht, über die Brotgetreideordnung, über ein Raumplanungsgesetz, über den Mieterschutz – über alles, nur nicht (oder kaum je) über *aussenpolitische* Fragen. Die *Neutralität* galt uns als aussenpolitische Maxime, und insofern hatten wir auch wenig Grund, uns «in fremde Händel» einzumischen, das heisst: uns mit Fragen der Weltorganisation oder der Einigung Europas zu befassen. Wir interessierten uns höchstens als aufmerksame Beobachter für die welt- und europapolitischen Probleme; nur betrafen sie uns meistens nicht direkt. Wir hielten uns draussen – und hätten es wohl noch länger getan, wenn sich die welt- und europapolitische Lage in den letzten Jahren nicht derart grundstürzend verändert hätte. Diese Veränderungen konnten wir immer weniger ignorieren, weil sie zunehmend *auch uns in der Schweiz* etwas angingen, vor allem die europäische Einigung, die seit kurzer Zeit immer rascher in Fahrt gekommen ist.

*Unser Verhältnis zur Welt und zu Europa* wurde uns zu einem Problem, das uns seit der Uno-Abstimmung immer heftiger beschäftigte und in unserer Innenpolitik zu einer schroffen Parteiung zwischen feurigen Europaaanhängern und skeptischen Europegegnern geführt hat. «Öffnung zur Welt» lautet die Parole der einen, «Vorsichtige Distanz zu Europa» heisst die Devise der anderen. *Europabefürworter* gelten als weltoffen, als zeitgemäss, als progressiv und zukunftsorientiert. *Europaskeptiker* hingegen als konservativ und rückständig, als vergangenheitshörig, mutlos und ängstlich. Es sind zwei Lager, die sich immer schonungsloser bekämpfen. Seit wir in den Sog der Welt- und Europapolitik geraten sind, hat uns eine Art *Neurose* erfasst, weil wir uns an diese Probleme

nicht gewöhnt waren. Und das hat zur Folge, dass wir immer affektgeladener und aggressiver gegeneinander geworden sind. Wir reden nicht mehr ruhig, sachlich und vernünftig miteinander, sondern liegen immer öfter miteinander in gehässigem Streit, und alles gerät uns in den Strudel dieser Streitsucht. Wir fragen nicht mehr: Ist das gut und richtig und nötig für die *Schweiz*?, sondern denken bei allem: Was wird das *Ausland* von uns sagen, wenn wir eine Abstimmungsvorlage annehmen oder ablehnen? Auf diese Weise jagen wir uns gegenseitig *Angst* ein vor unseren Entscheidungen. Und Angst war noch immer ein schlechter Ratgeber. Sie macht uns konfus, wir benehmen uns immer kopflöser. Es scheint manchmal, als werde die Europafrage zu einem eigentlichen eidgenössischen Spaltpilz.

\*

Genau das aber sollten wir *verhindern* – im Interesse der Schweiz ebenso wie Europas. Denn einen *Beitritt zum EWR* haben wir *abgelehnt*. Dieses Traktandum ist vom Tisch, und dem EWR ist vermutlich ohnehin kein langes Leben mehr beschieden. Also stellt sich einzig noch die Frage nach unserem *direkten Beitritt zur EU*. Aber auch diese Frage liegt noch in weiter Ferne und sollte uns derzeit nicht länger entzweien. Die EU befindet sich ja selber in einem ständigen *Verwandlungsprozess*, und man weiss noch nicht, was aus ihr werden mag. Es wird jedenfalls noch lange dauern, bis sie ihre einigermaßen funktionsfähige Form gefunden hat. Darum besteht auch der EU gegenüber für uns *kein Grund zu neurotischer Nervosität*. Gewiss: Wir sollen und müssen diesen Einigungsprozess Europas aufmerksam und anteilnehmend verfolgen und an Hilfe dazu beisteuern, was immer uns möglich ist. Aber wir sollten endlich mit unserem *hektischen Getue* um die Europafrage aufhören und sollten es nicht länger zulassen, dass unser ganzes innenpolitisches Leben und unsere innenpolitische Kultur unter diesem überspannten, gereizten und verkrampften *Gezänk pro und contra Europäische Union* leiden. Je tiefer wir uns nämlich in dieser Frage zerzanken, um so *europaunfähiger* werden wir, und um so weniger sind wir in der Lage, der Einigung Europas zu dienen.

# Eine denkwürdige Bundesversammlung

Die Wahl des Generals  
und die Vollmacht-Erteilung an den Bundesrat

In bedrohter Stunde traten am Mittwoch nachmittags um 1 Uhr die eidgenössischen Räte zu einer historischen Sitzung zusammen. Es gilt einen General zu wählen und dem Bundesrat weitgehende Vollmachten zu erteilen. Immer umschatteten große geschichtliche Geschehnisse, die rings um unser friedfertiges Land sich dunkel gestalten, solche Maßnahmen unseres Parlaments. Der Ernst der Zeit ist allen bewußt. Er wird eindrücklich unterstrichen durch ein zahlreiches Aufgebot mit Karabinern ausgestatteter Polizisten, die die Zugänge zum Parlamentsgebäude in langen, dichten Ketten absperren. Schweigend harret seit Stunden eine riesige Volksmenge Kopf an Kopf gedrängt auf dem Bundeshausplatz, um wenigstens von außen her dem historischen Ereignis beizuwohnen. Die in Uniform erschienene Sereitermusik Bern gibt durch den Vortrag vaterländischer Lieder dem patriotischen Augenblick feierlich Ausdruck. Auf den Tribünen könnte keine Stecknadel mehr fallen und auch die Diplomaten-Loge ist vollbesetzt. Zahlreiche Ratskorymben eilen von der Grenze her in Uniform herbei, wobei vom einfachen Soldaten bis zum Obersten alle Charak-  
tervertreter sind.

Mit kurzen klaren Worten eröffnet der Ratspräsident die Tagung, die, wie jeder weiß und wie es die feierliche Stille, die über dem Saale liegt ausdrücklicher zeigt, von großer und schwerer Tragweite sein kann. Vorerst berät der Nationalrat allein, da ihm in der Vorlage über die Maßnahmen zum Schutze des Landes und zur Aufrechterhaltung der Neutralität wie die Erteilung der Vollmachten an den Bundesrat heißt, die Priorität zusteht. Über die Vorlage referiert mit würdigen Worten der Kommissionspräsident Nietlisbach. Er umschreibt den Zweck und den Umfang der Vollmacht-Erteilung, die vom Ver-

trauen auf unsere Landesbehörde ausgehe. Sobald der Druck der Zeit gewichen sein wird, sollen die Vollmachten dahin fallen. Unsere heutigen Beschlüsse bedeuten eine feierliche Demonstration für den geschlossenen Willen unseres Landes unabhängig und neutral zu bleiben. Im übrigen vertrauen wir auf unsere tapfere Armee, von der ein Teil ruhig und bestimmt zu den Waffen geeilt ist. In französischer Sprache referiert Crittin. Mit 171 Stimmen ohne Gegenstimme stimmt der Rat in eindrucksvoller Geschlossenheit der Vollmacht-Erteilung an den Bundesrat zu. Nur fünf „Unverbesserliche“, nämlich die beiden Kommunisten Bodenmann und Humbert-Droz, sowie die drei Sozialisten Schneider-Basel, Golay-Waadt und Huggler-Bern scheinen in gefährvoller Stunde dem Vaterland nicht einmal das „Opfer“ ihrer Zustimmung zu einem notwendigen Akt geben zu wollen. Sie enthalten sich der Stimmabgabe. Die Vorlage geht zum Ständerat, der ihr mit allen Stimmstimmen ebenfalls zustimmt. In der Schlussabstimmung genehmigt der Nationalrat mit dem wuchtigen Resultat von 181 Stimmen ohne Gegenstimme die Vorlage. Die beiden Kommunisten enthalten sich nochmals der Stimme und ebenso der Sozialdemokrat Schneider-Basel, während Huggler sich eines bessern besonnen hat. Dagegen stößt Graber zum Häuflein der Unverantwortlichen.

Daraufhin tritt die vereinigte Bundesversammlung zusammen, um mit feierlichem Ernst die Wahl eines Generals der schweizerischen Armee vorzunehmen. Von 187 Nationalräten sind 186, von 44 Ständeräten 43 in dieser geschichtlichen Stunde anwesend. Der Rat ist also sozusagen vollzählig. Der Vorsitzende, Ballotton, teilt mit, von allen Fraktionen werde als General vorgeschlagen: Oberst-Korpskommandant Henri Guisan.

Das Ergebnis der Wahl zeitigt folgende Zahlenverhältnisse: Ausgeteilte Stimmzettel 229, eingegangen alle, leer 2, ungültig keine. Absolutes Mehr 114. Mit der imponierenden Zahl von 204 Stimmen ist Oberst Guisan zum General der schweizerischen Armee gewählt. Auf Oberst-Korpskommandant Borel entfallen 21 Stimmen, auf andere 2 Stimmen. General Guisan ist der vierte in der Reihe der Schweizer Generale, deren Namen Dufour, Herzog und Wille die Bedeutung einer solchen historischen Mission deutlich genug kennzeichnen. Kaum wird das Resultat bekannt, und schon setzt ein ungeheurer Beifall aus dem Ratsaal und von den Tribünen herab ein. Alles erhebt sich von den Sitzen. Feierliche Ruhe tritt ein. Die Türflügel öffnen sich und leicht und doch mit sicherem Schritt schreitet der neue General in den Saal. Leise klingen die Sporen als er sich vor dem vollzählig anwesenden Bundesrat und dem Ratspräsidenten beherricht mit entblößtem Haupte hinstellt.

Der Waadtländer Guisan ist der Typus eines sympathischen Schweizer Offiziers. Das noch jugendliche braungebrannte Gesicht drückt Energie ohne Krampf und Pose aus. Aus den großen hellen Augen strahlt ein klarer, fester Wille, die freie, hohe Stimme zeugt von hoher Intelligenz und Verstand. Das silberfelle Haar gibt die beruhigende Gewißheit eines reifen, besonnenen und erfahrenen Mannes.

Der Ratspräsident bittet den General den Eid abzulegen. Der Kanzler spricht die Eidsformel vor, die wie folgt lautet:

Ich schwöre der Schweizerischen Eidgenossenschaft Treue. Ich schwöre, mit allen meinen Kräften unter Einsatz meines Lebens mit den mir anvertrauten Truppen die Ehre, die Unabhängigkeit und die Neutralität des Vaterlandes zu schützen und zu verteidigen. Ich schwöre, mich genau an die Weisungen des Bundesrates über das durch die Truppenaufgebote zu erreichende Ziel zu halten.

Mit erhobenem Schwurfinger legt General Guisan diesen Eid ab. Der Ratspräsident begrüßt den neuen General der Schweizer Armee mit bewegten Worten. Dann hebt er die Sitzung auf.

Als erster gratuliert Bundespräsident Etter dem neuen General zu seiner ehrenvollen Wahl. Ein roter Blumenstrauß wird ihm überreicht und alle Hände recken sich ihm entgegen. Unter dem Beifall des Hauses verläßt er mit dem Bundesrat, dessen Mitglieder ihm ihre herzlichsten Glückwünsche aussprechen, den Saal. In einer kurzen Bundesratsitzung wird ihm der Gruß des Bundesrates offiziell ausgesprochen.

Draußen auf dem großen Platz vor dem Bundeshaus harret eine vieltausendköpfige Volksmenge, die gespannt auf das Erscheinen ihres neuen Armee-Generals wartet. Rufe werden laut, die den Neugewählten zu sehen wünschen. Nach kurzer Zeit erscheint General Guisan am hohen Portal des Bundeshauses, begleitet vom gesamten Bundesrat. Ein ungeheurer Beifall schwillt an, Vivat-Rufe auf das Vaterland und die Armee dringen aus Hunderten von Kehlen und plötzlich singt die Menge barhäuptig das „Ruffst du mein Vaterland“. Im tiefsten ergriffen steht der General in Achtungstellung salutierend vor dem Volk, das

ohne Befehl und ohne Regie, aus freiem Herzen seinen General begrüßt mit einer edlen, aufrichtigen Begeisterung. Es ist ein unvergeßlicher Augenblick, ein Augenblick von tiefster symbolischer Bedeutung. Der General salutiert zum erstenmal dem demokratischen Volk, das ihn durch seine Abgeordneten soeben wählen ließ, und das Volk bringt begeisterte Ovationen dar dem Manne, der berufen ist, dieses Land und dieses Volk vor der Unbill dieser aufgeregten und gefährlichen Zeit zu schützen.

An der Seite des Bundespräsidenten fährt er im offenen Auto, unter dem nicht endenwollenden Jubel des Volkes durch die Menge, gefolgt vom gesamten Bundesrat, dem ebenfalls von allen Seiten Beifall gezollt wird. Kurze Zeit darauf begrüßen die Glocken der Bundeshauptstadt den neugewählten Armeeführer. Ein historischer Tag ist vorbei. Die Schweiz besitzt einen General, der seine Aufgaben und Pflichten kennt. Im Vertrauen auf Gottes Schutz und im Vertrauen auf unsere Armee wollen wir ruhig und gefaßt den kommenden Tagen entgegensehen.

### Die ersten Amtshandlungen des neuen Generals

Es ist schon kurz nach der Wahl des neuen Generals aufgefallen, daß General Guisan sich bemühte, Bundespräsident Etter den Vortritt zu lassen. Als der neue General sich zum erstenmal dem Volke zeigte, um alsdann im offenen Wagen zum offiziellen Begrüßungsdiner zu fahren, ließ er Bundespräsident Etter in äußerst korrekter Haltung zuerst den Wagen besteigen, um links von ihm Platz zu nehmen.


Auch die ersten Amtshandlungen charakterisieren diesen Respekt des Generals vor der Zivilgewalt. An sich hat nunmehr der General die Kompetenz der Kommandoübertragung, doch überläßt er es der Zivilgewalt, vorgängig die dazu notwendigen Beförderungen vorzunehmen. Dieses Verhalten General Guisans berührt außerordentlich sympathisch und zeugt von einer korrekten demokratischen Gesinnung. Das Schweizervolk wird von dieser Korrektheit unseres obersten Armeeführers angenehm berührt und ihm von ganzem Herzen alles Vertrauen entgegenbringen. Jedermann ist sich bewußt, welche Verantwortung in diesen Zeiten auf dem General und dem Bundesrate ruhen.

### Erhöhter Sold im Aktivdienst

Mit Eintritt des Aktivdienst-Zustandes treten wieder die Soldatsätze in Kraft, die seinerzeit durch die Vollmachtsbeschlüsse vom 6. April und 8. November 1918 bestimmt wurden. Es beträgt demnach der Tagessold eines Rekruten Fr. 1.—, eines Soldaten Fr. 2.—, eines Gefreiten Fr. 2.10, eines Korporals Fr. 2.30, eines Leutnants Fr. 8.20, eines Oberleutnants Fr. 9.20 und eines Hauptmanns Fr. 11.—.

### Italienische Neutralitätszusicherung

Am Donnerstag ist der italienische Gesandte in Bern, Excellenz T a m a r o, von Bundesrat Motta empfangen worden. Er erneuerte namens seiner Regierung die Erklärung, die Italien seinerzeit abgegeben hat und erklärte, daß Italien im Falle eines Krieges die schweizerische Neutralität respektieren werde. Ueberdies sicherte der italienische Gesandte Bundesrat Motta zu, daß die italienischen Häfen für die nach der Schweiz bestimmten Zufuhren offen stehen würden und der Transport dieser Waren zur Schweizergrenze gesichert werde. Bundesrat Motta nahm von diesen Erklärungen Kenntnis und dankte für die abgegebene Zusicherung. Er betonte, daß die Schweiz entschlossen sei, ihre überlieferte Neutralität unbedingt und mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten.

 **Der Bundesrat hat heute Freitag die Mobilisation der gesamten schweizerischen Armee beschlossen.**



## Neujahrsblatt von Dietikon 1995

Zur Person: Der Verfasser, Karl Klemtke, ist Bürger von Meilen ZH und Dietikon ZH. Er wurde am 19. Juli 1912 in Meilen geboren und wirkte ein halbes Jahrhundert, d. h. von 1934 bis 1984 als Sekundarlehrer im Zentralschulhaus Dietikon.

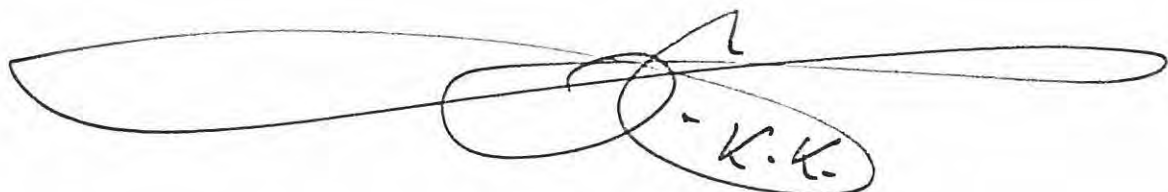
Zum Neujahrsblatt: Nach den Notizen Pfarrer Karl Jannets, der von 1916 bis 1933 als reformierter Geistlicher in Dietikon wirkte, und nach Recherchen des Verfassers vergleicht das nun vorliegende Neujahrsblatt 1995 die Zeit kurz nach dem ersten Weltkrieg mit der Gegenwart. Und es hat sich wahrhaftig manches geändert. Das Dorf wurde zur Stadt! Verschwunden sind die nicht heizbare Simultankirche, die von der Primarschulgemeinde getrennt stehende Sekundarschul kreisgemeinde Dietikon-Urdorf-Spreitenbach, die Simultan-Strassenbahn, die Maikäferplagen, die Wildschweine etc. etc. Doch wir wollen hier nicht alles veratzen, so dass der Leser auch selbst noch allerlei Lustiges und Trauriges entdecken kann.

Junge Leute von heute können Karl Jannets in deutscher Frakturschrift

flüchtig hingeworfene Bemerkungen wahrscheinlich gar nicht mehr lesen. Das ist schade, denn zwischen nicht enden wollen den Wetterschilderungen findet der Leser immer wieder interessante Überlegungen.

Der Entwurf zur jetzt vorliegenden von der Druckerei Markus Hummel und Co. in Dietikon sorgfältig gestalteten Schrift lag übrigens schon vor zwei Jahren druckbereit vor. Aus aktuellem Anlass jedoch werden 1993 Christa Ebnöthers Werk über den römischen Gutshof und 1994 das der Ingenieure über Dietikons Zentrum zuerst veröffentlicht.

Das heute vorliegende Neujahrsblatt von Dietikon passt nun aber auch recht gut ins Jahr 1995. Es behandelt die Zeit nach dem Ersten, und das Ortsmuseum Dietikon widmet seine kommende Ausstellung der Zeit des Zweiten Weltkriegs in unserem Wohnort.



K.K.

Romantsch Grischun ist die Schrift-  
sprache aus fünf romanischen Sprachen Graubündens. Da sich die Leute in ihren verschiedenen romanischen Sprachen nicht verstehen, sprechen sie leider das in der Schule erlernte Deutsch miteinander.

Vus tuts accompagnar mes megliers  
Giarvischs per ils dis da Nadal e da festa  
e per in ventiraivel e benedi onn nos.

## ZU BESUCH BEI KARL KLENK

# 82 Jahre und kein bisschen müde



Musiker Karl Klenk beim Violinspiel; seine Vielseitigkeit zeichnet den ehemaligen Dietiker Sekundarlehrer aus.

Foto: mst

**G**raue Nebelschwaden umhüllen am frühen Montagmorgen Limmatufer und Agglomeration, während die höhergelegene Dietiker Holzmattstrasse bereits in blassgelbes Licht getaucht ist, das die warmen Herbstlaubfarben des nahen Guggenbühlwaldes hervorzaubert. Ein quietschendes, schmiedeeisernes Tor grenzt den ein wenig zerzaust aussehenden Garten des Hauses Nummer 15 vom Trottoir ab. Früher, das heisst, bevor sie 1990 gestorben ist, habe sich seine Frau all des Grüns angenommen, das nun ins Kraut zu schießen droht, erklärt der Hausherr später. Violinspiel zerreisst die Stille des jungen Morgens, bevor der durch Rütteln am Türknauf aufmerksam gewordene Musiker die Berichterstatterin in sein Haus eintreten lässt. Seit genau 49 Jahren bietet es Karl Klenk Dach und Heimat. *2.7.25.11.94.*

Die ebenerdig konzipierten Wohnräume sind zweckmässig eingerichtet. Zwei Original-Hodler (Klenk hat einst dessen Zeichenkurse besucht) schmücken die gute Stube. Viele Dinge sind so belassen, als wäre Maria Klenk nur mal kurz weggegangen – die Englischbücher und auch ein an der Stuhllehne hängender Plastiksack scheinen nur zu warten. Das Mobiliar, teilweise älter als das Häuschen selbst, ist von der Hausherrin liebevoll ausgelesen oder von Karl Klenk persönlich geschreinert worden – wie beispielsweise die Garderobe, die Truhe oder das Zeitungstischchen, welches mit dem Familienwappen – es zeigt drei Rosen – geschmückt ist.

\*

Der in Meilen Geborene ist ein wahrer Tausendsassa, verfügt über ein unerschöpfliches Talent- und Interessenspek-

trum, und das im musisch-geistigen wie sportlichen Bereich. Diesen Umstand habe er den ebenfalls universal begabten Eltern zu danken, erklärt der 82jährige, welcher 1934 an die Dietiker Sekundarschule berufen wurde und dort 50 Jahre lang Dienst tat. Als sorgfältiger Chronist hielt Klenk auch seine ersten «Gehversuche» in der Limmattstadt, die für ihn bis dahin irgendwo hinter Zürich Richtung Bremgarten gelegen hatte, folgendermassen fest: «Zur Begrüssung rief man mir sogleich den geflügelten Satz «Wer noch nie in Dietikon gewesen ist, war noch nie in der Fremde» vor die Nase.» Und die vorausgegangenen Sprachaufenthalte in Genf, Paris und Wien schienen tatsächlich weniger eindrücklich, als das, was den frischgebackenen Lehrer hier erwartete. Zwei Jahre musste er auf seine ordentliche Wahl warten, weil das Verwesersalär jährlich tausend Franken weniger kostete. Die Gemeindekasse war in einem derart desolaten Zustand, dass der amtierende Schulgutsverwalter die Lehrergehälter teilweise aus dem eigenen Sacke berappen musste, bis genügend Steuergelder eingegangen waren. Armut und Not herrschten auch in den Familien vor – die Schüler kamen von Frühling an barfuss und fast jeder hatte schmerzende Zähne im Mund. «Ich sah – vor allem im Vergleich zu den von mir besuchten Schulen – grosse Aufgaben auf mich zukommen,» schreibt Karl Klenk. Und der geborene Pädagoge packte sie der Reihe nach an und realisierte sie mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft.

Heute zeichnet Karl Klenk als Wegbereiter für Ski- und Eislaufalager, Ferienkolonie und Schwimmenterricht. Ferner hat der Vielseitige zum Instrumentalunterricht animiert, der dann in die Institution Musikschule mündete. Zudem war er auch einmal erster Präsident der Volkshochschule.

\*

Zunächst versuchte der junge Lehrer jedoch die Zahnpflege in den Griff zu bekommen. Eine Wende trat ein, als die Schulpflege versprach, Unkostenbeiträge an Zahnarztrechnungen wohlwollend zu prüfen. Bisher war eine Vollprothese zur Konfirmation absolut kein unübliches Geschenk gewesen. Über zwölf Jahre arbeitete Klenk als einziger Berufsberater Dietikon/Urdsorf – mit bis zu 300 jährlichen Konsultationen – im Nebenamt. Dann stellte man vollberufliche Fachkräfte ein.

Karl Heid, damaliger Präsident der Heimatkommission, vermochte Klenk für dieses Gremium und die Dietiker Ortsgeschichte zu begeistern, was auch auf den Unterricht abfärbte. Eines Tages

betraute Klenk seine Schüler mit der Hausaufgabe, bei ihren Eltern und Grosseltern möglichst authentische Ursprünge von Dietiker Flurnamen zu erforschen. Aus diesen zusammengetragenen Überlieferungen bastelte er «Sagen aus dem Limmattal», die als Feuilleton im «Limmattaler» gedruckt und 1942 bei Oscar Hummel verlegt wurden. Sehr erstaunt war Klenk dann allerdings, als er seine aus Fragmenten zusammengesetzten Geschichten unter «Volksgut» in Zürcher Lesebüchern fand und zwei Mochtegerverfasser sie als die eigenen ausgaben. Der ortsgeschichtlichen Dokumentation hat der begeisterte Chronist mittlerweile ebensoviel Ausdauer wie Zeit gewidmet, ebenso zeichnet er als Verfasser der Neujahrsblätter «Guggenbühlwald und Gigelibode» und «Entstehen und Entwicklung der Jugendmusikschule» verantwortlich.

\*

Dieses immense Pensum habe er nur dank der tatkräftigen Unterstützung seiner geliebten Maria bewerkstelligen können, erinnert sich der Vielbeschäftigte und strahlt: «Ich habe ihre Offenheit und ihr herzhaftes Lachen über alles geliebt. Sie war ein Wunder an Anpassungsfähigkeit, lernte mir zuliebe beispielsweise Schwimmen, Eislaufen, Skifahren und Englisch. Ich zollte meiner Frau unendliche Bewunderung, und dass ich ihr auf der «Landi» begegnet bin, war wohl das grösste Glück meines Lebens.»

Sein berufliches Glück fand der Pädagoge in den Schulstuben, besonders in den letzten Jahren – Klenk unterrichtete bis 1984 – als Englisch-Freifachlehrer. Da habe er geradezu paradiesische Zustände erlebt mit einer Auslese lieber, lernwilliger, intelligenter Jugendlicher. Ergibt sich die Frage, ob nun diese Sorte Lehrer oder Kinder oder vielleicht beide gestorben sind. *Margret Stöcklin*

### Autor des Neujahrsblatts

(mst) Aktueller Anlass unseres Besuches bei Karl Klenk ist die heute stattfindende Vernissage des von ihm verfassten Neujahrsblatts von Dietikon 1995 mit dem Titel «Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg 1918 bis 1920». Der pensionierte Sekundarlehrer, Chronist und Initiant zahlreicher Institutionen stützt sich dabei inhaltlich auf Aufzeichnungen in Frakturschrift von Pfarrer Karl Tanner, welche dieser in den Jahren 1918 bis 1931 in zwanzig Makulaturheften verfasst hat.

\* *Berichtigungen: nicht Ferdinand Hodler, 1853 - 1918, sondern Ernst Hodel. Nicht Zeichenkurse, sondern Privat-malstunden. Nicht Wien sondern London.*

# Seuchen, Wildschweine und Politik vor 75 Jahren

Das Dietiker Neujahrsblatt 1995 berichtet über die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg

Das Neujahrsblatt 1995 ist soeben erschienen und vermittelt unter dem Titel «Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg, 1918–1920» viel Interessantes über diese zwei Nachkriegsjahre. Seuchen und Wildschweine suchten damals das zum Industrieort aufstrebende Dietikon heim. Verfasst hat das Blatt Karl Klenk, der die Chronik eines früheren reformierten Pfarrers entschlüsselt hat.

(ee.) Karl Tanner hiess er, und er wirkte während siebzehn Jahren in Dietikon. 1916 als Pfarrhelfer eingesetzt, wurde er 1922 zum Pfarrer gewählt. Er war der erste reformierte Seelsorger, der auch in Dietikon wohnte. In die Zeit seiner Tätigkeit fielen auch der Bau und die Einweihung der reformierten Kirche. Tanner führte bis 1931 eine rudimentäre Ortschronik, wobei er für seine Notizen einseitig bedruckte Zeitungsmakulatur benützte. Alt-Sekundarlehrer Karl Klenk fand die Beiträge in einer Kartonschachtel im Archiv des Ortsmuseums und hat nun von jenen der Jahre 1918 bis 1920 das Neujahrsblatt 1995 verfasst. Er zieht darin auch Vergleiche mit der Gegenwart.

*l. 7. 29. 11. 1994.*

**In 26 Kapitel gegliedert**

Das 80 Seiten starke Jahrheft ist in 26



Oscar Hummel, Karl Klenk, Liliane Trutmann und Marcel Achermann bei der Vernissage des Neujahrsblatts 1995.

Foto: ee.

Kapitel gegliedert. Laut Tanner gab es kurz nach dem Ersten Weltkrieg noch eine vielfältige Vogelwelt, die sich aus 64 Arten zusammensetzte. Von diesen sind heute 32 stark bedroht und 7 gar ausgestorben. 1918 war übrigens ein Maikäferflugjahr, und über die Verarbeitung der gefangenen Käfer kam es zu den abenteuerlichsten Gerüchten. So sollen nach dem Volksmund die armen Tierchen zu Salatöl oder Kaffeezusatz umgewandelt worden sein. Man habe infolge des starken Verwesungsgeruchs der Extrakte die Verarbeitung der Maikäfer einstellen müssen – nicht zuletzt deshalb, weil es zu Brechreiz, Husten, Atemnot und Appetitlosigkeit bei der Bevölkerung kam.

1918 wurden in Dietikon 75 Pferde, 392 Rinder, 105 Schweine, 23 Schafe und 174 Ziegen gezählt. Heute produzieren 195 Kühe gleichviel Milch wie anno dazumal ihre 392 Vorfahren. Apropos Milch: Deren Verkaufspreis stieg damals auf die «gewaltige Höhe» von 46 Rappen pro Liter. Alle Lebensmittel verteuerten sich während der Kriegsjahre stark. Tanner notierte Preiszunahmen von 43,5 Prozent (Milch) bis zu 327,1 Prozent

(Seife). Es gab schon damals Rationierungskarten. Die Milch wurde verbilligt abgegeben, sofern das monatliche Familieneinkommen für sechs Personen nicht mehr als 560 Franken betrug.

1920 konnte in Dietikon ein Wildschwein erlegt und ein zweites im Fahrwald beobachtet werden. In jenem Jahr wütete auch hier die Maul- und Klauenseuche und raffte das Vieh in 28 Ställen dahin. Wegen der Seuche wurde der Ortsbann angeordnet, die Durchführung der Chilbi und selbst die Abhaltung der Gottesdienste untersagt. Die katholische Pfarrei hielt sich zunächst nicht an das Verbot, und so brummte das Statthalteramt der Kirchenpflege eine Busse von 20 Franken auf.

### Strassenbahn und Politik

1920 gab es in Dietikon zehn Arbeitslose. Schlechte Geschäfte machte die Löwenbrauerei Dietikon, deren Aktionäre keine Dividende erhielten. Im Gegensatz zu den SBB florierte die Limmat-Strassenbahn. Sie beförderte 1920 1,89 Millionen Passagiere und erzielte Einnahmen von 474 409 Franken – dank Zuschlägen von 5 Rappen bis zum Tax-

wert von 30 Rappen. Bei den teureren Fahrkarten betrug der Zuschlag 10 Rappen. In Dietikon lebten 1920 5015 Leute, davon waren 4270 Schweizer. 1919 wurde auch die sogenannte Handänderungssteuer eingeführt.

Die Gemeindeversammlung (das Parlament wurde erst in den fünfziger Jahren eingeführt) tagte 1919 mindestens dreimal. Sie lehnte die Einführung des damals noch bestehenden «Volksrechts» als amtliches Publikationsorgan mit 409 gegen 315 Stimmen ab, beschloss hingegen eine Zulage an die Wehrmänner von 20 Rappen pro Dienstag und die Ausrichtung einer Teuerungszulage an die ständigen und festbesoldeten Angestellten und Beamten. Im selben Jahr wurden für den Bau der Kanalisation in der Zürcherstrasse ein Kredit von 100 000 Franken und für den Umbau des Scheibenstands einer von 8000 Franken bewilligt.

Ferner wurden die Entschädigungen für den Gemeinderat festgesetzt, wobei dem Gemeindepräsidenten 1200, den übrigen Ratsmitgliedern 700 und dem Bauvorstand 800 Franken Jahresentschädigung zugestanden wurden. Die

Wahlbüromitglieder erhielten 6 Franken pro Tag, die Saläre der Beamten lagen zwischen 3000 (Strassenwärter) und 7400 Franken (Gemeindegemeinschreiber) im Jahr. Der Tageslohn für einen Hilfsarbeiter betrug 12 Franken.

### Ausführlichere Jahreschronik

Natürlich werden in der von der Druckerei Hummel & Co. sorgfältig gestalteten Schrift von Karl Klenk noch viele andere Ereignisse der beiden Nachkriegsjahre dargestellt. Oscar Hummel hat zudem eine ausführliche Jahreschronik verfasst, die das Neujahrsblatt sinnvoll ergänzt.

Der Verkehrsverein als dessen Herausgeber hat eine dreiköpfige Kommission bestellt, die von Alt-Stadtrat Marcel Achermann präsidiert wird und der auch Liliane Trutmann und Oscar Hummel angehören.

Dies war an der Vernissage vom vergangenen Freitag zu erfahren.

Die lesenswerte Schrift ist ab sofort in den Dietiker Buchhandlungen und beim Sekretariat des Verkehrsvereins (Oberdorfstrasse 15, AGZ) erhältlich und kostet 18 Franken.

# Ortsbann über Dietikon

Tierseuche und Grippevirus wüteten in der Nachkriegszeit von 1918 bis 1920

**Grippekrankheiten, Tierseuchen und Unglücksfälle – die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg waren in Dietikon nicht nur von wirtschaftlichen Problemen geprägt. Im Neujahrsblatt 1995 lässt der frühere Dietiker Sekundarlehrer Karl Klenk jene Zeit noch einmal auferstehen.**

■ VON ARTHUR SCHÄPPI

Der Ausbruch der Maul- und Klauenseuche im Jahre 1920 hat damals das Dorfleben von Dietikon nachhaltig verändert. Erstmals entdeckt wurde die Tierkrankheit in der Limmattalgemeinde am 8. Juli 1920, nachdem sie zuvor vor allem in den Kantonen Freiburg und Bern und in der aargauischen Nachbarregion gewütet hatte. Man behauptete damals, dass die Krankheit, die viele Ställe in Dietikon leerte, von Viehhändlern eingeschleppt worden sei.

*Tagesanzeiger*

## Desinfektion an den Haltestellen

Über das ganze Gemeindegebiet wurde der Ortsbann verfügt. Jede Ein- und Ausfuhr von Klautieren und das Laufenlassen von Hunden und Geflügel waren untersagt. Strassen und Plätze wurden mit Desinfektionsmitteln besprüht. Bei den Haltestellen der damaligen Limmattal-Strassenbahn erwartete die Passagiere

beim Aussteigen ein mit Desinfektionsmitteln getränktes Sägemehlpolster. Alle Nebenwege zu Nachbargemeinden waren gesperrt, und an den Hauptverbindungen musste man die Schuhe in eine milchige Flüssigkeit tauchen. Da man den Erreger der Maul- und Klauenseuche damals noch nicht kannte, grassierte die Krankheit immer weiter und raffte in Dietikon Dutzende von Nutztieren dahin.

## Gottesdienstverbot und geschlossene Schule

Um ein weiteres Ausbreiten der Seuche zu verhindern, wurde vom 11. Juli bis 15. August 1920 sogar ein allgemeines Versammlungsverbot angeordnet, das auch für den Gottesdienst galt. Während die Reformierten sich dem Gottesdienstverbot gefügt hätten, seien die Katholiken nach wie vor zur Messe geströmt, heisst es in den von Karl Klenk nachgezeichneten Schilderungen von Karl Tanner, der von 1916 bis 1933 in Dietikon als reformierter Pfarrer gewirkt hatte.

«Die Schulen bleiben vorläufig geschlossen. Die inspektionspflichtigen Soldaten von Dietikon werden von der am 26. August stattfindenden Inspektion dispensiert. Sogar das Geläute wird bei den Beerdigungen, die alle nicht öffentlich sind, eingestellt. Sind die Glocken auch Seuchenverbreiter?!» heisst es in Tanners

Chronik. Erst am 14. Januar 1921 war die Krankheit unter Kontrolle, konnte schliesslich der allgemeine Stallbann wieder aufgehoben werden.

## Fasnachtvirus stärker als Grippe

Im gleichen Jahr, in dem die Tierseuche ausgebrochen war, erkrankten im Februar auch gegen 500 Menschen in Dietikon an einer schweren Grippe. Volksversammlungen und insbesondere auch Maskenbälle und andere Fasnachtsveranstaltungen sollten daher untersagt werden.

Das Fasnachtsfieber war aber stärker als die Grippebazillen, wie den im Neujahrsblatt wiedergegebenen Schilderungen von Pfarrer Tanner zu entnehmen ist: «Ein Schrei der Entrüstung folgte diesem Sittenmandat. Man wollte wieder einmal Narr sein, man konnte die seit Jahren aufgespeicherte Narrheit nicht zurückdämmen, und so wurde dann Fasnacht gefeiert, toller als je, am Fasnachtssonntag und -montag, an der Bauernfasnacht und noch vier volle Wochen lang, der Verordnung zum Trotz. Der Kantonspolizist, der zuerst dem Verbot Nachachtung verschaffen wollte, wurde vor seiner Wohnung verprügelt.»

Neujahrsblatt von Dietikon, Verlag Oscar Hummel, Zürcherstrasse 64, 8953 Dietikon



## Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg

K. R. «Dietikon nach dem Ersten Weltkrieg 1918 bis 1920» nennt sich das vom ortsansässigen Verkehrsverein herausgegebene Neujahrsblatt 1995 der Stadt Dietikon. Verfasser ist Karl Klenk, der während eines halben Jahrhunderts – von 1934 bis 1984 – im Dietiker Zentralschulhaus als Sekundarschullehrer wirkte und sich als Mitglied der Kommission für Heimatkunde des Verkehrsvereins seit Jahren mit der Geschichte der Limmattaler Metropole befasst. Als Grundlage

dienten dem Autor die Notizen von Karl Tanner, der von 1916 bis 1933 als reformierter Pfarrer in Dietikon tätig gewesen war, sowie eigene Recherchen. *NZ 9.1.95*

Das rund 70 Seiten starke und nur spärlich illustrierte Neujahrsblatt ist in 27 mehr oder weniger umfangreiche Kapitel gegliedert, von denen sich entgegen den Erwartungen nur vereinzelte mit den direkten Folgen des Ersten Weltkrieges für die Limmattaler Gemeinde befassen; die Kapitel «Kriegsmassnahmen» oder «Der Konjunkturaufschwung» etwa rufen die Kriegsjahre in Erinnerung. Zur Sprache kommen indes so unterschiedliche Themen wie die Vogelwelt im Limmattal, das Wetter im Jahre 1919 oder die um die Jahrhundertwende gegründete Limmattal-Strassenbahn, die längst schon wieder verschwunden ist. Verhältnismässig ausgiebig widmet sich der Autor den landwirtschaftlichen Verhältnissen, und dabei erfährt man, dass bei Kriegsende unter anderem 75 Pferde und 392 Rinder gezählt wurden. Mit Erstaunen nimmt man dann aber zur Kenntnis, dass die Zahl der Schweine seither nicht wie erwartet abgenommen, sondern im Gegenteil eine gewaltige Zunahme erfahren hat. Die Anzahl Rinder betrug mit 195 Einheiten hingegen nur noch rund die Hälfte des Bestandes von vor 75 Jahren. Das Dietiker Neujahrsblatt findet seine Ergänzung in einer von Oscar Hummel verfassten Jahreschronik mit den kommunalen Ereignissen von Anfang November 1993 bis Ende Oktober 1994.

Adressen von Organisationen, von denen ich mich vor meinem Verschwinden abmelden sollte:

- Schulpflege Dietikon. Die hat neuerdings ihr Sekretariat im (neuen) Stadthaus. Sie orientiert die Erziehungsdirektion.
- x Militäreinheit d. h. ehemalige Geb. S. Kp.  $\bar{u}$ /109  
H. Bossert-Walt, Schneggengstr. 26.  
8620 Wetzikon.
- x Heimatkundekommission, Dietikon:  
Dr. Bruno Maier, Bremgattnerstr. 130,  
8953 Dietikon.
- x Orchesterverein Zürich-Albstädten:  
Cecile Haas, In der Rüttenen 14  
8055 Zürich
- x Volkstanzkreis Zürich:  
Hr. Peter Gerber, Hörnlistr. 1a  
8108 Dällikon.
- x Nordische Volkstanzgruppe: Ernst Müller  
Speersstr. 8. 8634 Rombrechtikon
- x Pro Senectute - Volkstanz: Rosemarie Fehlmann  
Waldstr. 18. 8118 Pfaffhausen.
- x Schweiz. Volkstanzwochen: Hans-Jörg Huber, Leigrubenstr. 14. 8805 Richterswil.
- x Singwoche (Wildhaus): Bernhard Spötti,  
Küferweg 2. 5722 Gränichen

31. 12. 1994. Es macht mit Spass, Erinnerungen, Erkenntnisse und „Lesefrüchte“ aufzuschreiben, und doch ist nun bereits ein ganzes Jahr verstrichen ohne eine einzige derartige „Tagebuch-Motiv“! [Was man aufschreibt, prägt sich besser ein].

Stark beschäftigt, war ich aber doch die ganze Zeit. Neben all den ständig dringenden Arbeiten in Haus und Garten langte ich die sieben dem Wetter besonders stark ausgesetzten Fensterläden des Häuschens an der Holzmatte 15 in Dietikon ab und bemalte sie sorgfältig mit dunkelbrauner Ölfarbe. Die acht Fensterläden der geschützten Seite des Hauses werden vielleicht 1995 oder 1996 erneuert.

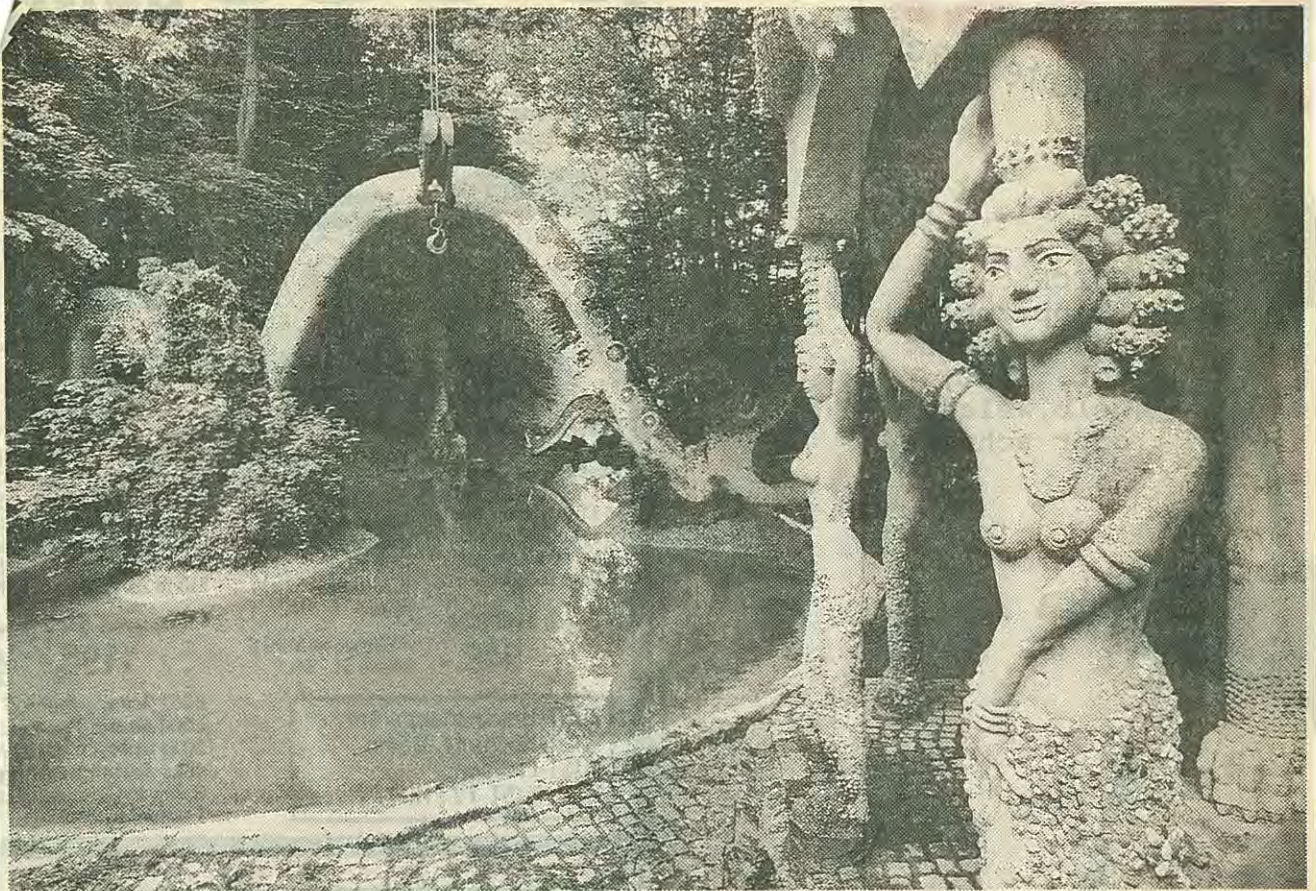
Im vergangenen Jahr verbrachte ich auch manche schöne Stunde mit ganz verschiedener Lektüre, besuchte auch wieder den aufschlussreichen Literaturkurs von Prof. Dr. Boxler (früher Dietikon, jetzt Feldmeilen!). Vor allem aber beschäftigte ich mich mit Gottfried Keller, d. h. mit Professor Ermatingers und mit Professor Wyslings Werken über diesen Dichter. Eine umfassende wissenschaftliche Keller-Ausgabe ist geplant.

In den letzten Tagen blätterte ich stunden-

lang für späteres Studium beiseitegelegte Zeitungsartikel durch und warf bei dieser Gelegenheit manches zum Altpapier. Das Verschieben von Zeitungslektüre auf die Zukunft ist sehr belastend und sollte nach Möglichkeit vermieden werden.

Was sammelte sich doch da alles bei mir an! Besonders stark vertreten war Literarisches vom griechischen und römischen Altertum an bis zur Gegenwart, vor allem aber Ergänzungen zur Literatur, die ich seinerzeit an der Universität studierte: Montaigne, Pascal, Molière, La Fontaine, Racine, Voltaire, Flaubert, Balzac, Stendhal, Hugo, Valéry, Proust, Gide, ... aber auch Shakespeare, Dickens, Scott, Walpole, Wilde, Priestley, Kipling, Galsworthy, Ruskin, Stevenson, etc... und viele Berühmtheiten deutscher Sprache...

Eine ganze Sammlung längst wieder vergessener Denkaufgaben, sowie einige Aquarelle und Zeichnungen lagern wieder vor mir, aber auch medizinische, die Gesundheit betreffende Zeitungsartikel, religiöse und politische Abhandlungen aller Art tauchten wieder auf. Alles, was noch einmal angesehen werden muss, d. h. noch nicht "entsorgt" werden kann, liegt jetzt statt links einfach rechts auf meinem Schreibpult!!!!



Wundersame Gestalten sind im Weinrebenpark der Familie Weber anzutreffen.

Fotos: Belapo

## Besuch im Weinrebenpark

Der Frauentreff Dietikon besichtigt Bruno Webers «Paradies»

Ab Stadthalle Dietikon, Donnerstag, 5. Juli, 9 Uhr – (bus) Wie allgemein bekannt ist, baut Bruno Weber zwischen Dietikon und Spreitenbach seit dreissig Jahren an seinem Gesamtkunstwerk. Viele wollten schon immer einmal gerne das Wohnhaus mit Turm, die begehbaren Plastiken, die Brunnen, Teiche, die ganze phantastische Wunderwelt besichtigen. *L.T. 4.7.90*

Nun bietet der Frauentreff Gelegenheit, unter der kundigen Führung von Marianne Weber, der Ehefrau des Künstlers, die selbst als Künstlerin tätig ist, einen Augenschein von dem selten interessanten Werk zu nehmen. Sie wird den Besuchern die phantastischen Wesen, die Fabeltiere, die Sonnenblumenfrau mit Kind, den Delphinbrunnen, das Drachenpaar, die sitzenden Weisen und vieles mehr zeigen und erklären.

Marianne Weber hat schon immer die kreativen Prozesse ihres Mannes mitgetragen. Sie wirkte als Einkäuferin der Baumaterialien, stellte die Positiv- und Negativformen her, half als Sekretärin und Buchhalterin und ist selbst Schöpferin von Glasobjekten. Eigenhändig hat sie die kunstvollen Böden vor dem Haus und im Haus gelegt. Es wird die Frauentreff-Gäste interessieren, welche Probleme und Fragen die Frau eines Künstlers besonders beschäftigen und was sie freut und herausfordert.

Die Teilnehmer des Frauentreffs sammeln sich am Donnerstag, 5. Juli, um 9 Uhr bei der Stadthalle Dietikon. Von dort wird gemeinsam der Weg zum Weinrebenpark angetreten. Für diejenigen, die nicht gut zu Fuss sind, besteht um 9 Uhr ein Abholdienst beim reformierten Kirchgemeindehaus.



Januar 1994: Gelesen: von Giorgio Manganelli: Pinocchio - Ein Parallel-Buch zu Carlo Collodis "Pinocchio" (1977). Aus dem Italienischen von Marianna Schneider. Frankfurt Verlagsgesellschaft 1990. (Collodi starb am 26.10.1990).

"Pinocchio" bleibt zeitgemäss, denn es setzt seinen Eigensinn der Weltordnung entgegen, die auch heute vielerorts scheinhaft, gewaltsam und unkehrbar ist. Manganelli liefert eine unendliche Menge geistreicher und vertiefender Bemerkungen zu vielen Einzelheiten des Ur-Pinocchio. (48 grosse Fortsetzungen in der MZZ, als diese noch Romane abdruckte).

Die Sendungen am schweizerischen Fernsehen (und auch am ausländischen) werden offensichtlich in erster Linie nicht etwa nach deren Güte und kulturellem Wert, sondern vorwiegend nach dem Kriterium der möglichst hohen Einschaltquote ausgewählt. So erklärt es sich, weshalb zwischen nur ganz wenigen guten Sendungen (Musik, Literatur, Diskussionen, Gesundheit, Naturkunde...) vor allem stundenlang mit Kitsch und Klatsch à la Blick" dargeboten wird, seit einiger Zeit "auch Astrologie!"

Offenbar glauben heute wieder recht viele Leute an diese Pseudowissenschaft, und durch das Fernsehen werden leider noch weitere dazugewonnen!

In der Sekundarschule war es meist ein grosser Spass, die Schülerinnen und Schüler genau aufschreiben zu lassen, wie es ihnen in einer bestimmten vergangenen Woche erging mit Glück, Geld, Liebe etc., und ihre Feststellungen dann mit den Vorhersagen in mehreren Zeitschriften - die sich ihrerseits untereinander oft widersprachen - zu vergleichen. Das Ergebnis war immer katastrophal für die Horoskopverfasser! Ihre Kunst besteht vor allem darin, jedem etwas vorauszusagen, das er gerne hört, und das gleichzeitig allgemein genug ist, dass es einigermassen stimmt.



Beim Einkehren auf einer Wanderung bekam ich zum Kamillentee ausgerechnet ein Zuckerpäckchen, worauf stand: „Krebs, 22. Juni bis 22. Juli. Vorher hatte ich gar nicht gewusst, dass ich mit Geburtsdatum 19. Juli ja auch ein „Krebs“ bin! So wenig hatte ich mich um Horoskope gekümmert und meine Einteilung immer wieder vergessen!

Die recht schmeichelhaften Angaben auf dem Krebs-Zucker-Päckchen treffen bestimmt auch auf viele Leute zu, die unter andern Sternzeichen geboren wurden!

Meine

## Wanderungen 1994

1. Sattel - Wildspitz - Sattel (Im Schnee).12.2.
2. Räterschen - Elgg.27.3.
3. Rüti - Eschenbach - Schmerikon.29.3.
4. Birrwil - Mosen - Schwarzenbach - Beromünster.17.4.
5. Lichtensteig - Wattwil - Ebnetkappel . Krummenau.26.4.
6. Rüti - Hörnli - Rüti.23.5.
7. Langenthal - Huttwil.31.5.
8. Dietikon - Zürich-Höngg - Dietikon.(Stadtbotanik,Prof.Elias Landolt) 12.6.
9. Zürich-Odeon - Selnau.(Stadtbotanik, Prof.Elias Landolt).17.6.
10. Biel - Bellelay - St.Brais (Rückreise über Basel).28.6.
11. Grenzümgang -( Massena) - Glanzenberg - Schönenwerd.2.7.
12. Chur - St.Peter - Arflinafurka - Fideriser Heuberge.26.7.
13. Maloja - Bitaberg - Salacina - Cavloccia.10.8.
14. Engelberg - Brunihütte - Spisegg - Oberrickenbach.21.8.
15. Bubikon - Ritterhaus - Lützelsee - Binzikon - Bubikon.30.8.
16. Lichtensteig - Chrüzegg - Wattwil.4.9.
17. Quellenweg - Kindhausen - Dietikon.11.9.
18. Olten - Rumpel - Homberg - Belchenflue - Waldenburg.25.9.
19. Lüderenalp - Höchenzi (Napf).9.10.
20. Feusisberg - Etzel - Egg - Einsiedeln.25.10.
21. Seuzach - Mörsburg - Eschlikon - Altilon - Islikon.29.11.



Die vom Schneider des Stadttheaters Zürich für Karl Klenk jun. (geb. 1943) nach Mass angefertigte Wehnballettracht wollte Mirjam Klenk nicht länger aufbewahren und pflegen. Sie meinte, Karl, der in keinem Tanzkreis mittanze, brauche sie ja nicht mehr, und ausserdem sei er aus ihr „herausgewachsen“. Gut - ich nahm sie zurück und fand im Volkstanzkreis Zürich sofort einen jungen Käufer. Urs Utiger übernahm sie und seine Eltern bezahlten Fr. 300.- für die schöne Tracht, die seinerzeit gegen Fr. 1000.- gekostet hatte. Rosemarie Utiger führt in Zürich an der XJ-Gasse beim Hechtplatz (früher im Heimatwerk) den „TrachteLade“. Unsere Tracht passte dem jungen Lehrer wie angegossen, und er trug sie mit grosser Freude am Ball und am Ursprungensfest 1993, wo ihm aber ein peinliches Missgeschick passierte, von dem ich allerdings durch Zufall erst am 9.7.1994, d. h. am grossen „Zürifest“ erfuhrt!

Im Laufe des Winters 1993/94 telephonierte mit Rosemarie Utiger mehrmals und fragte nach dem genauen Schnitt meine Fracks. Ich dachte, sie wolle Vergleiche anstellen zwischen dem Kittel des Uniformenschneiders Kowalsky und dem des Theaterschneiders und dann ihrem Trachtenschneider die beste „Façon“ der Tanzkreis-

Männertracht erklären. Doch, es handelte sich nicht um neue Trachten für neue Interessen. Der wahre Sachverhalt ist ganz anders!

Am Unspunnenfest in Interlaken marschierten wir in Achterkolonne in den Tanzplatz Höhenwiese ein. Da die Sonne herunterzubrennen begann, zog ich wie Urs den Kittel aus und gab ihn zum Hüten etwa fünf Meter vom Eingang entfernt einer Zuschauerin in der ersten Bankreihe. Gleich nach der Riesenpolonaise mit den mehreren tausend Trachtenleuten tauchte ich zum Eingang und holte mein deponiertes Kleidungsstück in dessen Taschen ja allerlei wertvolle Gegenstände (Portemonnaie, Fahrausweis etc.) waren und brachte es dem mit von der „Laudinella“-Woche her bestens bekannten Amerikaner Frances Walters. Das grosse Tanzprogramm wurde pausenlos abgewickelt, und erst ganz am Schluss kümmerte sich Urs Utiger um seinen Frack. Doch ach, da Zuschauerpublikum war verschwunden, und auch vom Trachtenkittel war nichts mehr da! Urs meldete sich beim Fremdbüro und beim Verkehrsverein Interlaken, bei der kantonalen und der schweizerischen

Trachtenvereinigung, doch ach, sein sorglos aus der Hand gegebener Kittel war und blieb verschwunden!

Schliesslich entschlossen sich Utziget von ihrem Trachtenschneider einen neuen Kittel für Urs anfertigen zu lassen. Er kostete Fr. 800.- und wurde rechtzeitig aufs „Zürifest“ fertig!

Gelesen: STAB. (= Stiftung für abendländische Besinnung) - Rundbrief Nr. 115 sowie von Prof. Dr. E. Stäuble „Stromaufwärts - ein Kulturauftrag.“

NB. Stäuble schildert im erwähnten Buch sämtliche STAB - Preisträgerinnen und Preisträger.

Die Schülerin Nicola Rüst, Heimelweg 16, Schlieren, fand die Brille, die ich auf dem Weg zur Garage Wiederkehr verloren hatte. Es war am 16. 12. 93. Bei leichtem Regen wanderte ich am Limmattal-Spital vorbei, als plötzlich, vor dem Schlierener Migros, mein Fahrausweis, mein Aufgebot zur Fahrzeugprüfung, mein Portemonnaie und meine Agenda zu Boden fielen. Die untere Kante des Plastiksacks, in dem ich all die Sachen mitgetragen hatte, war aufgerissen! Beim Zusammensuchen meiner Sachen fiel mir auf, dass meine Brille

fehlte. Sofort kehrte ich um und suchte in der immer stärker werdenden Abenddämmerung nach dem schwarzen Etui mit der Brille darin. Es musste schon vor den andern Sachen aus dem Plastiksack herausgefallen sein und irgendwo auf dem Trottoir, im Strassengraben oder auf dem Fussweg hinter dem Spital liegen. Bald sah ich wegen der Dunkelheit nichts mehr und musste mich beeilen, noch vor Geschäftschluss zur Garage zu gelangen, um das vorführungsbereit gemachte Auto abzuholen. Es sollte ja am folgenden Morgen in Regensdorf geprüft werden.

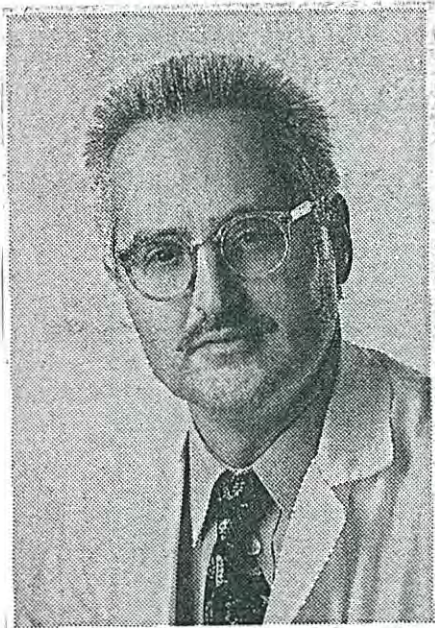
In der Mittagszeit - nach der Autokontrollmeldung - meldete sich Nicola am Telefon. Sie hatte meine Adresse und Telefonnummer im Brillenetui gefunden sowie die Fr. 20.-, die immer auch im Etui sind. Ich war schon mehrmals froh, diesen „Notbatzen“ bei mir zu haben. Unverzüglich fuhr ich zum Heimelweg, wo mehrere kleine Kinder allein zu Hause waren. Ich brachte ihnen die Weihnachtsquezli, die ich an der Altersweihnacht bekommen hatte und schenkte Nicola die Fr. 20.-, worüber sie sich sehr freute. Wie war ich froh, meine Brille wieder zu haben! Aus diesem Erlebnis lässt sich einiges lernen!

---

Sa. 18. 12. 1993. Stadtbummel mit Markus Not-

Her, Stadtpräsident, und H. Busslinger: 14.00 - 15.30  
Uhr, bei jedem Wetter.

Der Schweizer Andreas Kappellet, der Sohn mei-  
ner Schulkameradin (Sekundarschule Meilen) Wal-  
traud Kappellet-Huber und des Schriftstellers Ernst  
Kappellet, amtiert an der Universität Köln  
als Osteuropa-Historiker. Sein neues Buch be-  
fasst sich mit „Russland als Vielvölkerstaat.“  
Ernst Kappellet absolvierte gleichzeitig mit mir  
an der Uni Zürich das Sekundarlehrerstudium.



Basil Caduff wird neuer Chefarzt  
Medizin. Foto: e

L.R. 2.5.94

### Neuer Chefarzt am Limmattalspital

(LT) Als neuen Chefarzt Medizin hat die  
Spitalkommission des Limmattalspitals  
in Schlieren Dr. med. Basil Caduff beru-  
fen. Caduff wird sein Amt per 1. Juli  
1996 antreten. Er wurde am 25. August  
1954 geboren, ist heimatberechtigt in  
Cumbel GR und wohnhaft in Killwan-  
gen. Basil Caduff ist seit April 1988 am  
Limmattalspital tätig. Bis Ende 1990  
war er Oberarzt. Seither arbeitete er als  
leitender Arzt und stellvertretender  
Chefarzt der medizinischen Abteilung.  
Wie der Betriebsausschuss des Spitals  
mitteilt, handelt es sich bei Caduff um  
einen im Spitalbetrieb bestens bewähr-  
ten Arzt mit langjähriger, ausgezeich-  
neter und vielfältiger Berufs- und Füh-  
rungserfahrung.

Caduff löst Professor Dr. med.  
H.J. Kistler ab, der auf Ende Juni 1996  
aus Altersgründen zurücktreten wird.

Es ist dies der  
Arzt, welcher  
mir, zusam-  
men mit Schwe-  
ster Roswitha,  
letzten Wint-  
ter den Ma-  
gen ausleuch-  
tete! Er schrieb

Herrn Dr. Grimm einen ausführli-  
chen Bericht: Inhalt: Es konnte nichts Aussergewöhn-  
liches entdeckt werden. Empfehlung: Kleinere Mahl-  
zeiten, dafür eine oder zwei mehr; genügend trinken.  
Caduff spricht romanisch! Allegta!

In den Zwanzigerjahren (1922 bis 1926) besuchte ich in Meilen von der vierten Klasse an die Primarschule bei Herrn O. Vögelin und anschliessend zwei Jahre die Sekundarschule bei den Herren J. Stelzer, J. Ess und B. Spörri. In dieser Zeit hörte ich zum erstenmal das Wort „Detektor“ (=empfänger). Einen solchen „Kristalldetektor“ bastelte sich meine Geigenlehrerin, Fräulein Mathilde Bunn, in Mänudorf. Wir waren hell begeistert, wenn die dünne Drahtspitze auf dem zackigen Kristall eine günstige Stelle fand, so dass wir einige verzerrte Töne aus Paris hören konnten!

Immer mehr fortschrittliche Leute kauften sich einen Radioapparat, so auch die im gleichen Haus (Seestrasse 500, Meilen) wohnende Familie Spillmann. Kristalldetektoren kamen rasch aus der Mode. Fräulein Lisi Spillmann schwärmte von den herrlichen Konzerten, die sie in der Nacht empfangen habe.

Nach dem Krieg von 1939 bis 1945 erlebte ich in ähnlicher Weise das Aufkommen des Fernsehens. Ich war bereits Mitglied der Jugendkommission des Bezirkes Zürich-Land, als nach einer Sitzung ein Kommissionsmitglied von seiner Amerika-reise erzähl-

te. Mit Entsetzen nahmen wir Kenntnis von der Tatsache, dass im neuen Kontinent viele Leute stundenlang gebannt in einen viereckigen Kasten hineinstarren! Man regte sich auf über die enorme Zeitverschwendung, über die zu erwartende Schädigung der Augen und über die verwerfliche Ablenkung der Jugend von ihrer Schularbeit. Man hoffte, die Fernseh-Seuche werde Europa und unser Land nie erreichen - und heute, 1994, ist kaum ein Schweizerhaus ohne Fernsehapparat!

Wie es mir erging mit Radio und Fernsehen, so ergeht es der heutigen Jugend mit den Computern. Man wird sich auch an sie gewöhnen wie an Telefon, Auto, Radio und Fernsehen.

28. Juli 1994. In meinem Garten geschah ein Wunder! Als die letzten Fröste im April vorbei waren, steckte ich kleine, nur fingerbeerengrosse Désirée-Kartoffeln, die schon zehn Zentimeter lange, weisse Keime ausgetrieben hatten. Ich gab ihnen ein wenig Gemüsedünger und Holzasche (Kalium). Und heute nun konnte ich viele meist handgrosse Kartoffeln ausgraben. Ist dies nicht ein Grund zu Freude und Dankbarkeit?

Zum ersten Mal in der dreiunddreissigjährigen Geschichte des Volkstanzballs konnte die Française nicht pünktlich um Mitternacht begonnen werden! Wir waren aber nicht verspätet, ganz im Gegenteil! Die Tänzerinnen und Tänzer stellten sich so rasch in ihren Reihen auf, dass an diesem 22. Januar 1994 die Paare im Kongresshaus Zürich schon um 23.57 Uhr zum Tanz eingeteilt und abgezählt bereitstanden. Ich konnte sie unmöglich drei Minuten lang untätig stehen lassen. Da der Tanz samt anschliessendem Walzer gute zwanzig Minuten dauert, können wir trotz leicht verfrühtem Beginn sagen, wir hätten auch 1994 die Française „um Mitternacht“ getanzt.

Als ich 1934 die Verweserei an der Sekundarschule in Dietikon übernahm, da war Herr Adolf Walser der „allmächtige“ Hausvorstand. Seine Meinung musste in allen möglichen Belangen „ohne wenn und aber“ anerkannt werden und seine Anordnungen wollte er sofort und strikte befolgt sehen. Diese strenge Haltung konnte leicht zu Auseinandersetzungen führen. Daher hütete ich mich, dem Herrn Hausvorstand zu widersprechen, d. h. ich überliess dies den älteren Kollegen, schaute zu und lernte dabei allerlei.



Besonders der hochintelligente Emanuel Pasternak wagte es gelegentlich, ganz offen dem gestrengen Hausvorstand, der felsenfest auf seinen Ansichten beharrte, mit bewundernswürdiger Zivilcourage zu widersprechen. Wenn dann Walser gelegentlich etwas schroffe und unnachgiebige Haltung in einer Schulpause zu lautstarker und hitziger Auseinandersetzung im Lehrerzimmer führte, dann war es meist erlösend, wenn schliesslich die Pausenglocke durch ihr plötzliches Erkönen den Beginn der nächsten Schulstunde ankündigte und den hitzigen Streit unterbrach. In irgend einer Angelegenheit waren und blieben die mit dem Hausvorstand diskutierenden Kollegen verschiedener Ansicht und verzogen sich brummend in ihre Klassenzimmer.

Ich nahm an, der offene Streit werde in der nächsten Pause bis zu einer Einigung oder bis zu einem Kompromiss weitergehen. Doch dies war nie der Fall, und hier musste ich den Hausvorstand Adolf Walser ganz besonders bewundern. Fröhlich, als wäre eine Stunde vorher nichts geschehen, griff er ein ganz anderes Thema auf und erwies sich als freundschaftlicher, nicht nachtragender Kollege. Ich lernte, dass man in einer bestimmten Sache verschiedener und gleichzeitig in tausend andern gleicher Meinung sein kann!

---

## Sekundarschulgemeinde Dietikon-Ürdorf

# Protokoll

über die

## Bestätigungswahl der Sekundarlehrer

Sonntag, den 22. Februar 1942

	Dietikon	Ürdorf	Total
Zahl der Stimmberechtigten	1848	394	2242
Zahl der abgegebenen Stimmzettel	885	153	1038
Ungültige Stimmzettel	5	—	5
Massgebende Stimmen	880	153	1033

Es erhielten Stimmen:

<b>Diggelmann Heinrich</b>	Ja	851	153	1004
	Nein	29	—	29
<b>Klenk Karl</b>	Ja	852	152	1004
	Nein	28	1	29
<b>Knus Henri</b>	Ja	830	153	983
	Nein	50	—	50
<b>Strasser Hans</b>	Ja	851	153	1004
	Nein	29	—	29
<b>Walser Adolf</b>	Ja	798	136	934
	Nein	82	17	99

Es sind somit sämtliche Lehrkräfte in ihrem Amte bestätigt.

Rekurse gegen diese Wahl sind innert 4 Tagen schriftlich und begründet dem Bezirksrat Zürich einzureichen.

Dietikon, den 23. Februar 1942

Die Wahlvorsteherschaft.

Ortsmuseum Dietikon

Dietikon, 5. Febr. 1995

Sehr geehrter Herr Hummel,

Darf ich mit einigen Anliegen der Heimatkundekommission an Sie gelangen?

1. Der ganze Jahrgang 1994, erster Band des „Limmatales Tagblatts“ liegt im Büroraum des Ortsmuseums zum Binden bereit. Ich nehme an, dass Sie sich wie in früheren Jahren wieder um diese Sache kümmern. Dies passiert jedoch gar nicht.

2. An einer der letzten Kommissions-Sitzungen, welcher Sie selbst auch beiwohnten, wurde festgestellt, dass es oft unmöglich ist, aus den zu Büchern gebundenen Zeitungen gute Kopien herzustellen. Wir kopierten nun aber doch eine schöne Anzahl aussagekräftiger Texte und Bilder, die Dietikon betreffen. Da wir aber an den Wänden des Ausstellungsraums nicht gut eine reine Zeitungsausstellung zeigen können, sollen hier nur wenige ins Auge springende Vergrößerungen von Zeitungsausschnitten zwischen die Bilder eingestreut werden.

Weitere Kopien möchten wir in einem Mäppchen oder zu einem Büchlein zusammengeheftet den speziell Interessierten zur Einsicht zur Verfügung stellen. Wir sind dabei, diese Idee zu verwirklichen.

3. Bei der Durchsicht der Zeitungen von 1939 bis 1946 trafen wir im „Limmatale“ aber auch

auf hochinteressante Artikel, welche die Weltgeschichte oder die ganze Schweiz und nicht nur Fiktikon betreffen, so z. B. Wahl des Generals (1. Sept. 1939), Mobilmachung (4. Sept. 1939), zweite Mobilmachung (10. Mai 1940), Zürcher Evakuierungsverordnung (24. 5. 1940), Armeerapport auf dem Rütli (29. Juli 1940), Fliegerbomben auf Zürich (23. Dez. 1940), Japan im Krieg (10. Dez. 1941), zweite Front in Nordafrika (9. Nov. 1942), Alliierte landen auf Sizilien (12. Juli 1943), Mussolini dankt ab (26. Juli 1943), Alliierte landen in Süditalien (3. Sept. 1943), Vier Jahre Kriegswirtschaft (3. Sept. 1943), Kapitulation Italiens (10. Sept. 1943) etc. und vieles mehr bis zu den Friedensglocken im Mai 1945.

Alle diese weltgeschichtlich wichtigen Ereignisse fanden ihren Niederschlag auch im „Limmattalet“, und an der bereits oben erwähnten Sitzung wurde u. a. der Gedanke geäußert, eine ganze Zeitungseite professionell aus einem nicht als Buch gebundenen „Limmattalet“ kopieren zu lassen, z. B. „Wahl des Generals“ (1.9.39). Auf der Rückseite des Blattes könnte man andere wichtig erscheinende Ereignisse anordnen und an der Ausstellung das Blatt als Souvenir den Besuchern zum Kauf anbieten.

Ich frage Sie nun, ob Sie als Fachmann diese zuletzt genannte Angelegenheit übernehmen könnten. Wir veruchten z. B. mehrmals die Generalswahl aus

dem Riesen-Zeitungsbuch zu kopieren, was aber gar nicht befriedigte. Ausserdem entstand beim Hanrieren unglücklicherweise ein Riss in der Zeitung, was uns sehr leid tut und wofür wir höflich um Entschuldigung bitten.

Für die Auswahl der chronologisch auf der Rückseite zu erwähnenden Ereignisse haben Sie vielleicht noch eigene weitere Vorschläge (z. B. Bombardierung von Schaffhausen, etc., etc.).

Bevor wir aber diese Sache in Angriff nehmen, sollte die Heimatkunde kommission erfahren können, was die Herstellung einer solchen „Ausstellungszeitung“ ungefähr kosten würde, und zu welchem Preis man sie den Interessenten anbieten könnte. Auch die Grösse der Auflage wäre vorher zu bestimmen, damit wir nicht plötzlich in eine unangenehme Situation hineingeraten.

Ich bitte Sie im Namen der Heimatkunde kommission höflich, vor allem das Zeitungsproblem, Punkt 3 dieses Schreibens, zu überdenken und uns Ihre Ansicht zu melden.

Es grüsst Sie mit vorzüglicher Hochachtung.

Karl Klentz

Dietikon, 7. 2. 1995

An die Herren Dr. Bruno Maier und Jean Stauber,  
sowie an weitere interessierte Kommissionsmitglieder.

Diesen Briefentwurf schrieb ich am Sonntag-  
nachmittag, 5. 2. 95, übungshalber am Computer  
des Ottsmuseums, wo er bis heute gespeichert und  
gesichert ist. Es gelang aber leider bis heute nicht,  
ihn auszudrucken. Daher lege ich Euch diese hand-  
schriftliche Version zur Begutachtung vor.

K. K.

NB. Herr Felber konnte den Drucker wieder in  
Ordnung bringen. Der Brief aus dem Computer [der  
immer nur meldete, es sei ein falsches Druck-  
system angeschlossen] wurde eine Woche späte-  
r ausgedruckt und abgeschickt.

5. 3. 95. K. K.

Sehr geehrter Herr Hummel.

Darf ich mit einigen Anliegen der Heimatkundekommission an Sie gelangen?

1. Der ganze Jahrgang 1994 (erster Bund) des „Limmattaler Tagblatts“ liegt im Büroraum des Ortsmuseums zum Binden bereit. Ich nehme an, dass Sie sich, wie in früheren Jahren, wieder um diese Sache kümmern, was allerdings gar nicht eilt.

2. An einer der letzten Kommissions-Sitzungen, welcher Sie selbst auch beiwohnten, wurde festgestellt, dass es oft unmöglich ist, aus den zu Büchern gebundenen Zeitungen gute Kopien herzustellen. Wir kopierten nun aber doch eine schöne Anzahl aussagekräftiger Texte und Bilder, die Dietikon betreffen.

Da wir aber an den Wänden des Ausstellungsraums nicht gut eine reine Zeitungsausstellung zeigen können, sollten hier nur wenige ins Auge springende Vergrößerungen von Zeitungsausschnitten zwischen die Bilder eingestreut werden. Weitere Kopien möchten wir in einem Mäppchen oder zu einem Büchlein zusammengeheftet den speziell Interessierten zur Einsicht zur Verfügung stellen. Wir sind bereits dabei, diese Idee zu verwirklichen.

3. Bei der Durchsicht der Zeitungen von 1939 bis 1946 trafen wir im „Limmattaler“ aber auch auf hochinteressante Artikel, welche die ganze Schweiz, oder sogar die Weltgeschichte und nicht nur Dietikon betreffen, so z.B. Wahl des Generals (1.9.39), zweite Mobilmachung (10.5.40), Zürcher Evakuierungsverordnung (24.5.40), Armeerapport auf dem Rütli (29.7.40), Fliegerbomben auf Zürich (23.12.40), Japan im Krieg (10.12.40), zweite Front in Nordafrika (9.11.42), Alliierte landen auf Sizilien (12.7.43), Mussolini dankt ab (26.7.43), Alliierte landen in Süditalien (3.9.43), vier Jahre Kriegswirtschaft (3.9.43), Kapitulation Italiens (10.9.43), und vieles mehr bis zu den Friedensglocken im Mai 1945.

Alle diese weltgeschichtlich wichtigen Ereignisse fanden ihren Niederschlag auch im Limmattaler, und an der bereits oben erwähnten Sitzung wurde u.a. der Gedanke geäußert, eine ganze Zeitungsseite professionell aus einem nicht als Buch gebundenen Limmattaler kopieren zu lassen z.B. Wahl des Generals. Auf der Rückseite des Blattes könnte man andere wichtig erscheinende Ereignisse chronologisch anordnen und an der Ausstellung das Blatt als Souvenir den Besuchern zum Kauf anbieten.

Ich frage Sie nun höflich an, ob Sie als Fachmann diese zuletzt genannte Angelegenheit übernehmen könnten. Wir versuchten z.B. mehrmals die Generalswahl aus dem Buch zu kopieren, was aber gar nicht befriedigte. Ausserdem entstand leider beim Kopieren ein Riss in der Zeitung, was uns sehr leid tut, und wofür wir um Entschuldigung bitten. Für die Auswahl der auf der Rückseite zu erwähnenden Ereignisse haben Sie selber vielleicht noch eigene weitere Vorschläge (z.B. Bombardierung von Schaffhausen, etc.)

Bevor wir aber diese Sache in Angriff nehmen, sollte die Heimatkundekommission erfahren, was die Herstellung einer solchen Ausstellungszeitung ungefähr kosten würde, und zu welchem Preis man sie den Interessierten anbieten könnte. Auch die Grösse der Auflage wäre vorher zu bestimmen, damit wir nicht plötzlich in eine unangenehme Situation hineingeraten.

Ich bitte Sie im Namen der Heimatkundekommission höflich, vor allem Punkt 3 dieses Schreibens, das Zeitungsproblem, zu überdenken und uns Ihre Ansicht zu melden.

Es grüsst Sie recht freundlich

Karl Klenk

# SCHWIMMBAD-ERINNERUNGEN

(Für Sepp Hinder aufgeschrieben von Karl Klenk)

Im Jahr 1934 wurde ich durch die Erziehungsdirektion als „frischgebackener“ Sekundarlehrer nach Dietikon abgeordnet. Direkt aus der Rekrutenschule traf ich an meinem neuen Wirkungsort ein. Da ich in Meilen am Zürichsee aufwuchs, war es für mich eine Selbstverständlichkeit, dass ein Kind schwimmen kann, wenn es in die Primarschule eintritt.

Wie staunte ich, als ich feststellen musste, dass von allen meinen Sekundarschülerinnen und Sekundarschülern nur ein einziger behauptete, ein wenig schwimmen zu können. Da musste dringend etwas unternommen werden.

Als im Sommer 1935 ein paar heisse Tage kamen, fragte ich meine Schüler, ob Dietikon an der Limmat irgendwo eine Badanstalt besitze und musste erfahren, dass das Baden in der Limmat verboten sei. Mädchen und Knaben hätten aber für heisse Tage ein kleines Bädli an der Reppisch. Eines Nachmittags liess ich mich in die „Grunschchen“ führen, wo der offizielle Badeort sich befand. Dort, wo das „Brüggli“ über den Kanal führt, der etwas weiter unten in den Marmorweiher hinübergeleitet wird, war das Rinnsal auf etwa zwei Meter verbreitert, und zwar auf eine Länge von schätzungsweise fünfzehn Meter. Da, im aufgewühlten braunen Dreckwasser, tummelten sich ein paar Buben. Und hinter dem Gebüsch, etwas weiter oben am Fabrikkanal, kreischten die Mädchen bei ihrem Badevergnügen, das vor allem in gegenseitigem Anspritzen bestand.

„Aber da kann man doch nicht schwimmen“, sagte ich zu meinen Schülern, „das Wasser ist ja nur gut knietief“. Ein Knabe hatte echtes Mitleid mit mir. Er kam zu mir her und flüsterte mir leise zu: „Etwas weiter oben, bei der Fabrik ist der Kanal schön tief, dort ist auch sauberes Wasser, und Sie können dort sehr schön schwimmen. Aber, passen Sie auf, es ist dort strikte verboten“.

Als ich in der Sekundarschulpflege Dietikon-Urdorf die unhaltbaren Zustände zur Sprache brachte, fand ich mit dem Anliegen, alle **Sekundarschüler müssten doch schwimmen können**, sofort Gehör. Mir wurde empfohlen, das neue Schwimmbad in Wettingen zu besuchen und dort den Schülern die Schwimmkunst beizubringen. Herr Strohmeier und Herr Köng unterstützten alle meine Neuerungsvorschläge jeweils sofort (Schulzahnpflege, Skilager, Musik- und Schwimmunterricht,...). Ein Teil der Schüler und alle, die von Urdorf kamen, waren im Besitz eines Fahrrads, und für die übrigen mieteten wir Räder beim „Velo-Wehrli“. Wie ein Veloclub radelten wir in schöner Zweierkolonne nach Wettingen, wo intensiver Schwimmunterricht durchgeführt wurde. Noch im Jahr 1944 wurde an schönen Sommernachmittagen in Wettingen trainiert. Daran erinnere ich mich deshalb so gut, weil auch mein damals einjähriger Sohn Karl dabei war. Er begann seine Wasserkünste mit Tauchen, tauchte wie ein Fisch quer durchs Kinderschwimmbekken.

Eine Gruppe von etwa fünf Männern studierte das Projekt eines Freibads in Dietikon. Da ich zu dieser Studiengruppe gehörte, erinnere ich mich genau an die Pläne, die wir zeichneten, doch leider weiss ich nicht mehr, welches die Mitglieder der Gruppe waren.

Dort, wo jetzt die Einfamilienhäuser des Hofackerquartiers stehen, befand sich damals eine grosse Kiesgrube. Wir planten, das Wasser des nahen Schäflibachs in die Grube zu leiten. Die Durchlässigkeit des Untergrunds brachte unüberwindliche Schwierigkeiten, und wir verlegten uns auf ein besseres Projekt-

In der Grunschenschleife sollte mit Reppisch- und mit Leitungswasser ein einfaches mit „Faschinen“ umrandetes Schwimmbekken gebaut werden. Auch eine hölzerne Garderobe war vorgesehen. Umweltbewusst sollte das kalte Leitungswasser über das von der Sonne aufgeheizte Blechdach fliessen und sich dabei so sehr erwärmen, dass es angenehm sein würde als Badewasser.

Nach dem Krieg nahm sich dann die Gemeinde Dietikon der Sache an, liess einen Schwimmbadarchitekten kommen und verwirklichte das Bad im Fondli.

Karl Klenk.



Karl Klenk  
Holzmatt 15  
CH-8953 Dietikon

8953 Dietikon, 27. Februar 1995

DATA BECKER GmbH  
Merowingerstr. 30  
D-40223 Düsseldorf

Auf einer der letzten Seiten Ihrer Publikation „Word für Windows 6“ fordern Sie die Leserschaft auf, sich über das Buch zu äussern. Mit der Absicht, dem Verfasser einen kleinen Dienst zu erweisen, erlaube ich mir, bevor ich es vergessen habe, die folgenden kleinen Bemerkungen.

1. Obwohl ich bei der Lektüre noch lange nicht alles verstanden habe, ist mir doch aufgefallen, dass der Autor den Unterschied zwischen „Wörter“ und „Worte“ nicht beachtet. „Worte“ sprechen stets von einem Sinnzusammenhang. Jedenfalls versteht es mein „Duden“ noch so. Es spricht einer z.B. beruhigende, erklärende oder einführende Worte, vielleicht auch freundliche Begrüssungsworte. Was mit dem Computer aber fett oder kursiv gedruckt werden soll, das sind einzelne Wörter. Auch Abstände befinden sich zwischen Wörtern und nicht zwischen Worten.<sup>1</sup>

2. Sollte auf Seite 77 nicht in Abbildung 32 „KmK“ links und „kretisch-mykenische Kultur“ im Feld rechts stehen?

3. Sobald ein Fehler häufig genug gemacht wird, anerkennt der „Duden“ dummerweise den Fehler als auch richtig. Eine Person ist mit mir „verwandt“ und nicht „verwendet“. Und doch lässt „Duden“ bei „verwenden“ auch „verwandt“ gelten. Auf Seite 97 am Ende des dritten Abschnitts wird eine Schrift „angewendet“ -lieber nicht „angewandt“.

Dank Ihres Buchs macht mir der Computer unseres Ortsmuseums, an dem ich bei Gelegenheit Neues ausprobieren, grossen Spass.

Mit recht freundlichen Grüssen.

---

<sup>1</sup> Siehe Seite 84, zwölfte Zeile von unten, Seite 96, zweite Zeile. Seite 101, vierte Zeile von unten. Seite 122 neunte Zeile. Seite 125 richtig unterstrichen „Wörter“, aber gleich darunter durchgestrichene „Worte“ statt „Wörter“.

Dietikon □ Ein Rückblick auf die Geschichte des Alten Stadthauses

# Einst gingen im Alten Stadthaus Kinder zur Schule

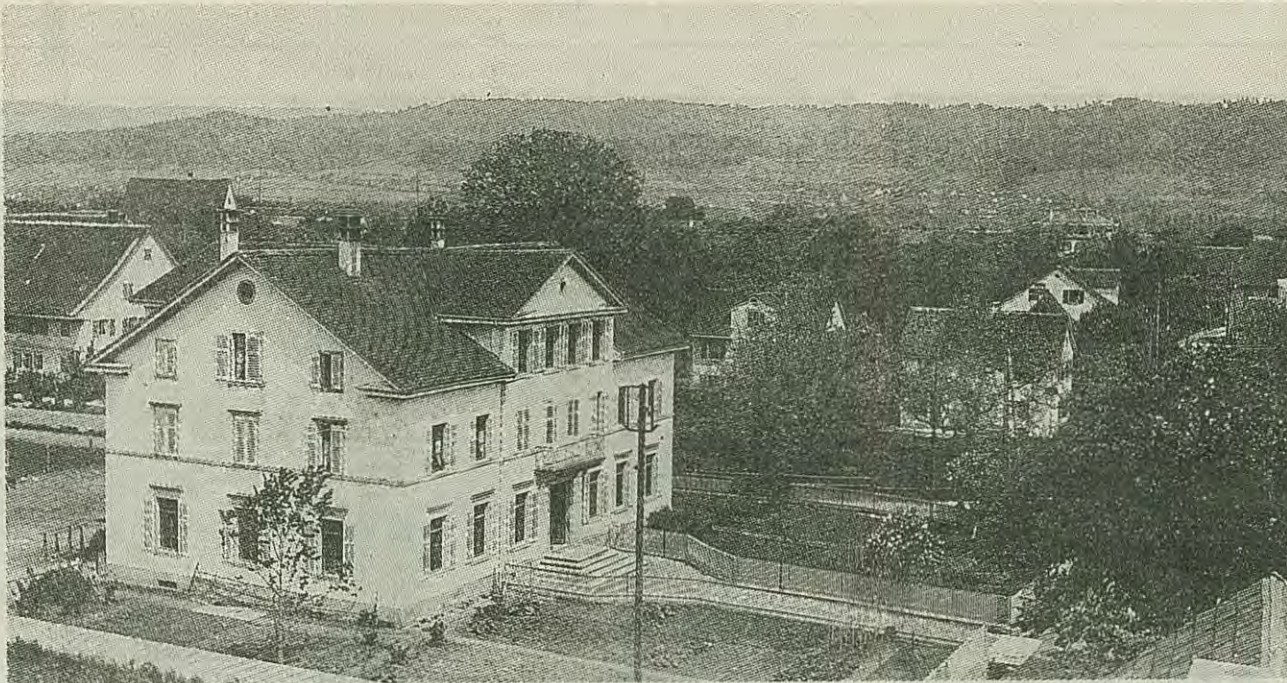
Das Gebäude an der Bremgartnerstrasse diente zuerst als Primarschulhaus für die katholischen Kinder, dann als Sekundarschulhaus für Dietikon und Urdorf. Hier bekam die Jugend das Rüstzeug fürs Leben.

L.T. 18.2.95.  
VON HELEN BUSSLINGER

Das Alte Stadthaus wurde 1867 als Schulhaus gebaut; hier gingen jahrzehntlang Dietikons Kinder ein und aus, lernten lesen, rechnen und schreiben. Hier, wo die Jugend die Grundlagen für das Weiterkommen erhielt, ist eigentlich das Herz von Dietikon. Verglichen mit dem heutigen Strassenverkehr, scheint der Ort früher eine Idylle gewesen zu sein. Der Platz im Westen des Gebäudes und die Strasse dienten als Spiel- und Pausenplatz. Die Bremgartnerstrasse war sehr schmal, etwa vier Meter breit. Da, wo heute das Zentralschulhaus steht, befand sich ein grosser Garten mit Bäumen. Der Blick war auf alle Seiten frei, denn an der Bremgartnerstrasse standen nur vereinzelt Häuser.

In der Zeit nach der Reformation gab es in Dietikon eine katholische und eine reformierte Primarschule. Jede der Konfessionen hatte ein eigenes Schulhaus und eine eigene Schulpflege. 1835 befand sich die Schule Reformiert-Dietikon an der Unteren Repischstrasse; da ist heute der Treffpunkt der italienischen Gastarbeiter. Hier gingen 1833 etwa vierzig reformierte Kinder zur Schule.

Die katholischen Kinder lernten im eigenen Schulhaus an der Oberen Repischstrasse.



Das Alte Dietiker Stadthaus in idyllischer Umgebung im Jahre 1910.

## Schule für katholische Kinder

1867 wurde das jetzige Alte Stadthaus als Primarschulhaus für die katholischen Kinder gebaut. Ähnlich gebaute schmucke Schulhäuser entstanden an vielen Orten im Kanton Zürich. Zweifelsohne wirkte der klassizistische Bau schon damals repräsentativ und strahlte Harmonie aus; der Name des Architekten ist nicht bekannt. Bis 1900 war es also das «katholische Primarschulhaus». Die Schülerzahl stieg nicht über 100 Kinder. Zweimal wurde

Dietikon von hoher Stelle aufgefordert, die reformierte und die katholische Schule zusammenzulegen. Aber die Schulpflegen lehnten ab. In Dietikon müssten beide Schulen erhalten bleiben, nur so könne die «Bürgerliche Ruhe und die bisherige friedfertige Toleranz» gewahrt werden. In Dietikon war man schon immer starrköpfig, wenn dies die Bevölkerung und die Behörden für richtig erachteten.

Vor allem die katholische Schulgemeinde wollte nichts von einer Verschmelzung der Schulgemeinden wis-

sen. Viele Instanzen beschäftigten sich mit diesem Schul- und Konfessionsstreit; man ging bis vor Bundesgericht. 1900 wurde mit einem neuen Schulgesetz im Kanton Zürich dem Dietiker Ausnahmezustand ein Ende gemacht.

Die Situation in der Schule war damals ganz anders als heute. Es hatte 71 bis 78 Schülerinnen und Schüler in einer Klasse; geübt wurden vor allem Lesen, Schreiben und Rechnen. Drill war an der Tagesordnung. Unterrichtsmittel gab's nicht viele, denn die Schulgemeinde war arm.

## Altes Stadthaus, Teil I

### Herz von Dietikon

Das Limmattaler Tagblatt gibt in drei Folgen Einblick in die Geschichte des Alten Stadthauses. Zurückgegriffen wurde auf die Festschrift zur Einweihung des neuen Stadthauses und auf das Neujahrsblatt von Dietikon des Jahres 1983. Hilfreich waren die Nachforschungen von Stadtschreiber Thomas Furger, Karl Klenk, Josef Hinder und vom Obmann der Heimatkundekommission, Bruno Maier.

## Ein Haus für die Sekundarschule

Ein Pfarrer von Schlieren hatte die Idee, eine regionale Sekundarschule ins Leben zu rufen, zuerst entstand eine Sekundarschule in Oberengstringen. Damals war der Besuch einer Schule mit einer über die Primarschule hinausführenden Bildung ein Privileg. Die dreissig Dietiker Sekundarschülerinnen und -schüler mussten den Weg nach Schlieren zu Fuss zurücklegen. Stets hatten die Verantwortlichen grosse Geldsorgen. Gelegentlich mussten Schulpfleger die Lehrerlöhne aus dem eigenen Sack vorschliessen, bis die Steuerbeträge eingetroffen waren.

Als die Sekundarschule in Schlieren zu wenig Platz bot, bildeten Urdorf, Reformiert-Dietikon und Katholisch-Die-



Schulzimmer einer Sekundarschulklasse an der Bremgartnerstrasse.

FOTOS: ARCHIV ORTSMUSEUM

tikon einen eigenen Schulkreis. Am 8. Mai 1870 begann der Schulbetrieb in der Sekundarschule Dietikon an der Oberen Reppischstrasse mit 20 Schülern und 11 Schülerinnen. Eine provisorische Sekundarschulpflege kaufte im Jahre 1909 das jetzige Alte Stadthaus zum Preis von 6000 Franken. So wurde das Alte Stadthaus Sekundarschulhaus; die Primarschule war schon vorher ins neugebaute Zentralschulhaus umgezogen, was mit einem Volksfest gefeiert wurde.

#### Ein Dietiker Lehrer plaudert aus der Schule

Karl Klenk, welcher die Geschichte der Dietiker Schule im Neujahrsblatt 1983 beleuchtet hat, stiess bei seinen Nachforschungen immer wieder auf Geldsorgen. Zum Beispiel musste über das Anzünden der Lampen genau Buch geführt werden, in einem sogenannten «Lichtbüchlein», das vom Schulpräsidenten kontrolliert wurde. Die Rechen-

hefte mussten um 90 Grad gedreht werden und dienten so auch noch für Schreibübungen.

Gemäss den Untersuchungen von Karl Klenk waren damals die Schulreisen ein grosses Ereignis. Oft war zwar nur etwa ein Ausflug auf den Uetliberg möglich, aber das war bereits so aufregend, dass alle Schulpfleger daran teilnahmen. Jahrzehntlang blieben die Schulreisen bescheiden; noch 1915 wanderte man auf den Pfannenstiel.

Ruhe und Ordnung in den für heutige Begriffe grossen Klassen waren damals das A und O des Schulbetriebs. Aber die Schule war kein freudloser Ort, wenn man dem Visitationsbericht über die Elementarschule des Jahres 1883 Glauben schenken will: «Der Unterricht ist warm, gut vorbereitet und darum klar und eindringend. Die kleinen Leutchen hängen mit Mund und Ohr an ihrer Lehrerin... Ein gar freundliches Schulbild.»

Eine Art Testament. Dietikon, 24. Januar 1995.

Ich bin jetzt in einem Alter, wo man ein Testament schreiben sollte. Zwar verfasste ich schon früher welche, die aber alle ganz überflüssig waren und daher wieder vernichtet wurden. Unnötig und überflüssig waren sie, weil in unserer Familie alles in bester Ordnung ist, so dass die Verteilung meiner Hinterlassenschaft genau „nach Gesetz“ und ganz einfach geschehen kann.

Das bewährte sich schon bestens nach dem Tod meiner lieben Ehefrau Maria, geborene Baumberger. Es wurde festgestellt, was ihr allein gehörte. Dies wurde zusammen mit der halben Ertrungenschaft hälftig unter meine beiden Söhne aufgeteilt, d. h.

50% bekam Karl Klenk, geb. 1943, Ortbühlweg 35,  
3612 Steffisburg BE.

50% bekam Ueli Klenk, Auf der Klünen 61  
8706 Meilen ZH.

Einfache, klare Familienverhältnisse erleichtern solche Transaktionen! Unliebsame Auseinandersetzungen können verhindert werden, denn alles, was ich zurücklasse, geht zu 50% an Karl und zu 50% an Ueli;

komplizierte Berechnungen von Prozent-  
Anteilen fallen weg.

19. Februar 1995. Sowohl mit der Schwei-  
zerischen Volksbank als auch mit der  
Zürcherischen Kantonalbank verhandelte  
ich, um Ueli (der ja einmal Bänkler  
war) Vollmacht über meine Bankgut-  
haben und Wertchriften zu erteilen.  
Diese Vereinbarung mit den Banken zog sich  
aber recht sehr in die Länge, weil Ueli die  
Vollmacht nicht allein und auch nicht  
für Karl und für sich „einzeln“, sondern für  
beide „kollektiv“ haben wollte. So kann also  
nur in gegenseitigen Einverständnis gehandelt  
werden, was mit auch recht ist.

Der Haus- und Grundbesitz Holzmatte 15 kann, wenn  
ich ihn nicht mehr benötige, verkauft oder vermietet wer-  
den. Karl und Ueli sind natürlich auch hier beide glei-  
chermaßen beteiligt. Im Haus befinden sich ausser dem  
üblichen Hausrat auch einige wertvolle Bücher und  
Ölgemälde, die man nicht achtlos fortwerfen sollte. Die  
berühmten Heierle-Trachtenbilder z. B., es sind deren  
sechs mal sechs Bilder, wurden schon vor zehn Jahren  
(1985), wie ich vernommen habe, auf dem Flohmarkt  
in Zürich das Stück zu Fr. 150.- angeboten. Auch die  
ledergebundenen Bücher der „Bibliothèque de la Pléiade“  
(Nouvelle Revue Française) stellen einen beträchtlichen  
Wert dar.

\* Inzwischen verkauft!

# EXAMEN

der Sekundarschule Dietikon  
Samstag, den 1. April 1939

Zeit	Klasse Ia <i>H. Knus</i>	Klasse Ib <u><i>K. Klenk</i></u>	Klasse IIa <i>E Pasternak</i>	Klasse IIb <i>H. Strasser</i>	Klasse III <i>A. Walser</i>
7 <sup>30</sup> —8 <sup>00</sup>	Deutsch			Realfach	
8 <sup>00</sup> —8 <sup>30</sup>	Französisch			Mathematik	Französisch
Pause					
8 <sup>40</sup> —9 <sup>10</sup>	Realfach <i>Hr. Strasser</i>			Französisch <i>Hr Knus</i>	Mathematik
9 <sup>10</sup> —9 <sup>40</sup>	Mathematik <i>Hr. Pasternak</i>	Mathematik <i>Hr. Strasser</i>	Deutsch <i>Hr. Knus</i>	Deutsch <u><i>Hr. Klenk</i></u>	Realfach
Pause					
9 <sup>50</sup> —10 <sup>20</sup>		<u>Realfach</u>	Realfach		Deutsch
10 <sup>20</sup> —10 <sup>50</sup>		<u>Deutsch</u>	Mathematik		
10 <sup>50</sup> —11 <sup>20</sup>		<u>Französisch</u>	Französisch		
Pause					
11 <sup>30</sup> —11 <sup>45</sup>	Chorgesang aller Klassen in der Turnhalle <i>Hr. Walser</i>				

## L. 28. 2. 1945. Fallschirmabspringer über Dietikon

Gestern Dienstagnachmittag zwischen 14.00 und 15.00 Uhr erlebte die Bevölkerung unserer Gemeinde einige aufregende Minuten. Bald nachdem das Alarmsignal ertönt war, konnte man von den Straßen aus eine Anzahl fremder Flugzeuge beobachten, die teils schwere Bomber waren. Das starke Motorengeräusch weckte angesichts der Vorkommnisse der letzten Woche an unserer Nordgrenze eine gespannte Aufmerksamkeit, um so mehr, als zunächst nicht klar war, was in der Luft vor sich ging. Einige dieser Bombenflugzeuge zogen einige Schleifen und nahmen dann, eskortiert von unsern Jagdflugzeugen, Kurs in der Richtung Dübendorf, wo sie zur Landung gezwungen wurden. Ein weiterer, ein „Liberator“-Bomber, schien von dieser Aufforderung keine Notiz genommen zu haben und flog in südlicher Richtung direkt über unsere Gemeinde. Plötzlich erschien eine Anzahl weißer Wölkchen am Himmel, und man konnte feststellen, wie die Mitglieder der Besatzung einer nach dem andern die Maschine verließ. Man zählte zehn Fallschirme... währenddem, das führerlose Flugzeug den Augen entwand. Eine unbeschreibliche Bewegung bemächtigte sich der Bevölkerung, die das Niedererschweben der amerikanischen Flieger vom klarblauen Vorfrühlingshimmel von den Straßen aus verfolgen konnte.

### Einzelheiten über die Landung

Von der zehnköpfigen Besatzung des „Liberator“-Bombers landeten auf dem Gebiete der Gemeinde Dietikon deren sechs, einer ennet der Limmat und drei im Reppischtal im Gemeindebann Urdorf. Alle wurden durch Militär oder Luftschutz unter Mitwirkung von Zivilpersonen eingebracht und zum Teil im Schulhaus Dietikon befaßt. Von den im Dorfkern niedergegangenen Fliegern setzte einer auf das Dach eines Lagerschuppens der Firma Emil Scheller & Co. auf. Dieser Mann ist, wie sich erst später herausstellte, ziemlich schwer verletzt. Ein zweiter landete auf einem Baum an der Neumattstraße, dieser wies starke Gesichtsverletzungen auf, die er sich zum Teil schon beim Verlassen des Flugzeuges zugezogen hatte. Ein weiterer machte in der Grünau bei der Holzhandlung AG. mit der Schweizer Erde die erste Bekanntschaft und ein vierter ging jenseits der Limmat auf Geroldswiler Boden nieder. Eine Augenzeugin berichtet über diese Landung folgendes:

Das Knallen der Flab machte mich aufmerksam, ich hielt in meiner Arbeit inne und beobachtete in nördlicher Richtung einen fremden Flieger. Direkt über dem Limmat sprangen in ziemlich großen Abständen zehn Mann der Besatzung des Flugzeuges ab. Am Anfang sahen sie wie kleine Spielballone aus. Aber bald konnte man den Schirm und den daran hängenden Mann unterscheiden. Beim Sinken sah man, wie der Mann hin und her schwang. Ich glaubte bestimmt, daß dieser, der zuerst aus dem Flugzeug sprang, nicht weit von uns landen mußte. Ich schaute voll spannender Erwartung nur nach diesem einen. Und richtig, immer näher kam der Segler. Mein kleiner Bruder, der bei mir war, hatte Angst vor diesem vom Himmel fallenden „Ungetüm“, klammerte beide Arme fest um mich und weinte laut. Und plötzlich, nur zehn Meter von uns entfernt, schlug es den Mann heftig auf den Rücken. Er prallte so stark

auf den Boden, daß ich glaubte, er würde sich nicht erheben. Nun weinte mein Bruder noch lauter, da dete der Soldat seinen Blick auf uns, ich riß mich und sprang auf ihn zu. Er stammelte ein paar englische Worte, die ich natürlich nicht verstand. Aus seinem Angstschweiß bedeckten Gesicht starrten mir zwei geöffnete Augen entgegen. Ein leiser Schauer des Entsetzens ging über mich. Nun war mein älterer Bruder beigeilt und rief dem hilflos Daliegenden zu: „England“. — „Switzerland“ wiederholte der Soldat, er atmete tief, wie befreit und freudig auf. Sein Gesicht zeigte nicht mehr die starren Züge. Er streckte mir die Hand entgegen, die ich ergriff und ihm dann an die Beine half. Mein Bruder gürtete sofort den Fallschirm los und ich half ihm, die Beinriemen zu ziehen. Er dankte mit Wort und Blick (soviel ich verstehen konnte). Indessen sind viele neugierige Zuschauer herbeigelaufen und -geeilt. Unter ihnen war einer, der deutsch sprechen konnte, er nahm den Amerikaner in seine Arme und führte ihn zum Ortswehrkommandanten.

Von den drei im Hohneret niedergegangenen Besatzungsmitgliedern wird berichtet, daß der eine in einem Baum hängen blieb. In der Nähe sich aufhaltende Waldarbeiter merkten vorerst nichts, bis sie durch die Aufmerksamkeit gemacht, Nachschau hielten und den Mann entdeckten. Mit Hilfe der Waldarbeiter gelang es, ihn zu bergen. Er schien sehr hergenommen und beklagte sich, daß er sich in der Schweiz befindet, löste sich aber und der junge sympathische Typ lachte übers ganze Gesicht und gab damit seiner Freude Ausdruck. In der Nähe waren bereits zwei weitere bei der am Waldreiter der Oberen Bremgartnerstraße stehenden Pizzeria in Obhut genommen worden und beim Erscheinen der Kameraden umarmten sie sich herzlich. Bald herbeigelaufen Polizei und Luftschutz und nahmen die Gelände in Gewahrsam, nachdem ihnen der Hausbesitzer Whisky und Tee serviert hatte.

Wie aus den Aussagen der Flieger hervorgeht, kamen sie von Italien aus auf Ziele in Oesterreich und befanden sich auf dem 13. Angriffsflug. In Deutschland gerieten sie in starkes Abwehrfeuer, zwei Motoren setzten aus, so daß sie sich schließlich durch Absprung zu retten. Sie hatten die Orientierung verloren und glaubten in der Limmat den Weg zu erkennen. Daher die großen Bemühungen der Schweizer in der Luft, das diesseitige Ufer der Limmat zu erreichen. Alle waren hocherfreut, daß es ihnen gelungen war, der Schweiz niederzugehen.

### Berkehrsunterbruch bei der SWB.

Während des Niedergleitens der Fallschirmabspringer wurde die Fahrleitung der SWB. außer Betrieb gesetzt, um zu verhindern, daß allenfals Flieger oder Fallschirme mit dem Starkstrom in Berührung kämen. Der Unterbruch dauerte ungefähr zehn Minuten.

### Abschuß des Flugzeuges in Meggen

Bei dem über dem Meggener Wald bei Zug geschossenen führerlosen Flugzeug handelt es sich um einen Bomber der in Dietikon abgesprungenen Besatzung.

# Das Ende des zweiten Weltkrieges

In den Mittagsstunden des 7. Mai 1945 hat Großadmiral Dönitz, der Nachfolger Adolf Hitlers und Führer des nationalsozialistischen Deutschland, in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr an sämtliche Land-, Luft- und Marinestreitkräfte des Reiches den Befehl zur Einleitung jeglichen Widerstandes erteilt. Ob nun diesem Befehl von sämtlichen Kommandostellen unverzüglich Folge geleistet wird, oder ob ein sinn- und erbarmungslos kleiner Krieg noch einige Zeit seinen symbolischen Charakter nimmt, und damit die oft zitierte Parole vom Ausstand bis zum letzten Atemzug und bis zur letzten Sekunde verwirklichen möchte, auf jeden Fall ist in diesen historischen Stunden die bedingungslose Kapitulation Deutschlands zur Wirklichkeit geworden. Ohne irgendwelche Zugeständnisse der Gegner der deutschen Machthaber dem Hauptquartier General Eisenhowers und damit der militärischen obersten Führung sämtlicher alliierter Mächte die Niederlegung der Waffen angeboten und die Kapitulationsofferte, die auch von den alliierten Bevollmächtigten unterzeichnet wurde, durch die Unterschrift des deutschen Unterzeichners, Generaloberst Jodl, bekräftigt.

Der zweite Weltkrieg, dieses Meer von Tränen, diese Geißel, die während nahezu vier Jahren die Völker Europas gezüchtigt und gepeinigt hat, sie gehört plötzlich der Vergangenheit und der Geschichte an. Ob wir im kriegsführenden Lande die Leiden des Völkerhasses und der Völkervernichtung erlebt oder aber auf unserer neutralen Schweizer Insel für ihre Reflexe verspürten, wir schauen uns heute mit ungläubig an. Noch blendet uns das Licht des Lebens, noch pulst in uns das schreckliche Gefühl, wir seien in das Reich der Finsternis zurückgestoßen worden. In der Tat, dieser Krieg hat Europa Wunden gezaubert, die es weder vergessen kann noch darf. Von den neutralen und nichtkriegsführenden Ländern wie die Schweiz, Schweden, Portugal, Spanien und Türkei abgesehen, sind alle Länder unseres Kontinentes und die meisten Länder in Uebersee Werkzeug oder Opfer der Zerstörung unerföhrlicher menschlicher, materieller, geistlicher und kultureller Werte geworden. Seit den Tagen, da die deutschen Armeen die friedlichen Völker der Tschechoslowakei und Polens vergewaltigten — nicht zu reden von den erzwungenen Anschluß Österreichs — hat die deutsche Welteroberungsdrang vorerst einen schreck-

lichen Siegeszug durch Europa angetreten. Frankreich, Holland, Jugoslawien, Dänemark und Norwegen sind seine Opfer geworden und im Gefolge des unerbittlichen Kriegseintritts des faschistischen Italiens auch Albanien und Griechenland. Selbst die britischen Inseln, die sich in einem Gefühl falscher Sicherheit und in Verzweiflung der Gefahr kontinentaler Imperialismen geglaubt hatten, wurden in weitgehendem Maße das Opfer des totalen Krieges, der nicht mehr zwischen den Armeen und Zivilbevölkerung unterschied, sondern im rasenden Zerstörungswillen des Angreifers Millionen von Menschen dahinraffte, um auf diese Weise die moralische Widerstandskraft ganzer Völker zu zerstören. Dieser unbändige Wille zur Vernichtung hat die Achsenmächte selbst zu einem Experiment verleitet, dem schon Napoleon zusammenbrach, zum Krieg gegen das mächtige Rußland und seine unererschöpflichen Vorkommen an Menschen und Material. Vielleicht wird für die künftige Geschichtsschreibung gerade diese fanatische Willensfestigkeit diktatorischer Eroberungssucht als das größte Rätsel unserer Epoche empfunden werden, die Epoche eines bis zur Siedehitze übersteigerten Nationalismus, der Europa an den Rand des Abgrundes geführt hat.

Daß wir heute noch am Rande eines Abgrundes stehen, darüber müssen wir uns gerade in dieser historischen Stunde bewusst werden. Gewiß dürfen auch wir nicht über der ältesten Demokratie uns darüber freuen, daß der faschistische und nationalsozialistische Eroberungsdrang und der Wille zur Knechtung des freien Völkergeschlechtes das Opfer ihrer eigenen Anschläge geworden sind. Unvergessen bleibt auch uns die von der Macht menschlicher Größe getragene Rede eines Mannes wie Winston Churchill im Jahre 1941, nachdem der Tag von Dünkirchen das gesamte europäische Festland in den Bann der Achsenmächte gezogen hatte. Als Vertreter einer wahrhaften Demokratie sah der englische Premier in dunkelster Zeit der Welt die Wirklichkeit ohne Wanken ins Angesicht. Er sagte, daß der Geist wichtiger ist als alle Waffengewalt, und er führte sein Volk und seine Alliierten durch Blut und Tränen unererschütterlich zum Sieg.

Wenn wir sagen, daß wir auch heute noch am Rande eines Abgrundes stehen, so bedeutet das keine Verkleinerung dessen, was in diesem Kriege an moralischer Größe des Durchhaltens geleistet worden ist, ganz

im Gegenteil. Das Bewußtsein überwundener Gefahr erregt die europäischen Völker zur Wachsamkeit in der Zukunft. Könnte nicht eines Tages die furchtbare Kriegsschuld der russischen Diktatur sich gegen Europa wenden und die heute mit äußerster Anstrengung geretteten Werte europäischer Demokratie und Kultur mit Vernichtung bedrohen? An Anzeichen hierfür fehlt es, beispielsweise an der Konferenz von San Francisco, leider keine Verweigerung. Vergessen wir ebenfalls nicht, daß das japanische Kaiserreich soeben der Welt bekannt gegeben hat, daß es trotz der Kapitulation seines deutschen Partners im Kampf gegen die Alliierten weiterführen wird. Viel-

leicht noch auf lange Zeit hinaus werden dadurch die für den europäischen Wiederaufbau nötigen vereinten Kräfte der großen Demokratien im Fernen Osten in Anspruch genommen. Es fehlt also am Ende des zweiten Weltkrieges nicht an Wolken am Friedenshimmel. Seien wir ihrer bewußt, ohne in Kleinmut und Fatalismus zu verfallen. Mögen die europäischen Völker gemeinsam die Irrwege der Vergangenheit meiden und entschlossen die lichte Straße wahrhaft demokratischer Zusammenarbeit beschreiten.

L. 9. 5. 1945

## Die Unterzeichnung der Kapitulation

erfolgte am Montagfrüh um 2.41 Uhr in einem kleinen Schulhaus bei Reims. Als Hauptvertreter der deutschen Regierung amtierten Generalstabschef Jodl und Generaladmiral v. Friedburg, für das alliierte Oberkommando General Bedell-Smith als Stabschef Eisenhowers, General Susloparow für die Sowjetunion und General Sevez für Frankreich.

## Die Kapitulation der Deutschen in Böhmen

erfolgte am Montagnachmittag, nachdem die Amerikaner in der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag eingezogen waren.

## Die Entwaffnung der Deutschen in Norwegen

hat unmittelbar nach der Bekanntgabe der Kapitulation eingesetzt. In Norwegen sollen noch ca. 170 000 Mann stehen.



# VOLKSHOCHSCHULE DIETIKON

II. VORTRAGS-KURS:

Wintersemester 1942/43

## Die Rassen der Menschheit

(mit Lichtbildern) gehalten von Prof. Dr. Schlaginhausen, Kilchberg

### INHALT DES KURSES (5 Abende):

Die vorgeschichtlichen Formen des Menschengeschlechts  
Die Rassengliederung der heutigen Menschheit:

- a) Asiens Bevölkerung in ihrer Formmannigfaltigkeit
- b) Die Bewohner Afrikas
- c) Die Menschenrassen Australiens und der Südsee
- d) Die amerikanischen Indianer
- e) Rassenkunde Europas

### BEGINN UND DAUER DES KURSES:

Je Mittwoch, 27. Januar, 3., 10., 17. und 24. Februar 1943  
abends 19.45 Uhr bis 21.30 Uhr

**LOKAL:** Naturkundezimmer des Primarschulhauses

**KURSGELD:** Fr. 4.—, plus Fr. 1.— Einschreibgebühr für neue Hörer  
Für Einzelabende Fr. 1.50

### ANMELDESTELLEN:

Papeterie Limmattaler, P. Marques, Gemeinderat, Schöneeggstr.  
K. Heid, Postbeamter  
wo gleichzeitig bei der Anmeldung die Teilnehmerkarten  
bezogen werden können.

Zu reger Beteiligung ladet ein:

**Ortsausschuß Dietikon der Volkshochschule Zürich**

L. 8.1.1943

Seit Hitler seine Irrlehre aufgebracht  
hatte, interessierte man sich für die Rassen. Da-  
her organisierte ich als Präsident der Volkshoch-  
schule Dietikon den oben ausgeschriebenen Kurs.  
Prof. Dr. Schlaginhausen brachte in jede Vor-  
lesung kubikmetergroße Kisten voller Schädel  
und Knochen mit !!!

**Dietikon. Volkshochschule.** Der Ortsauschuß der Volkshochschule rüstet zum diesjährigen Winterprogramm. In einem Vortragszyklus vor Weihnachten und einem solchen nach Neujahr werden die Freunde der Volkshochschule äußerst aktuelle und leichtverständliche Belehrung erhalten über Gebiete, die eigentlich jeden interessieren. Mit der Wahl des Themas „Vitamine und Hormone“, gehalten von Herrn Prof. Dr. W. Schmid, glaubt der Auschuß wiederum einen zügigen Griff getan zu haben. Ueberall, wo dieses Thema in Volkshochschulkursen behandelt worden ist, war die Beteiligung groß und darum zweifeln wir nicht daran, daß auch dieses Mal der Dozent dieses Kurses, bekannt aus dem überaus erfolgreich abgeschlossenen Kurs des letzten Winters, in der Lage sein wird, allen Teilnehmern Interessantes und Lehrreiches zu bieten und einen Einblick zu geben in die mannigfaltige Struktur unseres eigenen Körpers und das Funktionieren seiner Organe (mit Lichtbildern).

Der zweite Kurs mit dem Thema „Aktuelle Kapitel aus dem Gebiete der Psychologie“ — gehalten vom Dozenten Dr. med. Wespj, wird nicht weniger interessant sein.

Die Organisation der Kurse ist in Vorbereitung. Sobald darüber Näheres mitgeteilt werden kann, wird dies an dieser Stelle erfolgen. Wir appellieren heute schon an alle bisherigen und auch an neue Gönner und Freunde der Volkshochschule zum Besuche der Kurse.

18. 10. 1946.

## Deutscher Bomber bei Dübendorf abgeschossen.

Der Armeestab teilt mit: Am Donnerstagabend gegen 18 Uhr ist ein deutscher Bomber in etwa 1000 Meter Höhe über Fällanden gegen Dübendorf geslogen. Nach einem kurzen Luftkampf wurde er durch eine schweizerische Jagdpatrouille, unterstützt durch die Bodenabwehr, zur Landung gezwungen. Schon beim Niedergehen soll er in Brand geraten sein. Bei Kempten in der Gemeinde Illnau berührte das Flugzeug beim Aufsetzen auf den Boden einen Baum, wobei sich ein Flügel und der Motor vom Flugzeug lösten. Das Flugzeug ist verbrannt. Es war wahrscheinlich eine Heinkel, Modell 111. Zwei Mann der Besatzung, die verletzt sind, wurden von den örtlichen Bewachungstruppen nach kurzer Gegenwehr interniert. Sie befinden sich in Spitalpflege. Zwei weitere Insassen des fremden Flugzeuges konnten fliehen. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen. Die beiden Flüchtlinge wurden nach einer späteren Meldung gestellt und verhaftet und den Behörden übergeben. Auf schweizerischer Seite soll niemand verletzt sein. — Nach Abschluß der Untersuchung sollen weitere Einzelheiten bekanntgegeben werden.

### Deutsches Bombenflugzeug über der Ostschweiz.

Amlich wird mitgeteilt: Am Donnerstag nachmittag überflog ein deutsches Bombenflugzeug ostschweizerisches Gebiet. In der Gegend von Effretikon südlich von Winterthur wurde es von einem schweizerischen Jagdflieger beschossen und getroffen. Ein Mann der Besatzung des deutschen Flugzeuges, der dabei verletzt worden war, sprang mit dem Fallschirm ab. Der Verletzte wurde in ärztliche Pflege genommen. Das deutsche Flugzeug verschwand in nördlicher Richtung.

17. 5. 1940

\* Maria's Vater, Heinrich Baumberger (1889 bis 1974) war zufällig in der Nähe auf dem Feld bei der Arbeit. Er rannte zur Absturzstelle und half mit, als die beiden Männer der Flugzeugbesatzung in Empfang genommen wurden. Das erzählte er uns sehr anschaulich.

K. K.

27.4.1945

## Fallschirmabspringer über Dietikon

Gestern Dienstagnachmittag zwischen 14.00 und 15.00 Uhr erlebte die Bevölkerung unserer Gemeinde einige aufregende Minuten. Bald nachdem das Alarmsignal ertönt war, konnte man von den Straßen aus eine Anzahl fremder Flugzeuge beobachten, die teils schwere Bomber waren. Das starke Motorengeräusch weckte angesichts der Vorkommnisse der letzten Woche an unserer Nordgrenze eine gespannte Aufmerksamkeit, um so mehr, als zunächst nicht klar war, was in der Luft vor sich ging. Einige dieser Bombenflugzeuge zogen einige Schleifen und nahmen dann, eskortiert von unsern Jagdflugzeugen, Kurs in der Richtung Dübendorf, wo sie zur Landung gezwungen wurden. Ein weiterer, ein „Liberator“-Bomber, schien von dieser Aufforderung keine Notiz genommen zu haben und flog in südlicher Richtung direkt über unsere Gemeinde. Plötzlich erschien eine Anzahl weißer Wölkchen am Himmel, und man konnte feststellen, wie die Mitglieder der Besatzung einer nach dem andern die Maschine verließ. Man zählte zehn Fallschirme... währenddem das führerlose Flugzeug den Augen entchwand. Eine unbeschreibliche Bewegung bemächtigte sich der Bevölkerung, die das Niederschweben der amerikanischen Flieger vom klarblauen Vorfrühlingshimmel von den Straßen aus verfolgen konnte.

### Einzelheiten über die Landung

Von der zehnköpfigen Besatzung des „Liberator“-Bombers landeten auf dem Gebiete der Gemeinde Dietikon deren sechs, einer ennet der Limmat und drei im Reppischtal im Gemeindebann Urdorf. Alle wurden durch Militär oder Luftschutz unter Mitwirkung von Zivilpersonen eingebracht und zum Teil im Schulhaus Dietikon besammelt. Von den im Dorf kern niedergegangenen Fliegern setzte einer auf das Dach eines Lagerchuppens der Firma Emil Scheller & Co. auf. Dieser Mann ist, wie sich erst später herausstellte, ziemlich schwer verletzt. Ein zweiter landete auf einem Baum an der Neumattstraße, dieser wies starke Gesichtsverletzungen auf, die er sich zum Teil schon beim Verlassen des Flugzeuges zugezogen hatte. Ein weiterer machte in der Grünau bei der Holzhandlung W.G. mit der Schweizer Erde die erste Bekanntschaft und ein vierter ging jenseits der Limmat auf Geroldswiler Boden nieder. Eine Augenzeugin berichtet über diese Landung folgendes:

Das Knallen der Flab machte mich aufmerksam, ich hielt in meiner Arbeit inne und beobachtete in nördlicher Richtung einen fremden Flieger. Direkt über dem Limmat sprangen in ziemlich großen Abständen zehn Mann der Besatzung des Flugzeuges ab. Am Anfang sahen sie wie kleine Spielballone aus. Aber bald konnte man den Schirm und den daran hängenden Mann unterscheiden. Beim Sinken sah man, wie der Mann hin und her schwang. Ich glaubte bestimmt, daß dieser, der zuerst aus dem Flugzeug sprang, nicht weit von uns landen mußte. Ich schaute voll spannender Erwartung nur nach diesem einen. Und richtig, immer näher kam der Segler. Mein kleiner Bruder, der bei mir war, hatte Angst vor diesem vom Himmel fallenden „Ungetüm“, klammerte beide Arme fest um mich und weinte laut. Und plötzlich, nur zehn Meter von uns entfernt, schlug es den Mann heftig auf den Rücken. Er prallte so stark

auf den Boden, daß ich glaubte, er würde sich nicht mehr erheben. Nun weinte mein Bruder noch lauter, da wendete der Soldat seinen Blick auf uns, ich riß mich los und sprang auf ihn zu. Er stammelte ein paar englische Worte, die ich natürlich nicht verstand. Aus seinem, mit Angstschweiß bedeckten Gesicht starrten mir zwei weitgeöffnete Augen entgegen. Ein leiser Schauer des Erbarmens ging über mich. Nun war mein älterer Bruder herbeigeeilt und rief dem hilflos Daliegenden zu: „Switzerland“. — „Switzerland“ wiederholte der Soldat, dann atmete er tief, wie befreit und freudig auf. Sein Gesicht zeigten nicht mehr die starren Züge. Er streckte mir seine Hand entgegen, die ich ergriff und ihm dann auf die Beine half. Mein Bruder gürtete sofort den seidenen Fallschirm los und ich half ihm, die Beinriemen auszuwickeln. Er dankte mit Wort und Blick (soviel verstand ich). Indessen sind viele neugierige Zuschauer herbeigefahren und geeilt. Unter ihnen war einer, der Englisch sprechen konnte, er nahm den Amerikaner in sein Auto und führte ihn zum Ortswehrkommandanten. B.D.

Von den drei im Hohneret niedergegangenen Besatzungsmitgliedern wird berichtet, daß der eine auf einem Baum hängen blieb. In der Nähe sich aufhaltende Waldarbeiter merkten vorerst nichts, bis sie durch Rufe aufmerksam gemacht, Nachschau hielten und den Mann gewahrten. Mit Hilfe der Waldarbeiter gelang es, ihn zu bergen. Er schien sehr hergenommen und beklommen aus, und erst als man ihm verständlich machen konnte, daß er sich in der Schweiz befinde, löste sich der Bann und der junge sympathische Typ lachte übers ganze Gesicht und gab damit seiner Freude Ausdruck. Indessen waren bereits zwei weitere bei der am Waldrand an der Oberen Bremgartnerstraße stehenden Liegenschaft in Obhut genommen worden und beim Erscheinen des Kameraden umarmten sie sich herzlich. Bald kam die Polizei und Luftschutz und nahmen die Gelandeten in Gewahrsam, nachdem ihnen der Hausbesitzer Whisky und Tee serviert hatte.

Wie aus den Aussagen der Flieger hervorgeht, waren sie von Italien aus auf Ziele in Oesterreich eingesetzt und befanden sich auf dem 13. Angriffsflug. Ueber Deutschland gerieten sie in starkes Abwehrfeuer und zwei Motoren setzten aus, so daß sie sich entschlossen, sich durch Absprung zu retten. Sie hatten die Orientierung verloren und glaubten in der Limmat den Rhein zu erkennen. Daher die großen Bemühungen der Flieger in der Luft, das diesseitige Ufer der Limmat zu erreichen. Alle waren hocherfreut, daß es ihnen gelungen ist, in der Schweiz niederzugehen.

### Verkehrsunterbruch bei der SWB.

Während des Niedergleitens der Fallschirmabspringer wurde die Fahrleitung der SWB. außer Strom gesetzt, um zu verhindern, daß allenfalls Flieger oder ihre Fallschirme mit dem Starkstrom in Berührung kämen. Der Unterbruch dauerte ungefähr zehn Minuten.

### Abschuß des Flugzeuges in Meggen

Bei dem über dem Meggener Wald bei Luzern abgeschossenen führerlosen Flugzeug handelt es sich um den Bomber der in Dietikon abgesprungenen Besatzung.

*Als dies passierte, weilte ich im Militärdienst, und zwar im Tessin. Doch Maria (Klenk-Baumberger, 1918-1990) erzählte mir von diesen Fallschirmabspringern über Dietikon.*

---

**ASV**  
*Arbeitsgemeinschaft  
Schweizer  
Volkstanzkreise*

Redaktion:  
Franziska Heuss  
Socinstrasse 39, 4051 Basel  
Tel/Fax 061/271 83 26

Rundbrief Nr. 124

April 1995

---

Zum Inhalt

- Zum Gedenken an Inge Baer-Grau (1902-1995)
- Der Volkstanzkreis Thun stellt sich vor (4)  
von Lotti Berger-Wey
- Frühlingstreffen vom 20./21. Mai 1995 in Uetendorf/Thun  
Angaben und Tanzprogramm

ASV-Daten 1995

4./5. November

Herbstwochenende und Delegierten-  
versammlung in Luzern  
(anstelle der Herzberg-Tagung)

## Zum Gedenken an Inge Baer-Grau

Liebe Rundbriefleserinnen und -leser,

am 27. März 1995 hat eine grosse Trauergemeinde in der reformierten Kirche Wil in Dübendorf von Inge Baer Abschied genommen. Sie verstarb am 6. März 1995 in Bremen, betreut und umsorgt von ihrer Tochter Roswith Schmidt-Baer und ihrer Familie. Ich bin dankbar, dass ich Euch hier zu ihrem Gedenken den kurzen Lebenslauf aufzeigen darf, den ihr Schwiegersohn in seiner Predigt an der Trauerfeier am 10. März 1995 in Bremen verlesen hat.

"Gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, der vom Tode errettet. Psalm 68, 20+21.

Inge erlebte in ihrer Kindheit eine strenge Erziehung, in der aber auch die Fröhlichkeit ihren Platz hatte. Die Strenge begegnete Inge sicher mehr von seiten des Vaters, des Chemikers Dr. Paul Grau und die Fröhlichkeit von seiten der Mutter Anna, die Musiklehrerin war. Ein grosses Leid ihrer Kindheit war der Verlust der geliebten älteren Schwester Elfi, als Inge drei Jahre alt war. - Ihr Leben war der Musik verschrieben: Mit vier Jahren begann Inge Geige zu spielen, neben der höheren Schule schloss sie ihr Geigenstudium mit dem Unterrichts-Diplom ab. Es folgten weiter Diplome für Klavier, Blockflöte, Schulgesang und die Organisten-Prüfung. Auf vielen Reisen besuchte sie ihre Schüler, die zu Hause unterrichtet wurden. Später pflegte sie die alten Eltern bis zum Abschied 1935/36.

Inge war eine massgebliche Förderin der Schweizer Volkstanz- und Trachtenbewegung. Im September 1939 lernte sie ihren späteren Ehemann, den Sprachwissenschaftler und Theologen Dr. Emil Baer kennen. Er hielt vertretungsweise einen Gottesdienst, bei dem sie Orgel spielte. Die Liebe entstand zu dem wissenschaftlich ungeheuer interessierten und doch einsam gewordenen Witwer. Im April 1940 schlossen sie in Zürich die Ehe und Inge bemühte sich, zu den drei erwachsenen Stiefsöhnen Markus, Thomas und Felix Baer ein freundschaftliches und mütterliches Verhältnis zu bekommen. Im Juli 1942 wurde die Tochter Roswith geboren.

Mitten im Krieg begleitete Inge den Ehemann zu wissenschaftlichen Arbeiten nach Berlin und siedelte für zwei Jahre dorthin über. Hier erlebte Inge Bombenangriffe und Luftschutzbunkernächte mit der kleinen Tochter, bis sie Anfang 1945 in die Schweiz zurückkehrte. Der Ehemann kam erst nach Kriegsende in die Schweiz zurück, wo dem Ehepaar noch wenige Wochen bis zum Abschied am 8.11.45 an Gemeinschaft geschenkt waren.

Die Fürsorge für sich und die Tochter war schwierig, zumal Inge eine zeitlang wegen ihres Auslandsaufenthaltes als Musiklehrerin in der Schweiz geächtet wurde. Die Tochter wuchs bei einer Freundin in Zürich auf, damit sie selbst ungehinderter als Hauslehrerin arbeiten konnte.

1949 zog Inge nach Verkauf des elterlichen Hauses nach Düben-  
dorf, wo einige Jahre später auch die Familie des Stiefsohnes  
Thomas ihr Zuhause fand.

Inge hatte Freude am Weg der Tochter, der für sie auch zu  
schweren Erfahrungen führte: 1965 galt es "Ja" zu sagen zu  
einer einjährigen Trennung, die die Tochter zu missionari-  
schen Einsätzen nach Afrika und Deutschland führte. Doch Inge  
hat diese Reisen intensiv miterlebt durch lange Briefe und  
Erlebnisberichte. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft  
uns auch. Das gilt sicher auch für das Loslassen der Tochter,  
die 1971 nach Bremen heiratete.

So manches Mal hat Inge die Last ihrer Herzensschwäche ge-  
spürt, aber sie ist nie einsam gewesen. Wenn sie nur konnte,  
hat sie Menschen um sich geschart zum gemeinsamen Musizieren  
oder Quartettspielen - auch bei Besuchen in Bremen mit den  
Enkeln. Oder sie nahm - zuletzt trotz schwerster Gehbehinde-  
rung - an Volkstanz- und Musikveranstaltungen teil, bis No-  
vember 1994. Mit der vor vier Jahren einsetzenden starken  
Gehbehinderung hat Inge zu leben gelernt und sogar nach der  
schweren Oberschenkelhalsbruch-Operation vor anderthalb Jah-  
ren wieder nach Hause zurückkehren können. Das war nur mög-  
lich, weil Angehörige und treue Nachbarn sich intensiv um  
Inge kümmerten. So hilft Gott uns durch Menschen, die sich  
als Werkzeuge gebrauchen lassen." ...

Siegfried Schmidt, Pastor



*Inge Baer mit Tochter Roswitha*

Seit den Anfängen des damals noch statutenlosen Volkstanzkreises Zürich (1929-1938) und dann durch all die vielen Jahre war Inge, die Volkstanzarbeit aufbauend und mittragend, dabei und fehlte bis fast zuletzt an keinem der Anlässe der ASV. Mir als damals jungen und unerfahrenen Präsidentin aus Basel brachte sie viel Wohlwollen entgegen. Den Beitrag für den Rundbrief steckte sie mir jeweils zu, eine Geste, über die ich mich immer gefreut habe (Ehrenmitglieder erhalten Freixemplare!). Es ist nun schön zu erfahren, dass der Volkstanzkreis Zürich daran ist, die wertvolle kleine Schrift zu ihrem 50jährigen Jubiläum neu aufzulegen, worin auch die Aufbauarbeit, die Inge zusammen mit anderen vor vielen Jahren und bis heute geleistet hat, ihre Würdigung erfährt. Karl Klenk hat am Abschieds-Gottesdienst in Dübendorf seine Erinnerungen an Inge mit uns geteilt und ich bin ihm dankbar, dass ich seine Worte hier abdrucken darf.

"Liebi Truurversamlig,

Wil ich d'Inge Baer scho kännt ha, wo si jung und ledig gsi isch und Inge Grau gheisse hät, bin ich vo verschidene Lüüt ufgforderet worde, e paar churzi Wort a däre Gedänkfiir z'säge. Ich reden also nüd nu vo mir us, sondern au no im Uftrag vom Volkstanzkreis Züri und vo der schwiizerische Volkstanz-Arbeitsgemeinschaft. Und was chönt das für Wort sii? Was da von öis us z'sägen isch, das laat si guet i eim einzige Wort zämmefasse, und das Wort heisst: Danke! Mir alli danket der Inge. Mir alli sind ere sogar sehr dankbar! Si hät öisi Vereinigunge vo Aafang a begleitet und zwar i jedem Sinn, uf Schritt und Tritt, aber au mit ihrer Giigemusig. Haupsächlich i den erschte Jaahre, i der Pionierziit vom neu erweckte Trachten- und Volkstanzläbe isch d'Inge e ganz e starchi Stütze vo öisere schöne Sach gsii. Us tüüfer Ueberzüügig hät si immer e Tracht aaghaa; mer hät si egetli nie anderscht gseh. Nur en allereinzigs Mal han ich si ohni Tracht erläbt, und zwar, wo si als Violinsolistin miteme grossen Orchester uswändig es schwirigs Mozart-Konzert gspilt hät.

I de Zwänzgerjaahre hät me no nöd wie hüt chöne Musignote, Grammofonplatte und Tonbänder mit Schwiizer Volkstanz chaufe. Um jedi einzeln Tanzmelodie hät me richtig müesse kämpfe, und nume d'Inge mit ihrem sichere Musigghöör hät damals de neu entstandene Trachten- und Volkstanzgruppe chöne d'Noote für ihri Musikanten ufschriibe. Konservemusig händ die Gruppe ja damals gar nüd gha. Vo Hand hät me vorem und während dem letschte Wältchrieg nächtelang Tanzbeschribige und Musignote abschriibe. Erscht i de Vierzgerjaahre hät dänn d'Trachtevereinerinigung mit der Hilf vom Alfred und der Klara Stern, der Louise Witzig, em Emil Spiegelberg und der Inge Baer di erschte Volkstanzbletter und spöter au Buechli im Hug-Verlag usegä. Wämmer da wetti vollständig si, müesst mer parallel dezu natürlig au no d'Hanny Christen, der Albert Gos, de Pierre Bordier und anderi ufzelle.

Uf d'Inge hät me sich in allem immer hundertprozäntig chöne verlaa. Bi allne Proben und Uffüerige isch si rächtziitig zur Stell gsi, i junge Jahre mit dem Velo, später mit dem Zug und



zletscht sogar pickelhärt mit dem Invalidetaxi, mit em Tixi. Si isch öisere Volkskunstpfläg s'ganz Läbe lang treu blibe. Ja, me cha säge, de Volkstanzkreis Züri isch meh und meh der Inge ihri Familie worde, hauptsächlich sit si z'Dübedorf elei ghuuset hät und ihri Tochter und Aenkel wiit ewäg, z'Breme.

Im Lauf vo vile Jaahre hät de Tanzkreis Züri mit der Inge vil Schööns dörfen erläbe. Emal, öisi lieb Musikeri isch damals no ledig gsi und hät z'Niederhasli gwohnt, hämer si amene schöne Sunntig bsuecht. I der Nööchi vo ihrem Huus ufere Holzbiig hämer luschtigi Liedli gsunge und d'Inge hät dezue giiged. Si hät sich dänn z'mittst uf d'Strassechrüüzig gstellt, und mir händ um si ume zu ihrer Musig der Alewander, d Maggiolata un de Niderscheerli tanzet. Vo verschidene Siite sind vereinzelti Auto z'fahre cho. Die händ alli schön brav und geduldig aaghalten und gwartet, bis mir mit tanze fertig gsi sind.

Wo de Zürcher Tanzkreis no chliiner gsi isch - mer händ i den erschte Jaahre nu mit Ach und Krach sächzää Lüüt zämebracht wos doch bruucht für de Wäbertanz - da isch de ganz Verein zu jedem Mitgליid emal hei zum det singe, tanze, Geburtstag oder Wienacht fiire. So hät me jedes Mitgליid guet und mit sim Umfäld kenne glehrt. Mängisch simmer so au vo der Inge uf Dübedorf iiglade worde. Det hämer dänn gschtuuned über all ihri Chäschten und Schublade voll Tanz- und Musignote. D'Inge hät das ganz risig Material guet überblickt und so schön gordnet und registriert, dass si mit wenige Handgriff für jedi Bsetzung und für jede Fähigkeitsgraad öppis gfunde hät, womer zäme hät chöne musiziere. Immer wider neu Ad-hoc-Orcheschterli hät si zämegstellt für Vorfüerige im Waidspital, i verschidenen Altersheim und bi Veraastaltige vom Volkstanzkreis. Vili kanned dank öises Ballorchester für d'Kontratanz und für d'Française. Im Notfall hät d'Inge für irgend en Musikant sälber e zweiti oder dritti Stimm komponiert. Wo zum Bispil d'Gertrud und de Franz Frischmann vo Feldkirchen in Bayern händ welle ihri Tänz mit Giigen- und Harfemusig uffüere, da isch d'Inge kurzerhand uf Münche greist und hät dere Volkstanzgruppe di nötige Musigsätz für ihri speziellen Instrumänt an Ort und Stell komponiert. Au ganzi Tänz hät öisi Inge erfunde so zum Bispil für Unspunne oder für Tanzwuchene. Z'Flüele isch si vor Jaahre vomene Urner Gruppeleiter gfröoget worde, was mer chönt zum Urnerliedli tanze. Da hät em d'Inge uf der Stell i wenige Minute di passende Schottischfigure dezue uf de Spiischarte zämegstellt.

Früener hämer au a jedere Gäneraalversammlig gsunge und musiziert, und d'Inge hät das mit ihrem unerschöpfliche Notematerial und mit de musizierende Kreismitglieder zur allgemeine Freud organisiert und dirigiert. Und - oh Wunder - sie hät immer gnueg Blockflötebläser und Striicher zämebracht! Mit de Ziit isch a de Gäneraalversammlige das Musiziere verschwunde, wil mer eso vil anderi Gschäft hät müessen erledige. D'Inge isch aber gliich nie a sonere Zämmekunft untätig blibe. Si hät alli Gschäft i Gedanke gnau verfolgt, zwar chuun emal öppis dezue gseit, aber immer fliisig für ihri Familie, spöter für ihri Aenkel glismet!

I de erschte zwänzg, driissg Jaahr vo sim Läben isch de Volkstanzkreis au zimli fliissig öffentlich ufträtte, meistens zäme mit em Volkliedchor Maibaum, so z.B. i der Kauflüüte. Sonig bis in alli Detail usgfielet Veraastaltige hät me zur Ziit vom längste Taag im Jaahr uf em Lindehof und spöter im Hof vom Landesmuseum duregfüert. D'Tänzer händ stundelang s'Chiis uf d'Siite grächet und s'Gartebauamt hät für d'Zueschauer di nöötige Sitzbänk ufgstellt. Wänns dänn, oh Schreck, im letschte Momänt doch no isch go räge, hät me schnäll is Gwerbschuelhuus abe züglet. Mer isch aber au bi de FÜRwehr, bim Alpeklub und bi andere Vereinigunge ufträtte und d'Inge hät öis immer zueverlässig gspielt. Oeppenemal hämer stundelang hinter de Kulisse müesse warte, was für d'Inge a Glägeheit ergä hät zum fliissig lisme. Mer händ ja akän Lärme dörfe mache, nu mitenand flüschtere. Mer sind dänn emal im Kongrässhuus ine Veraastaltig inegraate, wo miteme ganz ordinäre Conférencier duregfüert worden isch. Däm sini primitive Zoote händ gar nüd zun öis passt! Druf abe hät de Tanzkreis beschlosse, das schadi öisem Ruef, mer trätti vo jetz a nie meh nu als en Programmpunkt inere vereinsfrömde Veraastaltig uuf, entweder machid mir elei s'ganz Programm, ev. mit em Maibaum zäme, womer känned oder dänn gar nöd!

Di allerschönste und erlännsriichste Ziite mit der Inge händ d'Trachten- und Volkstanzlüüt aber i de Ferien erläbt. Die chani aber nu churz adüüte. I ha z.B. Photene mit der Inge inere Gondle z'Venedig, eini vo Salzburg, vo Mariapfarr und Mauterdorf in Oesteriich, vonere Seefahrt uf em Zürisee mit der Marinette vo Paris, vom Mandelwandhuus ob Bischofshofen, vo Neustadt-Holbstein am Ostseestrand, am Cap Ferret und bi Arcachon am Atlantik in Südfrankriich. Mer sind aber au z'Joucy gsii im Burgunderland, und det hämer mit de Franzose und mit de Schwede vil schööni Tänz glehrt, sind aber au mit den überall aktive Hälfer vo Taizé zämecho.

Z'Montpellier hämer ganz gründlich d'Sardane güebt und z'Balaruc bi Sète hämer ufeme herte Fuessballplatz dörfe zälte. Am Aabig und bis zimli spaat i d'Nacht ine hämer mit de Schiiwärfer vo öisenen Auto en Egge vom Fuessballplatz belüchtet und det zur Musig vo der Inge tanzet. Us den umliegende Sidlige sind d Lüüt go zueluege und go applaudiere.

Ufere Wanderig am Strand na, vo Bucht zu Bucht isch öis uufgfall, dass alli Böoim schräg stönd. Das chunt vom Mistral, wo bi schönem Wätter regelmässig und immer i die gliich Richtig blast. Mir händ die interessantene Auschtere-Kulture studiert. Chlini jungi Oeischerli werded i spezielli Seil ine trüllet und so is nüd so tüüf Meer use gleit. Nach e paar Jaahr sinds uusgwachse und an ihrem Seil werdeds dänn as Land zoge. So simer wiit gwanderet. D'Inge aber isch bi de Zält blibe, hät si bewacht und glismet. Wo dänn im Lauf vom Namittag de Mistral immer stercher blase hät, isch dänn glii emal s'erscht Zält um und devoo gfloge. D'Inge häts wider gholt und isch druf gsässe. Bald druf aben isch au s'zweit und dänn s'dritt Zält zämegheit. Womer von öisem Uusflug zugg cho sind isch d'Inge ufeme ganze Berg vo Zältmaterial gsässe und hät glismet. Es sich glaub nu no en einzigs von

öisne Zält gstande. Und alli andere hämer bim Iinachte, wo de Mistral naaglaa hät, wider ufgstellt.

Au i der Camarque i der Gägend vo Les Ste. Maries, hämer churz vorem Iinachte, a paar Meter vom Fäldwäg ewäg im Gstrüpp ine, öisi Zält ufbaut. Mer händ prässiert zum Fertigwerde bevor di leschtige Stächmugge chömed. Immer wän de Mistral ufghört hät sin die Plaggeischer fürechoo. E paar vom Tanzkreis händ Holz gsamlet zum Füürle und z'Nacht kochte. S'cha sii, dass d'Inge dezue giiget hät. Da isch zuefellig uf öisem Näbeströssli es dütsches Auto vorbiigfahre und mir händ ghört wie eine rüeft: "Sieh mal, Zigeuner - Zigeuner!"

Mer sind aber au s'Diest und a der Wältuusstellig z'Brüssel gsi, z'Dänemark und z'Schwede. Ueberall isch d'Inge mitchoo und hät öis alli öisi Uftritt mit ihrer Giigen ermöglicht. Im Usland hämer natüürli nu Schwiizertänz vorgfüert. Wämer binere befründete Volkstanzgruppe mit Musik und Schwiizerfahne iimarschiert sind, isch meistens d'Inge vorusgloffe und hät en Marsch gfidled. So au bim Iimarsch is Staadion vo Stockholm zum grossen internationale Träffe 1939, wo au de schwedisch König zueglueget hät. D'Jugend vo Ost und West, d'Volkstänzer vo Süd und Nord händ sich guet verstande und s'wäred alli für de Fride zwüsche de Völker gsi. Kurz druf aben isch aber doch de Zweit Wältkrieg usbroche. Anderi Mächt sin stärke gsi als d'Volkstänzer und d'Volksmusikante - leider.

Wänn d'Inge a somene usländische Tanzträffe ebebürtigi Musikante aatroffe hät, z.B. de Gerhard Maas, oder de Jöde, dänn händ die Künschtler ekei Musignote meh bruucht. Si sind voreinander anegstande. Eine hät gspilt, der ander hät em i d'Auge glueget und eifach e zweiti Stimm improvisiert, wie wänn das gar nüüt Bsunders wär. Da hämer mängisch über öisi Inge gstuuned.

Jetzt hetti no fascht vergässe, vo dene vile Sing-, Musik- und Volkstanzwuchene i de Schwiiz z'rede, wo d'Inge immer als wichtige Kraft mitgwirkt hät. Das sind Uusbildigswuche und Kürs gsi vo de Trachtevereinigung, im Baselbiet, z'Fiesch im Wallis und anderswo, vom Alfred und der Klara Stern da und det im Land und z'letscht uf de Boldere, Sing-, Musik- und Volkstanzwuche im Lihn ufem Kerenzerberg, z'St. Moritz und z'Wildhus, ja sogar im internationale Pfadilager im Goms. Det hämer i der Nöchi vo Ulriche mit Pfadfinderinne us aller Wält uf de Piste vom Militärflugplatz Volkstanz iigüebt.

A sonige Kürs hät d'Inge immer allergrösschte Wert druf gleit, dass vor jedem Aesse es bsinnlichs Lied oder en Kanon gsunge worden isch. Mängisch hät si au schööni Morgefiire organisiert mit Gsang us em Chilegsangbuech und us ihrne Musigbletter mit Instrumentalmusik und Vorläsige.

I cha natüürli gar nüd alles vollständig verzelle, nöd emal das, woni sälber au debi gsi bin. Was aber erwähnt worden isch, das zeigt doch de risig gross Iisatz vo der Inge für d'Musig und ganz speziell für d'Volkstanzmusig und für de Volkstanz. Es zeigt aber au ihri Zuverlässigkeit, ihres

Organisationstalänt und ihri Beharrlichkeit für all das, wo si für richtig und wertvoll aagluetet hät. Ihri Ziil hät si bis is höchsti Alter verfolgt.

A däm Dunschtig im letschte Novämber, wo si hät sölle sofort is Spitaal uf Uster, söll si zum Dokter gseit ha: "Das gaaht nöd. I cha hüt nonig gaah. I muess doch hüterabig im Volkstanzkreis go spile, und das chame nüme umorganisiere." Das isch ganz typisch für d'Inge. Das zeigt ihres Verhältnis zum Tanzkreis und ihri Zueverlässigkeit im Sinn vo: Versprechen und halten....

Scho zwei Jaahr bevor si 90 Jaahr alt worden isch, hät si ihres Geburtstagsfäscht mitere Seefahrt und eme Träffe im Schloss Rapperswil plaaned und zwaar mit allne Details: Wer sitzt bi wem und wer tanzt mit wem d'Française! D'Inge hät mi zu dem schöne Fäscht scho es guets Jaahr vorhär iiglade und gseit, i dörfis aber nüd verraate. Es chönti ja sii, dass si dänn nüme läbi. Ihres Fäscht müessi aber uf all Fäll, villicht im Nootfall au ohni si, a däm von ihre bestimmte und reservierte Tag duregfüert werde! Zum Glück hät si ihres Geburtstagsfäscht ufem Schloss Rapperswil no dörfen erläbe. Si hät det no fescht musiziert und sich gfreut.

Alli, wo s'Glück ghaa händ, d'Inge kenne z'lehre, händ von ihre Qualitääte und Begaabige dörfen profitiere. Alls, was i verzelt ha isch bestimmt Grund gnueg zum der Inge vo Herze dankbar z'sii."

Karl Klenk



### Der Volkstanzkreis Thun stellt sich vor

1951 scheiterte der erste Versuch, in Thun einen Volkstanzkreis zu gründen wegen kurzfristigem Ortswechsel der Initiatorin.

1953 gelang es dann in einem zweiten Versuch, den Volkstanzkreis Thun ins Leben zu rufen. Mit viel Idealismus gab die damalige Leiterin, Thildi Gmünder, das schöne Volksgut an 5-6 Paar weiter. Infolge Heirat verliess uns die Gründerin leider schon nach anderthalb Jahren wieder. Nun galt es, das Angefangene zu retten. Vreni Giger übernahm die Leitung unter Mitwirkung von Felix Schwendimann.

1956 trat der Volkstanzkreis Thun der soeben gegründeten "Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise" bei.

1958 fand zum ersten Mal ein Frühlingstreffen in Thun statt. Es wurde in der Pestalozzi- und Eigerturnhalle und auf der Wiese der Spiezerbucht durchgeführt. Nach diesem Treffen übernahmen Lotti und Martin Wey die Tanzleitung. Seit 1963 stand der Volkstanzkreis unter der Leitung von Lotti Berger-Wey.

1966 wurde das zweite Thuner Frühlingstreffen in der Armeesportthalle und auf der Schadauwiese durchgeführt.

1975 trafen sich die Volkstanzfreunde ein drittes Mal in Thun in der Musterplatzhalle in Steffisburg.

1985 konnte das Frühlingstreffen zum vierten Mal in Thun in den gleichen Anlagen durchgeführt werden.

Bis 1993 war der Volkstanzkreis Thun eine freie Gemeinschaft ohne Statuten, ohne Präsident und dergleichen.

1993 im Herbst gründeten wir offiziell den Verein "Volkstanzkreis Thun". Im noch jungen Verein amtiert Hans Kellenberger als erster Präsident. An der ersten Hauptversammlung ehrte der Verein die erfreulicherweise auch anwesende Gründerin Thildi Frutiger-Gmünder sowie die ersten Tanzleiter Vreni und Felix Schwendimann-Giger und Lotti Berger-Wey mit der Ehrenmitgliedschaft.

Heute wird der Tanzkreis von den drei Frauen Annelies Brauen, Anna Stettler und Eveline Schiffmann geleitet.

Der Verein zählt 36 Aktiv- und 17 Passivmitglieder.

Ende Oktober 1993 feierten wir das 40-Jahre Jubiläum mit einem Fest in der ref. Heimstätte Gwatt. Ehemalige, Freunde, Passiv- und Aktivmitglieder erlebten einen vergnügten Abend. Wir haben diesen Tanzabend im Oktober 1994 wiederholt und wollen es zur Tradition werden lassen, dass sich alle Gleichgesinnten einmal im Jahr zum gemeinsamen Tanzen und Plaudern treffen. Der Volkstanzkreis pflegt neben alten überlieferten auch neue Tänze aus der Schweiz und dem Ausland. Es bestehen auch rege Kontakte zu ausländischen Gruppen mit Besuchen und Gegenbesuchen in Schweden, Oesterreich und England. Im Sommer 1996 ist ein solcher Gegenbesuch (bereits zum zweiten Mal) bei einer Gruppe in Bristol geplant. Wir freuen uns auf das Wiedersehen mit unseren Freunden in England.

Tanzleiter aus unserem Kreis stellen sich auch immer wieder für die Mitwirkung bei verschiedenen Anlässen wie Thuner Ferienpass, bei Kursen in der ref. Heimstätte Gwatt, beim Tanzen mit Behinderten in der Eingliederungswerkstätte zur Verfügung. Neu ist die Mitarbeit bei den Einführungstagen in Thun der Lehrerfortbildung des Pestalozzianums Zürich. Der Volkstanzkreis führt gelegentlich auch Einführungskurse durch. Auftritte in der Öffentlichkeit verteilen sich über das ganze Jahr: Folkloreabende auf dem Rathausplatz, Jubiläumsfeiern, Besuche in Altersheimen, Geburtstagsfeiern etc.

Der Volkstanzkreis Thun tanzt jeden Freitagabend um 20.15 Uhr (während der Schulzeit) in der Seminarturnhalle an der Bluemlisalpstrasse in Thun).

Lotti Berger-Wey

### Frühlingstreffen 1995 in Uetendorf/Thun

Ort: Tanzen, Essen und Uebernachten in der Mehrzweckhalle / Zivilschutzanlage Bach  
Schlafsack mitbringen!

Programm: **Samstag, 20. Mai 1995**

15.30 - 17.30 Offenes Tanzen  
18.00 Nachtessen  
19.30 - 23.00 Tanzprogramm Frühlingstreffen  
2 Auftritte "Les Folies de la Danse  
historique"  
ab 23.00...? Tanzen im UG

**Sonntag, 21. Mai 1995**

8.00 - 9.45 Morgenessen  
8.45 - 9.15 Morgenbesinnung  
9.15 - 11.45 Tanzprogramm Frühlingstreffen  
Vorstellen der Tanzkreise  
12.00 Mittagessen  
13.30 - 14.00 Freies Tanzen  
14.00 - 16.00 Tanzprogramm Frühlingstreffen  
16.00 Verabschiedung und Zvieri

Kosten: Treffenbeitrag Fr. 20.--

Anmeldung: Fritz Berger, Henri-Dunantstrasse 1  
3600 Thun

Tanzprogramm des Frühlingstreffens vom 20./21. Mai 1995 in  
Uetendorf/Thun

**Schweizer Tänze**

En allant aux châtaignes  
La Montferrine du Pays  
d'Enhaut  
La Bouillon

Les Cotillons d'Orbe  
Unspunner Gloschlischenker  
Giuvens Grischuns

La Talianina  
Polka da Tumasch  
Mia bella Firenze

Dr Eigentaler  
Polka d'Echallens  
Trüllmasollke

Selbviert  
Polka-Hopser  
Hämperglünggi

**Ausländische Tänze**

Pariser Leben

Geestländer Quadrille  
Newcastle  
Fandango

Neppendorfer Ländler  
Rosentor

Mazur  
Lucky  
Corrido

Ma Navu  
Hora Hadera

Trekarlspolka  
Hambo

Es spielen: Bärnbieter Spillüt

Liebe Frau Annelis Steger.

Bei mir häuſt sich die unentledigte Post. Seit dem Tod meiner Frau, 27. 10. 90, besorge ich alles allein: einkaufen, kochen, aufräumen, waschen, glätten, nähen, gärtnern, haushalten, putzen... Ein Einfamilienhaus mit grossem Garten gibt zu tun, und zu allem hinzu kommt das Üben fürs Orchester, Geige, die Arbeit fürs Ortsmuseum und für die Ortschronik, sowie die Tanzleitung, Seniorengruppe, Volkshochschulgruppe, Volkstanzkreis Zürich etc. etc. etc.

Sie, Herr und Frau Lang interessieren sich offenbar für die Museums- und die Ortschronikarbeit. Mein Schwager, Werner Altorf, der Leiter der Muster-Chronikstube in Wetzikon, war in dieser Sache sehr initiativ. Er rief in regelmässigen Abständen die Chronisten des Kantons Zürich zusammen. Man traf sich in der Chronikstube Wetzikon, im Ortsmuseum von Wald, meist aber bei Dr. Bruno Schmid in der Kläubi-Bibliothek Uster. Kurt Ruf (Hinwil), Ernst Egli (Dübendorf), Karl Kleink (Diätikon), Hr. Felix Richner (Zeh-Höngg), Elisabeth Lüscher (Urdorf), Uli Müller (Illnau), Wilfried Meili (Diätikon) und andere Interessenten besprachen seit 29. Oktober 1986 alle möglichen Chronik-(und Museum-)fragen. Dabei stellte man bald fest, dass je-



der Ortschronist seine Arbeit nach seiner Art erledigt, d.-h. dass jedes die Sache anders anpackt! Man befasste sich eingehend mit der Trägerschaft, mit Mitarbeiterfragen, mit der Ausstattung der benötigten Räumlichkeiten, mit den Quellen für das Sammelgut, mit Zeitungen, Auszügen aus Gemeindearchiven und aus kantonalen Archiven, mit Kopien aus Büchern, mit der systematischen Ordnung von Photos und Zeitungsausschnitten, mit Plänen und Landkarten, mit Wetterbeobachtungen, mit Persönlichkeiten, Vereinen, vielen Themen, mit Schenkungen, Dokumenten, etc. mit bürotechnischen Hilfsmitteln, wie Hängebänder, Stapelschachteln, Ordner, Plastikmäppchen, Datierung, Ausschneidetechnik, Leimatten, Papierkassenvierung, Beschriftungen, Dias, Negative, Schallplatten, Filmrollen und deren Aufbewahrung, Ausleiheprobleme, Hilfskarteien, Schlagwortkartei, Flurnamenkartei, Computer, Mikrofilme, Öffnungszeiten, Vorträge, Rundgänge, Publikationen, Ausstellungen, etc. etc. etc.

1989 lag das Ergebnis gedruckt in einem Büchlein vor, besonders dank der Unterstützung der Antiquarischen Gesellschaft und des Landesmuseums. Es heisst: „Werner Aetorfer, Ortsgeschichtliche Dokumentation, eine Anleitung zum Aufbau und zur Führung von Chronikstuben“,

herausgegeben von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Zürich 1989." Zu beziehen durch: Sekretariat der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, % Schweizerisches Landesmuseum, Postfach 6789. 8023 Zürich

Man erhofft sich dadurch ein etwas einheitlicheres Vorgehen in den Ortsmuseen und in den Chronikstuben, und man möchte den Betreuern und Chronisten allerlei Irrwege ersparen. Nun aber starb die treibende Kraft, Werner Altorfer, ganz plötzlich, und in Sachen "Chronikenzusammenkünfte - Aussprachen - Beschlüsse etc." ist leider seit dem 12. 10. 93 rein nichts mehr geschehen!

Herzlichen Dank für die Anzeigen des "Heimatkundlichen Archivs Andelfingen" mit der Adresse von Frau und Herrn Lang, denen ich eine Kopie dieses Briefes schicke.

Wie in Dietikon sehen ein, dass die Museums- und Chronikarbeit in absehbarer Zeit nicht mehr ohne den Computer zu bewältigen sein wird. Zu jeder unserer 14000 Photographien haben wir eine Karteikarte mit vielen Angaben. Die sind in einem riesigen Schubladen-Schrank nach Themen eingeordnet. Das Suchen und Blättern in den Karteikarten ist sehr zeitraubend, der

Computer könnte solche Probleme auf Knopfdruck in Sekundenschnelle lösen. Wir schneiden Zeitungsartikel aus und ordnen sie nach Themen aufgeklebt auf A<sub>4</sub>-Blättern in grossen Ordnern. Der Computer könnte uns diese viele tausend Stunden erfordernde Arbeit ersparen. Wir müssten alsdann nur noch im Computer speichern, wann, wo, was erschienen ist, z. B.: "Tages-Anzeiger, 4. 10. 1925, Pontonierfahrverein Diëtikon, Jahresbericht, Jahresrechnung, Präsident Felix Ruderer, Gründungsgeschichte, ...." Wenn sich später jemand für die Pontoniere interessiert, dann kann er nach irgend einem Stichwort abfragen, was er braucht, z. B.: "Wo ist etwas über Felix Ruderer zu finden? Wann und wo wurde etwas über den Pontonierfahrverein Diëtikon publiziert? etc. etc." Der Computer liefert dem Interessenten auf Knopfdruck alle Angaben, wo er etwas über Felix Ruderer etc. etc. finden kann. Das Heraussuchen aus den im Landesmuseum, im Ortsmuseum, bei den Zeitungsverlagen gesammelten Zeitungs-Bänden ist dann seine Sache!!!

Es wäre noch manches zu besprechen! Nun aber Schluss! Ich hoffe, es gehe Ihnen immer gut und sende recht herzliche Grüsse. Karl Klenk

Holzmatth 15  
8953 Diëtikon

Karl Klenk  
Holzmatt 15  
8953 Dietikon

Dietikon, 31. März 1995

Liebe Ehemalige.

Herzlichen Dank für die schöne Einladung zum Klassentreffen am Samstag, den 17. Juni 1995. Es freut mich sehr, dass Ihr auch an mich gedacht habt. Vor einiger Zeit traf ich zufällig Rolf Stapfer. Er wies auf die bevorstehende Klassenzusammenkunft hin und half mir bei der Lösung eines interessanten Problems. *Get Maulwurf in meinem Garten!*

Leider kann ich an Eurem Fest nicht teilnehmen, denn am Vormittag des 17. Junis führt die Heimatkundekommission Dietikon, zu der ich gehöre, im Zusammenhang mit der neuen Ausstellung „Dietikon vor 50 Jahren“ (Kriegsende) eine Führung zu zwei extra für die Ausstellung „bestückten“ Bunkern durch, und am Nachmittag dieses ereignisreichen Tages bin ich als Meilener Bürger mit der Heimatbuch-Vereinigung Meilen unterwegs zur Generalversammlung. *Leider bekam ich keine Einladung!*

Ihr seht, ich bin immer noch voll beschäftigt mit Archivarbeit im Ortsmuseum, mit Volkstanzunterricht in Zürich, in der Volkshochschule und bei den Senioren von Dietikon, mit Musizieren im Orchesterverein Zürich-Albisrieden, etc., etc.,...

Frau Maria Klenk starb leider Ende Oktober 1990, so dass ich nun in Haus und Garten alles selbst besorgen muss: einkaufen, kochen, waschen, glätten, nähen, putzen, gärtnern, etc. Ich versuche, alles einigermaßen zu meistern, so auch das Briefeschreiben mit dem Computer des Ortsmuseums. Ich bin froh und dankbar, dass es mir immer recht gut geht, trotz meiner 83 Jahre, die ich nächstens hinter mir habe.

Ich wünsche Euch allen von Herzen alles Gute, Gesundheit, Glück und Erfolg, privat und im Beruf, und sende Euch allen recht herzliche Grüsse

Euer Karl Klenk

*Rolf Stapfer, Schönenwerd, Dietikon  
Heidi Mathys Rohrhaldenstr. 6, 81712 Steifa,*

19. März 1995. Zum Gedenk-Gottesdienst am 27. 3. 1995 für Inge Baer-Grau (17. 5. 1902 bis 6. 3. 1995), der in der Reformierten Kirche Wil, Dübendorf, stattfinden wird, legte ich mit ein paar Gedanken zurecht. Sowohl von der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volks-  
Sangkreise, als auch vom Volkstanz-  
kreis Zürich wurde ich ersucht, ein paar Worte zu sagen.

28. März 1995. Mein Vortrag über „Inge Baer als Berufsmusikantin in der Schweizerischen Trachtenvereinigung, beim Volkstanzkreis Zürich und in vielen Sing-, Musik- und Volkstanzwochen“ war offensichtlich ein Erfolg. In der Kirche wurde laut geklatscht, was ich bei einem Trauergottesdienst noch nie erlebte! Und dieser Applaus war ehrlich! Von vielen Trauergästen wurde mir gedankt. Franziska Heus, die Redaktorin der ASV\* Rundbriefe bat mich um ein Manuskript, zwecks Veröffentlichung. Auch Christian Schmid will meinen Text veröffentlichen, und zwar in der Zeitschrift „Singt und Spielt“.

\* ASV = Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volks-  
Sangkreise.

Wenn meine „Laudatio“ auf Fuge Baer im Rundbrief ASV und in der Zeitschrift „Süngt und Spielt“ gedruckt wird, dann werde ich sie wohl gelegentlich wieder zu Gesicht bekommen.

—

Heute, 28.3.1995, wanderte ich von Stein a/Rh. über den Seerücken nach Frauenfeld, wo ich am Bahnhof Trudi Wyler traf. Sie gab mir ein Blumenstöcklein mit für Marias Grab.

—

Fünfzehn der dreissig Senioren-Volkstanzgruppen des Kantons Zürich trafen sich am Samstagnachmittag, 1.4.94, in der Sporthalle „Spitzacker“, Urdorf. Ich legte den Weg dorthin zu Fuss zurück, traf dort u.a. Frau Kündlinmann von Meilen, Ueli Nachbater, und Bea Sprechet, Küsnacht. Rosmarie Fehlmann leitete die einfachen Tänze mit den vielen Senioren ganz überlegen. Die Gruppen aus Urdorf und Schlieren zählen etwa dreissig Teilnehmer, während Dietikon nur mit acht Leuten anrückte. Sieben davon führten „Streets of Laredo“ vor. Da dies eine Quadrille

aus England ist, war die Vorführung nur möglich, weil uns Heidi Burkhardt, Wädenswil, aushalf!

Saleh Bitar meldet, er habe im Libanon ein schönes, ebenes Stück Land mit Aussicht aufs Meer gekauft, insgesamt 1550 m<sup>2</sup>. Er will darauf durch seine Schwester und seinen Neffen Heilkräuter anpflanzen lassen. Da er nichts davon versteht, muss er nun die geeigneten Pflanzen kennen lernen

Am 2. April 1995 traf ich aus Fahrplangründen die FAW-Wandergruppe im Bahnhof Olten. Von dort fuhren wir nach Reiden und mit dem Postauto weiter bis Roggliswil. Bei bestem Wetter stiegen wir in anderthalb Stunden hinauf durch Mischwald und über offene Felder zur Strassenkreuzung Riken. Ein kurzer Abstieg in eine markante Talsenke und ein sanfter Anstieg über herrliche Wiesen weg an zerstreuten Höfen vorbei führten uns zur Wegkreuzung „Müs“, und an der Mariengrotte vorbei gelangten wir nach Grossdietwil. Die Heimreise führte mit dem Postauto nach Zell und von dort mit dem Zug nach Wolhusen Willisau, Luzern, Zug, und Zürich nach Dietikon.

Am 4. 4. 1995 holte Frau Burger die neuen Säcke, die ich vor etwa dreissig oder vierzig Jahren mit der Kohle füllte, die wir seit der Installation der Ölheizung nicht mehr brauchten.

L.T. 8. 4. 95.

### Mord in Zürich

Albisrieden

### Frau geköpft

(ap/sda) Eine Frau ist am Donnerstagabend bei einem Streit in ihrer Wohnung in Zürich-Albisrieden geköpft worden. Der mutmassliche Täter wurde unmittelbar danach beim Tatort verhaftet, wie die Stadtpolizei gestern Freitag mitteilte.

Gegen 22.30 Uhr alarmierte eine Bewohnerin des Mehrfamilienhauses an der Ginsterstrasse die Stadtpolizei und meldete, ihre Nachbarin schreie um Hilfe. Polizisten rückten aus und verlangten Einlass in die Wohnung im zweiten Stock. Als niemand öffnete, brachen sie die Türe auf. Die Wohnung war blutverschmiert. Beim Eintreten sahen die Beamten einen Mann über den Balkon flüchten. Bei der Verfolgung entdeckten die Polizisten auf dem Rasen vor dem Haus eine geköpft Frauenleiche. Der Kopf lag einige Meter vom Körper entfernt im Gras. Die Frau konnte noch nicht identifiziert werden. Nach kurzer Suche spürte ein Diensthund den mutmasslichen Täter auf, der sich in unmittelbarer Nähe auf einem Spielplatz in einem Gebüsch versteckt hatte. Er wurde verhaftet.

Beim Opfer handelt es sich um eine 35jährige Schweizerin und beim Tatverdächtigen um deren 40jährigen peruanischen Ehemann handelt. Der geistig verwirrte Mann konnte trotz der Unterstützung durch einen Notfallpsychiater keine brauchbaren Angaben machen.

Am Freitagmorgen, früh um 07.00 Uhr, vernahm ich im Lokalradio, an der Ginsterstrasse sei eine geköpft Frauenleiche gefunden worden.

Das erweckte meine Aufmerksamkeit, weil ich mit dem Orchester Zürich-Albisrieden regelmässig in der neuen Kirche an der Ginsterstrasse probe. Der Ort ist mir bestens bekannt.

Da unser Passionskonzert am Freitagabend, 7. 4. 1995, stattfand, war natürlich bei der Vorprobe ausführlich die Rede von dieser schrecklichen Tat. Es muss ein lautharter

Streit stattgefunden haben, und dann warf der verrückte Peruaner den Kopf seiner Frau und den Rest der Leiche aus dem Fenster in den Garten.



# EXAMEN der Sekundarschule Dietikon

Samstag, den 1. April 1939

Zeit	Klasse Ia H. Knus	Klasse Ib K. Klenk	Klasse IIa E. Pasternak	Klasse IIb H. Strasser	Klasse III A. Walser
7 <sup>30</sup> —8 <sup>00</sup>	Deutsch			Realfach	
8 <sup>00</sup> —8 <sup>30</sup>	Französisch			Mathematik	Französisch
Pause					
8 <sup>40</sup> —9 <sup>10</sup>	Realfach Hr. Strasser			Französisch Hr. Knus	Mathematik
9 <sup>10</sup> —9 <sup>40</sup>	Mathematik Hr. Pasternak	Mathematik Hr. Strasser	Deutsch Hr. Knus	Deutsch Hr. Klenk	Realfach
Pause					
9 <sup>50</sup> —10 <sup>20</sup>		Realfach	Realfach		Deutsch
10 <sup>20</sup> —10 <sup>50</sup>		Deutsch	Mathematik		
10 <sup>50</sup> —11 <sup>20</sup>		Französisch	Französisch		
Pause					
11 <sup>30</sup> —11 <sup>45</sup>	Chorgesang aller Klassen in der Turnhalle Hr. Walser				

10. 4. 95. Aus den schweren zu Jahrgängen gebundenen Zeitungen, (Dimmataler 1939 bis 1946) stellte ich für unsere Ausstellung im Ortsmuseum Dietikon bis heute 214 Kopien her und über-  
 Arug sie auf beidseitig bedruckte A<sub>4</sub>-Blätter. Ich werde sie  
 am 6. 4. 95 (= letzter Schultag vor den Frühlingsferien), zusam-  
 men mit rund fünfzig weiteren Kopien, zu einem Buch bin-  
 den. Bei dieser Arbeit stiess ich immer wieder auf Mit-  
 teilungen der Sekundarschulpflege, die seinerzeit auch  
 mich betrafen wie z. B. obiger Examenplan. Jeder Sekundar-  
 lehrer musste vier Lektionen erteilen, zuerst in der „Parallel-  
 klasse“ und dann in seiner eigenen. Am Schluss des

# Dietikons Sagenammlung

Die beiden Klassen 1a und 1b der Sekundarschule Dietikon haben in der letzten Zeit im Muffahunterricht einige Sagen aus unserer Gegend wieder ans Licht gezogen. Die Schüler haben großes Interesse für den Stoff gezeigt und alle ihre Verwandten und Bekannten nach alten Geschichten aus der Gegend gefragt. Natürlich war es den Kindern nicht möglich, das gesamte noch lebendige Sagengut unserer Gegend zu erfassen und aufzuschreiben, und doch möchten sie zur endgültigen Zusammenstellung möglichst alle bekannten Nimmattalsagen erfahren. Aus diesem Grunde wenden sich die Schulklassen an die Öffentlichkeit und bitten alle diejenigen, die Sagen zu erzählen wissen, sich bei Sekundarschülern zu melden oder direkt beim Klassenlehrer. Für die Sammlung kann jeder kleine Hinweis auf mündliche oder schriftliche Quellen wichtig sein; man melde sich also ungeniert. Gesammelt werden alle Sagen und Sagenbruchstücke unserer Gegend und zwar nicht nur geschichtliche Sagen über Ereignisse aus vergangenen Zeiten, über sagenhafte Bauten (Fundstätten, Heiligtümer, unterirdische Gänge, Pestsagen usw.), sondern auch Rechtsagen (Gebietsstreitigkeiten, Mörder, Frevel, widerrechtlich erworbenes Land usw.), Bodensagen (besondere Berg-, Tal-, Felsformen, Höhlen, Quellen und deren Entstehung, Name, Wirkung des Wassers usw.), Tier- und Pflanzensagen (Fabelwesen und deren Eigenschaften, alte Bäume usw.), Sagen mit Bezug auf Witterungserscheinungen (wetterankündende Geister), Namens- und Erklärungssagen (Bach-, Berg-, Orts-, Flurnamen usw.), Schatzsagen (verborgene Geldkisten, wo? von wem gehütet? wie zu heben? Schatzgräbergeschichten), Hexen und Hexerei, Zauber und Zauberei (Feuerbanner, Wettermacher, Wunderdoktoren, Zauberbücher usw.), Gespenster und Geister (äußere Erscheinung: kopflose, Lichter; Tätigkeit der Geister: Tod ankünden, Irreführen, Marktstein versetzen, Schatz hüten usw.).

Das örtliche Sagengut wird bei dem starken Bevölkerungswechsel unserer Gegend sehr rasch vollständig verschwunden sein. Es sind aber noch Reste vorhanden. Daß ein Teil unserer Sagen im Zusammenhang steht mit der Franzosenzeit, beweist die nachfolgende, von einem Schüler erzählte Sage:

L. 7: 17. 1. 1941

## Der französische Tambour.

Als im September 1799 die Franzosen bei Dietikon über die Nimmatt zogen, schlug ihr Tambour einen Marsch. Jedes Jahr zur gleichen Stunde wiederholt sich dies, und man vernimmt dann in der Nähe der uralten Burgruine Schönenwerd gedämpfte Trommelwirbel und schaurige Klagerufe. Harte, unerbittliche Kommandoworte erschrecken jeden, der dann in jener Gegend weilt, so daß er von Angst ergriffen ins Dorf flüchtet.

## Der Reiter im Guggenbühl.

Als im Kriegsjahr 1799 die Franzosen in unserer Gegend lagen, wurde im Guggenbühlwald nächtlicherweile nicht wenig Holz gestohlen. Trieben Einheimische oder fremde Soldaten diesen Frevel? Solches genau festzustellen, wagte damals in der allgemeinen Belagerung niemand. Gekocht und gebraten wurde zwar allenthalben, doch den Vorwurf, Holz gestohlen zu haben, wollte kein Franzose auf sich sitzen lassen.

Längst sind die französischen Heere fortgezogen. Unser schönes Nimmattal liegt ruhig und friedlich ausgebreitet, und jene Soldaten sind bei Zürich, in Rußland oder bei Leipzig gefallen. Im Guggenbühl jedoch streiten die Diebe weiter ums Holz bis auf den heutigen Tag. Wenn sich nämlich nachts ein Holzrevler dem Walde nähert, so taucht im Westen plötzlich ein unheimlich rotglühender Reiter auf. Lautlos fliegt er am zurückweichenden Dieb vorbei und ver-

schwindet im Osten. Hat sich der erschreckte Holzer erholt, und will er seinen Weg gegen den unheimlichen Wald fortsetzen, so bannt ihn die gleiche geisterhafte Erscheinung schon beim ersten Schritt aufs Neue. So lange der Dieb sein böses Vorhaben nicht aufgibt, wiederholt sich die spukhafte Erscheinung des französischen Reiters, der unablässig lautlos auftaucht, vorbeifliegt und verschwindet, als ritte er beständig um den Guggenbühlwald. Es ist die verfluchte Seele des französischen Holzdiebes, die ewig nicht zur Ruhe kommen kann und nun, um den eigenen Frevel wieder gut zu machen, in jeder Nacht und bis in alle Ewigkeit das Holz im Guggenbühlwald beschützen muß.

Erzähler: Jean Weber, 13 Jahre alt.

## Dietikon's Sagen-Sammlung

Am 17. Jänner 1941 konnten die Leser des Limmattalers an dieser Stelle erfahren, daß sich die beiden ersten Klassen unserer Sekundarschule bemühen, das in spärlichen Resten noch lebende Sagengut unserer Gegend möglichst vollständig zusammenzutragen. Die Schüler sind bei dieser Arbeit auf die Äußerungen jener Heimatsfreunde angewiesen, die von den Sagen und vom alten Volksglauben unserer Gegend noch etwas wissen. Dem Ausruf der arbeitsfreudigen Jugend ist auch vereinzelt Folge geleistet worden. Das zeigen die beiden unten abgedruckten Sagen, die als treffliche Auffsätze in den Deutschheften zu lesen waren. Der bisherige Erfolg ermuntert die beiden Klassen, die Sammlung noch nicht endgültig abzuschließen, sondern noch weiter nachzuforschen und die Bevölkerung nochmals höflich um ihre Mithilfe zu bitten. *L. T. 7. 3. 1941*

### Gigelibode

Im Guggenbühlholz ist eine sumpfige Stelle, wo zwischen den Tannen nur Gestrüpp und giftiges Unkraut wächst. Da drinnen ist einst ein tyrannischer Vogt versunken, als er, neue blutige Schandtaten ausheckend, in seiner schweren Rüstung einsam durch den Wald ritt.

### Ewig gefangen!

Im Guggenbühlwald, nicht weit von Dietikon, ist eine unheimliche Stelle. Der mit dichtem Gestrüpp bewachsene Boden senkt sich muldenartig, und beim Betreten beginnt er ins Bodenlose nachzugeben. Es scheint, als liege eine verborgene Kammer oder ein unterirdischer Gang unter jener Stelle.

Furchtlosen Knaben bereitet es seit jeher nicht geringen Spaß, den gruselig schwankenden Grund jenes Gebietes auszuprobieren; ja, ihre Streifzüge gelten daher öfters diesem Sumpfwald, den sie den Gigeliboden nennen.

In besonders dunkeln Herbst- und Winternächten gibt es aber auch Stunden, wo es nicht möglich ist, bis zu jener Stelle vorzudringen. Von ferne erkennt man dann hagere Gestalten, die traurig um ein flackerndes Feuer sitzen. Deutlich sieht man ihre Pelzmützen und ihre langen Bärte, die zerlumpte Uniformen und die schweren Ketten, die sie an den Knöcheln und an den Handgelenken tragen.

Es sind dies die Geister all jener Russen, die der französische General Masséna einst hier verborgen hielt. Immer wieder treffen sie heimlich zusammen, um ihr trauriges Schicksal zu beklagen. Den Sinn ihres Lebens versuchen sie zu verstehen, was ihnen bis zum heutigen Tag nicht gelungen ist.

## Sagen aus dem Limmattal

Unter diesem Titel ist ein kleines Werk von der Kommission für Heimatkunde des Verkehrs- und Verschönerungsvereins Dietikon, im Druck von D. Hummel, Dietikon, erschienen.

L. 7. S. 1942.

Dieses Werk stellt eine Sammlung der durch den Volksmund überlieferten Erinnerungen aus einer Zeit dar, zu der dem Handel und Verkehr noch keine schönen, breiten Straßen, keine Eisenbahnen zur Verfügung standen, wo noch keine Fabrikamine rauchten und keine Flugzeuge in den Lüften dahinbrausten. Damals lag unser Limmattal in einer stillen, verträumten Versunkenheit, mit schönen grünen Wäldern bedeckt, zwischen den Höhen eingebettet, da. Die einzelnen Bauerngehöfte befanden sich meist nahe der damals noch planlos dahinrauschenden Limmattal und nur ganz vereinzelt thronte auf der einen oder anderen Höhe links oder rechts des Limmattales eine finstere Burg. In und um diese Burgen herrschte eine geheimnisvolle, unheilswangere Luft, und es fehlte schon damals — wie auch heute — nicht an Leuten aus dem Volke, die spitzere Ohren und schärfere Augen besaßen als ihre Mitmenschen. Diese Wichtigen wußten dann immer in geheimnisvoller, schauriger Art die Zustände, die Lebensweise und vielleicht gar die Zukunft des Lebens in diesen finsternen Burgmauern zu erzählen. Allerdings wurden die Grundthemen nicht bloß erfunden. Meistenteils beruhten sie auf irgendeiner Tatsache, die dann von einem Zeugen derselben, in möglichst ausgeschmückter Art und Weise unter das Volk gebracht wurde. Diese Geschichten wurden nicht aufgeschrieben. Allein durch mündliche Ueberlieferung haben sie den Weg bis ins Heute gefunden. Der Vater erzählte sie vielleicht dem auf seinen Knien sitzenden Knaben, oder die Großmutter unterhielt damit, beim eifrig surrenden Spinnrad ihre Enkel. Dadurch sind sie, mit vielen Zugaben und Ausschmückungen besonders geschickter Erzähler, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Heute lebt auch im schönen Limmattal noch ein kleiner Rest alten Sagengutes, das zu sammeln sich Herr Sekundarlehrer Klenk in Dietikon zur verdankenswerten Aufgabe gemacht hat. Er sammelte in Schüleraufsätzen der ersten Sekundarklasse die noch im Umlauf befindlichen Bruchstücke aus Erzählungen vom alten Volksglauben, der geschichtlichen Ereignisse und Begebenheiten und stellte diese in sehr wirkungsvoller Weise nach den verschiedenen Sagentreisen und geschichtlichen Epochen zusammen. Die Kommission für Heimatkunde Dietikon hat sich der verdienstvollen Arbeit angenommen und das Sagengut im vorliegenden Werklein herausgegeben.

Man findet darin in gutausgewählter Reihenfolge eine Anzahl Sagen um und über den Egelsee aus der Franzosenzeit, aus Detwil, Dietikon und Umgebung, Geschichten über Grenzmarken und Grenzstreite und von geheimnisvollen unterirdischen Gängen. Ueber diese verschiedenen Erzählungen liest man immer einige Varianten, wie sie durch Geschick oder Ungeschick der Erzähler bis heute entstanden sind. Doch immer bleibt der Grundcharakter erhalten. Wenn man nun die eben beschriebenen Sagen gelesen hat und sich in die am Schluß des Werkes wiedergegebene Erzählung von Meinrad Dienert vertieft, so erhebt sich unwillkürlich der Wunsch, daß die Limmattalsagen auch in literarischer Hinsicht etwas voller ausgebaut würden. Meinrad Dienert schildert mit großartig fließender Erzählertkunst die Taten des Rudolf von Habsburg. Zwischen die eigentlich geschichtlichen Ereignisse flechtet er die Beschreibung der damaligen Zustände, schildert in unterhaltender Weise Land und Leute, kurz, er versteht es, kleine Ereignisse zu einer unterhaltenden Erzählung zusammenzufassen. Es wäre da-

her nicht undankbar, die Frage einer weiteren Ausgestaltung der Sagen aus dem Limmattal zu prüfen. Man könnte zum Beispiel nach Möglichkeiten suchen, noch weitere Einzelheiten über das Leben, Charakter, Aussehen, Tun und Lassen des geheimnisvollen Grafen Niko und seiner Genossen zu erfahren und die verschiedenen Varianten zu einer geschlossenen Geschichte zusammenzufügen.

Dabei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß man auf große Schwierigkeiten stoßen wird. Graf Niko ist nun einmal kein Goethe, von dem man weiß, was er jeden Tag, ja beinahe jede Stunde seines Lebens getan hat. Man kann sich wahrscheinlich auf keine schriftlichen Aufzeichnungen stützen, sondern es ist vielmehr anzunehmen, daß man sich lediglich auf die mündliche Ueberlieferung angewiesen sieht.

Trotzdem wäre es sicherlich vorteilhaft, diesen Punkt einmal eingehend zu prüfen und zu beurteilen.

Diese eben gemachte Anregung soll aber in keiner Weise die Anerkennung und den Dank für die verdienstvolle Arbeit, die das heute vorliegende Werklein zeigt, beeinträchtigen. Der Nachwelt ist dadurch ein schönes Geschenk gebracht worden. Jedermann kann sich damit beim sonntäglichen Wandern durch unsere schönen Gebiete, die längst vergangenen Zeiten wieder vergegenwärtigen und wird damit in der Liebe zum schönen Limmattal immer wieder frisch bestärkt.

## Schweiz. Landesausstellung 1939 in Zürich



Am Samstag und Sonntag herrschte in der Festhalle der Landesausstellung ein musikalischer Hochbetrieb. Einmal hatten beinahe alle Stadtmusiken der Schweiz, die im Eidg. Musikverein zusammengeschlossen sind, ihr Stelldichein und erfreuten durch zwei Galakonzerte ein aufnahmefreudiges und dankbares Publikum. Und dann fanden sich am Sonntagabend die Zürcher Oberländer und boten ein Festprogramm, veranstaltet vom Bezirksgesangverein Hinwil, das weit über den Rahmen der Bezirksfängertage hinausgriff. Das Konzert wurde bereichert durch szenische Darstellungen, das den vielen Zuhörern unvergesslich bleiben wird.

### Escher Wyß AG. besucht die Landi

In die Reihe der Firmen, welche mit ihrer ganzen Arbeitsgemeinschaft der Landesausstellung einen Tagesbesuch abstatteten, hat sich am Samstag auch das Escher-Wyß-Unternehmen eingegliedert. Rund 1800 Personen fanden sich in bester Stimmung ein, vom Direktor bis zum jüngsten Stiff. Schöne Worte der Verbundenheit zwischen Leitung und Belegschaft wurden gewechselt und die Ehrung der mit einer schönen Uhr und einer Urkunde beschenkten Veteranen, die 40 und mehr Jahre im Betriebe tätig waren, gestaltete sich zu einem feierlichen Akt.

### Großes Seenachtsfest am 23. August

Die Ausstellungsbehörden haben beschlossen, am Mittwoch den 23. August oder bei schlechtem Wetter acht Tage später, ein großes Seenachtsfest zu organisieren. Im Umfang soll der Feuer- und Farbenzauber etwa das Doppelte der bisherigen Seenachtsfeste erreichen.

### Das eidgenössische Trachtenfest naht

Überall redet man vom eidgenössischen Trachtenfest, das am nächsten Samstag und Sonntag im Rahmen der Landesausstellung vor sich gehen wird. Rund 8000 Teil-



nehmerinnen stellen sich ein, die unser reiches und vielfältiges Volkstum offenbaren werden. Das Fest dürfte zu einer mächtigen Kundgebung der heimatverbundenen Bevölkerung unseres Landes werden.

L. 14. 8. 1939

Der große Anlaß steht jetzt unmittelbar vor der Tür. Die Vorbereitungen dazu sind von den zuständigen Stellen bis ins einzelne getroffen worden, so daß die Festdurchführung bei verständnisvoller Mitwirkung aller Teilnehmer gelingen sollte.

Den am Trachtenfest teilnehmenden Mitgliedern des Kantonal-zürcherischen Trachtenverbandes mögen noch folgende Mitteilungen dienen:

Aus allen unsern 12 Gruppen haben sich insgesamt 1300 Frauen, Töchter, Männer und Kinder für die Festteilnahme angemeldet. Die Festkarten werden in den Händen von ihnen allen sein; niemand vergesse, dieselbe zum Fest mitzunehmen!

Wir erwarten zuversichtlich, daß alle Gruppen die Vorbereitungen für die übernommene Umzugs-Aufgabe richtig getroffen haben. Wir möchten bitten, der gesamten Darstellung einen etwas festlichen Anstrich zu geben, doch nur so, daß der natürliche Charakter des Dargestellten gewahrt bleibt.

L. 18. 8. 1939.



Sämtliche Gruppen unseres Verbandes haben sich am nächsten Samstag mit ihren Geräten, Wagen, Tieren, etc. bis spätestens um 2 Uhr nachmittags im Kasernenhof in Zürich einzufinden.

Das Trachtenfest wird wettershalber nur im äußersten Notfall verschoben. Eine eventuelle Verschiebung würde am Samstagmorgen rechtzeitig bekanntgegeben. Bei Nichterscheinen eines Angemeldeten wird auf die Festkarte keine Rückvergütung gewährt, ausgenommen bei plötzlicher Erkrankung oder Todesfall in der Familie.

Die Bahnbillette sind 1—2 Tage vor dem Fest zu besorgen. Die Stationsvorstände erteilen darüber gern jede gewünschte Auskunft. Gepäck, Geräte, Körbe, etc. werden in einem Gepäckwagen in den Zügen mitgeführt. Im Bahnhof Zürich stehen Camions bereit, mit denen all diese Dinge in den Kasernenhof geführt werden. Dort wird jedes Stück noch extra mit einer Adress-Etikette versehen.

Weitere nötige Instruktionen erfolgen am Samstag an Ort und Stelle.

Die Tiere werden vom Samstag auf den Sonntag in den Kasernenställen untergebracht und verpflegt. Die Fahrer haben Gelegenheit, in der Kaserne zu übernachten. Die Wagen stationieren für den Sonntagsumzug auf dem Kasernenhof; die allerlei Utensilien werden in einem Kasernenraum verstaut.

Am Sonntagmorgen findet um 8 Uhr für alle Gruppen unseres Verbandes in der Festhalle im Dörfli die Hauptprobe für das Konzert vom Sonntagabend statt. Bitte an alle, rechtzeitig zur Stelle zu sein. Spätestens um halb 10 Uhr vormittags besammeln sich alle unsere Umzugsteilnehmer neuerdings im Kasernenhof. Abends halb 8 Uhr dann: Besammlung in der Festhalle zum großen Konzert.

Am Sonntagabend fahren zwischen 11 und 12 Uhr die Züge der S. B. B. ab Zürich nach allen Richtungen unseres Kantonsgebietes, so daß unsere Trachtenleute Gelegenheit haben, noch überallhin heimzukommen.

Zum Schluß noch die Bitte an alle: Bringt zu unserem Fest recht viel frohen Sinn und viel Blumen mit. Unser Trachtenfest soll für alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu einem Tag voll Sonnenschein und zum schönen Erlebnis werden.

Mit einem „Auf Wiedersehen in Zürich“ begrüße ich alle unsere Trachtenleute recht herzlich.

Die Verbandspräsidentin: Frau Müller-Kern.

Examens wurden die für den Herrn Visitator auf-  
liegenden Schulzeugnisse verteilt. Heute ist das  
Examen abgeschafft. Es war ja zu einer „Show“ aus-  
geartet. Das Schuljahr endet auch nicht mehr im  
Frühling, sondern erst vor den Sommerferien, und  
an die Stelle des Examens traten „Besuchstage“.

Mirjam und Karl verbrachten vom 9. 4. 1995 an  
eine Woche auf der Insel Cypern zur Feiert ihres seit  
20 Jahren bestehenden Ehe. Am 20. 4. 95 traf bei mir  
eine Postkarte ein, die von den schönen Ferien be-  
richtet.

Am 25. 4. 95 reisten Diönikons Senioren mit  
der Eisenbahn nach Turbenthal und von dort mit  
dem Postauto nach Neubrunn. Unsere Wanderung  
führte hinauf in den Mebel, über Lehrüti nach  
Sitzberg, wo wir nach einem „Znüni“ die interessante  
Orgel in der Kirche besichtigten. Die sehr schöne  
Barockorgel wurde 1741 bis 43 vom berühmten  
Orgelbauer Georg Friedr. Schmahel d. Ä. für die  
St. Albanskirche in Laichingen / Württemberg  
gebaut und 1743 von Joh. Adam Bauer be-  
malt. Die Orgel kam 1897 von Stein am Rhein  
nach Sitzberg, wo sie 1960 bis 61 renoviert  
wurde. Während des Spiels drehen sich  
einige vergoldete Sterne.



Unsere Wanderung im Hochnebel führte weiter über Zinggen, Rothbühl, Allenwinden, Gfell und durchs Lättenbachtal hinunter nach Bauma. Unterwegs, zum Mittagessen, wurde im Restaurant „Wilhelm Tell“ eingekehrt.

Samstag, 6. Mai 1995, „Vernissage“, d. h. Eröffnung der Ausstellung „Das befestigte Dietikon 1939 bis 1945“ im Stadthausfoyer. Ausschiessend konnten die Ausstellungen im Ortsmuseum, im Schulhausbenker und in der SBG (Schweiz. Bankgesellschaft) besichtigt werden.



Modell der Kernbefestigung Dietikons während des Zweiten Weltkriegs.

↑  
Heinz u. Ursula  
Zeller S.L.

# Zeugen einer bewegten Zeit

Bis auf weiteres ist im Dietiker Ortsmuseum und in den Publi-Räumen der Schweizerischen Bankgesellschaft beim Bahnhofplatz ein Stück Zeitgeschichte zu sehen. Gezeigt werden anhand von zahlreichen Dokumenten die Jahre im Zweiten Weltkrieg. Damals glich Dietikon einer Festung, und heute noch gibt es Zeugen dieser bewegten Zeit.

VON ERICH ENG

So stehen beim Zentralschulhaus noch Reste einer Festungsmauer, die in den Jahren 1940 bis 1945 Dietikons Zentrum umspannte. Auf Fotos sind die damaligen Strassensperren, aber auch die sogenannten «Höcklerlinien» in der Umgebung des Bezirkshauptortes abgebildet. Auf Plänen und Karten mit dem Vermerk «Geheim» wird aufgezeigt, warum Dietikon in jenen Jahren befestigt wurde. Präsentiert wird zum Beispiel eine gegen Norden gerichtete Verteidigungslinie, die sich von Sargans über Zürich und das Limmattal bis in den Basler Jura erstreckte.

Dutzende von Truppeneinheiten verbrachten hier ihren Aktivdienst, insgesamt weit über 6000 Soldaten und Offiziere. Der Zentralschulhausplatz wurde damals vom Militär frequentiert, was natürlich Störungen im Schulbetrieb zeitigte. Eine Soldatenhochzeit in und bei der Kirche St. Agatha beweist, dass trotz der schrecklichen Kriegswirren um die Schweiz herum auch Feste gefeiert wurden.

## Kernbefestigung im Modell

In der Bankgesellschaft sind neben einer uniformierten Puppe etwa auch die damaligen Banknoten ausgestellt. Den älteren Besuchern dürften die Rationierungskarten noch in bester Erinnerung sein. Es fehlt auch nicht der Fallschirm samt Zubehör, ebensowe-

nig Gasmasken, frühere Säbel und Seitengewehre und vieles mehr. So kann man auch Bilder über die Arbeit des Luftschutzes und der Dietiker Ortswehren bestaunen.

Zu den Zeugen dieser bewegten Zeit gehört auch der noch beim Zentralschulhaus stehende Bunker. Weitere gab es – sie sind inzwischen allerdings abgebrochen worden – an der Überland-/Weingerstrasse und im Dreispitz. Denjenigen im Zentrum konnte man sogar im Innern besichtigen. Er weist eine Gegensprechanlage auf,



Dietikon in den Kriegsjahren: Strassensperre Zürcherstrasse.

FOTOS: EE./PD.

über die sich die Betreuer mit den anderen Bunkern in Dietikon verständigten.

Im Ortsmuseum wird neben vielen anderen Zeitdokumenten der Kriegsjahre das Modell der Kernbefestigung Dietikons präsentiert. Ermöglicht hat die Erstellung dieses einmaligen Werks die Bankgesellschaft als Sponsor. In diesem Modell wurde der befestigte Ortskern massstabgetreu rekonstruiert, womit man ein eindrückliches Bild der Festung Dietikon erhält.

## Festliche Vernissage

Für einmal fand die Vernissage nicht im Ortsmuseum selber, sondern in der Eingangshalle des Stadthauses statt. Dort konnte Regula Stauber im Namen der Kommission für Heimatkunde des Verkehrsvereins Dietikon zahlreiche Gäste begrüßen. Kommissionsobmann Bruno Maier meinte, die Ausstellung dokumentiere ein Stück Zeitgeschichte, das vor allem die älteren Generationen heute noch sehr bewege. Die Kommission habe Willy Marques und Christian Ritzi als Fachexperten zugezogen. Architekt Hans Stettler habe die Anfertigung des Modells vorgeschlagen, das nun präsentiert werde. Eine ausführliche Darstellung der «Festung Dietikon» finden Interessierte ausserdem in dem 1973 vom Verkehrsverein herausgegebenen Neujahrsblatt, verfasst von Oscar Hummel (Be-

zugsquelle: Sekretariat Verkehrsverein, Oberdorfstrasse 15).

Die Grüsse und den Dank des Stadtrates (bürgerliche Abteilung) überbrachte Hugo Busslinger. Er bezeichnete die einmalige Schau als «Höhepunkt des kulturellen Lebens in Dietikon» und würdigte vorab die Verdienste der Kommission für Heimatkunde, die mit ihren Ausstellungen immer wieder die Dorfgeschichte aufzeigte.

Für die Dietiker SBG-Niederlassung skizzierte Filialleiter Hans Dietemann das Engagement der Bänkler, die mit der Unterstützung der Ausstellung ihrer Devise «Wir machen mit» einmal mehr nachlebten. Die SBG verbindet übrigens mit der Ausstellung einen Wettbewerb, bei dem Sparkonten im Wert von 500, 300, 150 und 50 Franken gewonnen werden können.

## Die Öffnungszeiten

Die Teilschau in den Räumen der Bankgesellschaft ist bis auf weiteres von Montag bis Freitag von 9 bis 18 Uhr jedermann zugänglich. Das Ortsmuseum ist (mit Ausnahme der Ferien) jeden Sonntag von 10 bis 12 Uhr geöffnet, dort dauert die Ausstellung «Das befestigte Dietikon im Zweiten Weltkrieg» bis 1997. Überdies führt die Kommission für Heimatkunde kommentierte Führungen zu den Waffentänden in Dietikon und Umgebung durch, erstmals am 13. Mai.

# KULTUR

## IN DIETIKON

Freitag, 5. Mai 1995, 20.15 Uhr  
Gemeinderatssaal Dietikon

**Das FROT theater zeigt**

# ROMEO UND JULIA

**«The Great International Romeo-Dying»**

**Eine solistische Komödie frei hinter Shakespeare von und mit Uli Böttcher**

### **Ja...und was sagt die Presse dazu?**

(...) Doch Uli Böttcher ist nicht nur frech, seine Witze besitzen Esprit, sind unkonventionell, bissig und pointiert. Ohne jegliches Requisit gelingt es ihm, die Phantasie des Zuschauers zu stimulieren. Böttcher macht die Figuren zu Zeitgenossen, die er mit all ihren Unzulänglichkeiten vorführt und karikiert. Die fein ausgeklügelten Szenen sprühen vor Witz und kühner Ironie. (...)

*Stuttgarter Zeitung*

### **Uli Böttcher: Ein Stück Leben...**

1966 Geburt, dann Aufzucht und Pflege. Nach eifrigen Jahren in Bildungsstätten, ebenso eifrige Suche nach pubertären Abenteuern, kurzfristige Suche nach dem Glück im Handwerk. Im Gewirr der darauffolgenden Lebensstränge schlingt sich die Theatralität um sein Genick. Bevor dieses jedoch bricht, verfällt er auf die rettende Idee – die Gründung des **«FROT theaters»**.

Seither läuft's.

Regie: Christian van Zell

# Abgang auf Französisch

Ein Mann spielt Shakespeares grosse Liebestragödie «Romeo und Julia» im Alleingang und macht sich noch einen Spass daraus. So geschehen am Freitagabend im Stadthaus Dietikon vor gut gefüllten Rängen.

VON MICHAEL FURGER

Uli Böttcher ist Romeo, ein pickelgesichtiger Hosenscheisser. Er ist aber auch Julia, ein lispelndes, frühreifes Fröchtchen, und wenn sich die beiden treffen, dann ist er halt beides gleichzeitig, auch wenn er daneben noch die Rolle des gnomenhaften Tybalds, des beschränkten Benvolio's oder des blasierten Mercutios spielen muss.

## «Ein-Mann-Show»

Der deutsche Kleinkunstkomiker zieht in seinem FROT theater seine moderne Version von Shakespeares grosser Liebestragödie als «Ein-Mann-Show» durch, indem er zwei Stunden lang über die Bühne kaspert und im Sekundentakt die Rollen wechselt. Vom originalen «Romeo und Julia» bleibt da nicht mehr viel übrig, soll aber auch nicht.

Schliesslich bietet der 29jährige Schauspieler kein Theater im herkömmlichen Sinn, sondern mehr so etwas wie ein interaktives Happening. Das heisst: Das Publikum darf oder muss mitmachen und bekommt – eher unfreiwillig – eine Rolle im Stück (eben die des Publikums). Durch den eidgenössischen Drei-Finger-Schwur werden die Zuschauer gar zum vertrauten Gesprächspartner, wenn Julia in ihrem Schlafgemach eine halbe Stunde über ihre frisch entflammte Liebe zu Romeo plaudert oder sich wertvolle Ratschläge für die Hochzeitsnacht beschafft.

## «Julia-Baby, ich schau dir in die Augen»

Überhaupt ist es die forsche Julia, die für Bewegung in ihrer Beziehungskiste sorgen muss. Ihr Romeo ist nur eine schüchterne, pubertierende Flasche, ein «wandelnder Pickel», wie er selbst verzweifelt feststellt. Zwar kann er fehlerlos die glühenden Liebesschwüre aus Shakespeares Original zitieren,

aber das will bei Julia nicht so recht einschlagen. Die Aufreissermasche von Mercutio zu übernehmen («Julia-Baby, ich schau dir in die Augen, Kleines!»), fällt ihm ebenfalls schwer, und selbst der Kniefall vor der Angebeteten gelingt nicht schmerzfrei.

## Immer wieder erstmalig

Die Aufführung des FROT theaters am vergangenen Freitagabend im Stadthaus Dietikon war eine besondere, und zwar darum, weil jede Aufführung eine besondere ist. Dadurch, dass Uli Böttcher das Publikum miteinbezieht und dessen Reaktionen schlagfertig pariert, überhaupt auf jeden ungewollten Zwischenfall, wie etwa den blitzenden Pressefotografen oder falsche Beleuchtung, mit spontanem Witz reagiert, produziert er das Stück jedesmal neu und ein wenig anders. Das tut er in einer Kulisse, die nur aus einem schwarzen Rolladen besteht. Den Rest des Bühnenbilds soll sich das Publikum «mental» bitte selbst besorgen.

## Romeo-Tod zur Auswahl

Die Verzerrungen der zugrundeliegenden Tragödie werden gegen den

Schluss der Aufführung immer krasser, bis Shakespeares Vorlage in Böttchers Improvisationswirbel fast gänzlich untergeht. Die Verfremdung erreicht ihren Höhepunkt in der Schlusszene, die gleich zweimal gespielt wird. Nach Böttchers ziemlich bizarrer Version, in der Romeo als röchelnder Zombie die Eingeweide der toten Julia verschlingt, dürfen sich die Zuschauer für den zweiten Durchgang einen Romeo-Tod aussuchen. Der Schauspieler aus Ravensburg hat nämlich wahlweise den italienischen, japanischen, französischen, englischen und eidgenössischen Tod des männlichen Helden auf Lager. «The great international Romeo-dying» nennt sich dieses Wunschprogramm, aus dem am Freitag der charmante, zigarettenqualmende Romeo aus Frankreich ausgewählt wurde.

Wie eine Wundertüte voll von bissigem Witz und Improvisationskunst war's, was das Ein-Mann-Ensemble des FROT theaters auf die Bretter legte. Und dass da wirklich nur ein Mann den ganzen Abend bestritt, daran würde ich – wüsste ich's nicht besser – jetzt noch zweifeln. *L. T. 8. 5. 95.*



Uli Böttchers Version von «Romeo und Julia»: Eine Ein-Mann-Show. FOTO: MEZ

7.5.1995: Gelesen: Urs Pilgrims Romanerstling  
 „Martini“, und zwar, weil die ganze „Sache“ in un-  
 ser Gegend\* abläuft. Sie entwickelt sich mehr  
 und mehr zu einem „Krimi“, was offenbar  
 volkstümlich und zeitgemäss ist. Der Ro-  
 man wurde vom 20. Dezember 1994 bis zum  
 9. März 1995 im „Simmataler Tagblatt“ ver-  
 öffentlicht. \* Muri AG.

(pd) Die scheinbar heile dörfliche Welt ist die Kulisse eines tödlichen Intrigenspiels und zweier Liebesgeschichten. Ein packender und unterhaltender Roman aus der Feder eines Arztes.

Am 11. November, am Martinstag, wird Annemarie Kohler Opfer eines Verkehrsunfalls; der Fahrer ist flüchtig. Stefan Mosimann, ein lebensfroher Vikar, wird verdächtigt, diesen Tod verschuldet zu haben. Doch auch sein Gegenspieler, der Kirchenpflegepräsident Jakob Nietlisbach, verhält sich auffällig. Die Spuren indes führen bald zum Arzt Hans Jürg Staubli, zur Tatzeit auf Krankenvsiste.

Das wechselhafte Schicksal eines Arztes, das erfolgreiche Wirken eines Anwalts, der einsame Weg eines Vikars: In ihrer Verstrickung vor der Kulisse einer scheinbar heilen dörflichen Welt erleben wir die Höhen und Tiefen menschlicher Leidenschaften mit. Martini markiert dabei nicht nur den Anfang eines undurchsichtigen, gar tödlichen Intrigenspiels, sondern wird auch zum Angelpunkt zweier feingewobener Liebesgeschichten.

Urs Pilgrim, geboren 1945 in Zürich, verlebte die Jugendjahre in Muri. Nach dem Studium der Medizin in Basel, Freiburg und Zürich folgte die Ausbildung zum Spezialarzt



Urs Pilgrim.

FMH für Innere Medizin. Seit 1980 führt er zusammen mit seiner Frau (auch sie Ärztin) eine hausärztlich-rheumatologische Praxis in Muri. Bisher gab es von ihm Einzelveröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften sowie Fachpublikationen. «Martini» ist sein erster Roman. Er ist im Buchhandel erhältlich.

Vom Frühjahr 1927 bis Herbst 1931 besuchte ich in Zürich die Oberrealschule. Zuerst hiess sie „Industrieschule“, später „Mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium“. Mit etwa dreissig Schülern der andern Gymnasien und

der kantonalen Handelsschulen besuchte ich in einer Randstunde auch die Proben des Mittelschulorchesters. Ich ergriff offenbar jede Gelegenheit, wo man etwas lernen konnte, war auch der einzige Industrieschüler, der die Singstunden bei Professor Linder besuchte. Der Orchesterdirigent, Herr Professor Janaček, erkannte bald, dass meine Fähigkeiten als Violinist noch einiges zu wünschen übrig liessen. Um mich als Orchestermitglied nicht zu verlieren, komponierte er als Wohltat für sich und für mich spezielle Musikstücke, d. h. er ersetzte schwierige Läufe in meiner Stimme durch wohlklingende Piano-Pfundnoten. So war es mir möglich, bei den schwierigsten Konzertsstücken in einem hinteren Rang mitzuwirken.

Aus dieser Orchestertätigkeit blieb mir ein Erlebnis bis heute deutlich in Erinnerung. Das Mittelschulorchester durfte in der Universität bei einem Festanlass den „Einzug der Bojaren“ spielen. Da geriet im letzten Moment ein Mitspieler namens Flitsch in grosse Aufregung, denn die G-Saite seiner Geige war entzweigebrochen. Ich kannte den etwas auffälligen Kameraden Flitsch nicht

mir aus den Orchesterproben. Er war einer Parallelkasse zugeteilt, war also und ist bis heute genau so alt wie ich.

Da ich eine Reserve-G-Saite besass, half ich dem erregten Mitspieler aus, und er versprach, mir die Saite in der nächsten Probe zurückzugeben. Das tat er aber nicht und auch nicht in der übernächsten. Da ich es nicht wagte, den grosszügigen Künstler und vergesslichen Violinisten zu mahnen, trauerte ich jahrelang meiner schönen und teuren G-Saite nach, und er schuldet sie mir nun schon länger als ein halbes Jahrhundert!

Von den Vierzigerjahren an leitete ich immer wieder Ski- und Eislauflager mit Sekundarschülergruppen. Während der langen Winterabende las ich gelegentlich allerlei Kurzgeschichten vor, so z. B. von Felix Möschlin „Meine Frau und ich“ oder von Peter Sutava (= Peter Hirsch) „Tagebuch eines Skilehrers“. Stets stellte ich mir (ungerechterweise?) vor, dieser Peter Hirsch, der sich in seinen Schriften hinter Namen wie Peter Sutava, Ernst Steiger und andern verstecken muss, könnte derjenige sein, der mich ohne mit einer Wimper zu zucken um

meine G-Saite brachte! Dies jedoch ist absolut nicht bewiesen! Es gibt viele die „Flitsch“ heissen!

In der letzten Zeit wurde am Schweizer Fernsehen allerlei aus der Zeit des letzten Weltkriegs (1939 bis 1945) aufgefrischt, so auch Lebenslauf und Publikationen des Peter Sutava und der Prozess der Gemeinde Sutave gegen den Schriftsteller. Dieser kämpfte damals vehement gegen die „Fröntler“ und gegen Von Staiger, sympathisierte mit den damaligen „Linken“, arbeitete 1940 bis 45 bei der „Nation“ und später beim „Vorwärts“ der PdA. Man begreift, dass er damals in Basel ins Gefängnis gesteckt wurde. Peter Flitsch, geboren am 25. April 1912, durchlief von 1928 bis 1930 eine kaufmännische Lehre. Ob er vorübergehend auch in der Oberrealschule ein Gastspiel gab, ist nirgends bestätigt, wohl aber anschliessend seine graphische Ausbildung in London. Er schrieb 22 Flötspiele und vieles mehr!



18.6.1995

Die mysteriöse Geschichte vom Bahnbillet.

Für Sonntag, 18.6.1995, versprach die Wettervorhersage einigermaßen trockenes Wetter, und ich beschloss, an der Rigiwanderung der Zürcher Arbeitsgruppe für Wanderwege teilzunehmen. Diese Wanderung war wegen des Regenwetters vom 11. auf den 18. Juni verschoben worden.

Frühzeitig, mehr als eine halbe Stunde vor der Zugabfahrt, meldete ich mich am Bilettschalter und verlangte, wie in der Ausschreibung angegeben, ein Halbtax-Rundreisebillet Dietikon - Zürich - Ath-Goldau - Rigi Klösterli und zurück ab Rigi Kaltbad über Vitznau - Schiff-Luzern - Zürich nach Dietikon.

Der Beamte befasste sich mit seinem Computer und mit seinen verschiedenen Tabellen und verlangte schliesslich mehr als Fr 50.- von mir. Ich reklamierte sofort. Die Rundreise war nämlich von Zürich aus von der Bundesbahn selber - gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege - zum Preis von Fr. 39.- ausgeschrieben worden. Meine kleine Zusatzstrecke Dietikon - Zürich-tour konnte doch unmöglich mehr als Fr. 11.- kosten! Das Halbtax-Billet von Dietikon nach Zürich und zurück kostet heute mit der Halbtax-Tageskarte samt Frambenützung Fr. 5.17 im Mehrfahrten-Abonnement.

Während der Beamte die Sache nochmals durchrechnete, stellte ich fest, dass am Schalter nebenan eine Dame mit Rucksack das „gleiche“ Rundreisebillett ausstellen liess. Auch sie sollte zuerst mehr als Fr 50.- bezahlen, und auch sie reklamierte. Nachdem sie Fr. 45.50 bezahlt hatte, begab sie sich auf den Bahnsteig. Ich aber musste komischer Weise Fr 47.50 bezahlen.

Als ich die Dame im Zug wieder antraf, kam unser Gespräch natürlich auf die mysteriöse Fahrkartengeschichte. Mich interessierte vor allem, weshalb ich Fr. 47.50 und sie nur Fr. 45.50 bezahlen musste.

Das Staunen über die Rechenkünste der SBB-Beamten wurde aber noch viel grösser, als sich herausstellte, dass ich mit dem höheren Fahrpreis weniger weit die öffentlichen Verkehrsmittel benützte! Ich verliess ja die Rigibahn schon bei der Station Rigi-Klösterli, und die Dame, um ihre Knie zu schonen, fuhr bis Rigi-Kulm, also beträchtlich weiter als ich, und trotzdem hatte sie weniger bezahlen müssen!

Meine Wanderung führte von der Station Klösterli aus, stark ansteigend nach Norden und Westen ausholend, auf wenig bekannten Wanderpfaden zur Südflanke und schliesslich hinauf zum Kulmhotel, wo die Wan-

derer, die ganz hinaufgefahren waren, schon lange warteten. Die Gegend war ganz in Nebel eingehüllt, so dass ich auch vom höchsten Punkt des Berges aus nicht mehr sah, als was ich in einer dampferfüllten Waschküche gesehen hätte! Das obere Hotel ist offenbar ganz verschwunden. Der früher so steinige Weg und die grosse Aussichtsplattform sind nun sauber geteert! Erst beim Abstieg öffnete sich eine schöne Aussicht auf den Vierwaldstättersee und auf die umliegenden Gebirge.

Am Ende der Reise bat ich die Frau, mit mir am Bahnshalter in Dietikon auf den mysteriösen Preisunterschied aufmerksam zu machen und die Begründung zu erfragen. Leider waren am Sonntagabend, als wir heimkehrten, die Schalter nicht mehr bedient.

Die freundliche Dame überliess mir ihre Fahrkarte, und am Montag gegen elf Uhr meldete ich mich mit den beiden Fahrausweisen, um mir endlich das Rätsel erklären zu lassen. Ich schilderte der nun dienstleistenden Angestellten die Sachlage, zeigte ihr auch die Ausschreibung (Fr. 39.- von Zürich aus) und durchs Fensterglas des

Schalters die beiden detaillierten Fahr-  
karten, siehe nebenan!

Fr. 47.50 bis Rigi-  
Klösterli für mich,

Fr. 45.50 bis Rigi-  
Kulm für Frau Kovacs.

Die Beamte wollte, dass  
ich ihr die zwei Billette  
ins Büro hinein-  
reiche, doch ich er-  
widerte: "Die gebe ich  
nicht aus der Hand!

Mich interessiert auch gar nicht der  
Geldbetrag, sondern nur die Begründung  
der SBR für den stossenden Widerspruch.  
Je nach dem werde  
ich die Sache dem  
"Beobachter", dem Radio  
"oder dem Fernsehen  
melden!"

Das erschreckte die  
Ärztin sehr und ich  
fügte beschwichtigend  
bei, sie persönlich  
treffe ja keine Schuld,  
sie habe die Fahrkarten ja  
nicht ausgestellt!

GULTIG 18.06.95 - 17.07.95  
RUNDFAHRT  
DIETIKON  
-ZÜRICH  
-ARTH-GOLDAU  
RIGI KLÖSTERLI  
UND AB  
RIGI KALTBAD  
-VITZNAU  
-SCHIFF  
-LUZERN  
-ZÜRICH  
DIETIKON  
ODER UMGEKEHRT

2.KL. 1/2  
02 819361 18060810  
AUSGABE: DIETIKON

Fr. 47.50  
011/990

GULTIG 18.06.95 - 17.07.95  
RUNDFAHRT  
DIETIKON  
-ZÜRICH  
-ARTH-GOLDAU  
RIGI KULM  
UND AB:  
RIGI KALTBAD  
-VITZNAU  
-SCHIFF  
-LUZERN  
-ZÜRICH  
DIETIKON  
ODER UMGEKEHRT

2.KL. 1/2  
01 962856 18060810  
AUSGABE: DIETIKON

Fr. 45.50  
011/990

Trotzdem protestierte sie trotzig und warf mir mangelndes Vertrauen zu ihr vor. Sie wolle doch nur die Preise noch einmal sorgfältig nachrechnen! Mein Vertrauen zur SBB sei eben vergangen, erwiderte ich, nach den Erfahrungen mit der Rigireise. Ich presste die auf ein A<sub>4</sub>-Blatt gehefteten Fahrkarten gegen die Fensterscheibe des Schalters, so dass die Angestellte sie abschreiben konnte.

Als dies geschehen war, wurde ich entlassen mit der Bemerkung, ich könne am Dienstag oder Mittwoch nochmals vortreten, bis dann sei das Rätsel bestimmt gelöst!

Am Dienstag meldete ich mich gespannt auf die Erklärungen wieder, doch, ach, es befanden sich erneut andere Beamte an den Schaltern, und die sagten mir, ich werde nächstens telephonischen Bescheid erhalten! Wahrscheinlich hatten sich die verschiedenen unteren Angestellten mit ihren Vorgesetzten beraten und mit diesen zusammen überlegt, was sie unternehmen könnten, dass der Fall nicht im „Beobachter“, im Radio oder im Fernsehen publik gemacht wird.

Gespannt wartete ich auf den versprochenen Telefonanruf der SBB. Endlich, am Mittwoch war's so weit! Ein Herr erklärte mir, beide Fahrkarten seien falsch berechnet worden, und die SBB bitte um Entschuldigung. Ich könne mich am Schalter vorstellen und mein Billett abgeben. Mit werde dann ausbezahlt, was man mir zu viel verrechnet habe, und ausserdem erhalte ich noch Fr. 10.- zur Besänftigung meines Ärgers. Ich hatte mich zwar nicht stark geärgert, eher gewundert und amüsiert über die Ärgeren bei der SBB!

Bei meinem vierten Gang zum Schalter erfuhr ich, dass meine Fahrkarte nur Fr. 42.- hätte kosten sollen. Ich bekam also Fr. 5.50 zurück und einen Gutschein lautend auf Fr. 10.-, wofür ich mich bedankte. Ich versprach auch diesen Betrag mit der Frau zu teilen, die auch auf den Rigi mitgekommen war.

Mit der Hilfe meiner unbestimmten Erinnerung an den Namen „Kovačs“ hatte ich inzwischen auch die Telefonnummer und die Adresse dieser Dame herausgefunden.

Beim sechsten Versuch gelang mir schliesslich am Sonntag, 2. Juli 1995, die Ver-

bindung. Ich erzählte Frau Kovačs ausführlich, wie es mit ergangen war und fragte sie, ob ich ihr die Fr 5.- gleich noch bringen dürfte. Es war ja erst 19 Uhr 20 und immer noch strahlender Sonnenschein, und doch sagte Frau Kovačs, sie sei nicht mehr zu sprechen. Sie war an diesem heißen Nachmittag im Schwimmbad gewesen, unpässlich heimgekommen und wünschte, dass ich die endgültige Erledigung der Billettgeschichte vergesse oder verschiebe, bis ich sie zufällig bei einer Wanderung wieder einmal antreffe.

7.7.95. Heute grub ich die ersten Kartoffeln aus. Die Sorte heisst „Ukawa“ und entspricht „Sistema“. Ich besitze noch etwa 2 Kilo Kartoffeln vom letzten Jahr. Da ich sie schon zweimal abkeimte, sind sie nun ziemlich wertlos und verschumpft. Ich werde sie nicht mehr essen, da ich ja nun sehr gute neue Kartoffeln habe.

Soban telephonierte mit Käri. Die Berner haben schon eine Zeitlang Sommerferien. Joachim war vorher noch im Landdienst. Nun hat er bereits den Lern-fahrausweis fürs Auto. Doch er musste auf dem Familienausflug zur Schrattefluh, nicht beim Autofahren, wohl aber bei der Wanderung auf die Schrattefluh einen entsetzlichen Schreck erleben. Wenig neben dem markierten Weg über ein Schneefeld, stürzte er in eine Foline. Man hatte die Gefahr nicht sehen können! Joachim stürzte mehrere Meter tief hinunter und schrie, so dass Karl umkehrte, um zu helfen. Joachim konnte sich auf einem Bödeli festhalten, um nicht noch tiefer hinunter zu stürzen! Es war ihm aber unmöglich, an der überhängenden Felswand hinaufzuklettern. Da weit-unten bei einer

x brüchigen

1. 11. 1995



Alphütte Kinder spielten, rannte Karl hinunter, um Hilfe oder wenigstens ein Seil zu holen. Joachis Mutter Mirjam blieb beim Loch und sprach dem Ärztsten Mut zu.

Schweisgebadet kam Karl mit einem Seil zurück, Joachim jedoch schlottete vor Kälte in seinem Loch. Mit vereinten Kräften, Sichern des Seils und Klettern am Seil kam der Abgestürzte endlich wieder ans Tageslicht.

Als die drei Kleinkes das Seil dem Eigentümer wieder zurückbrachten, stellten sie fest, dass sie vom freundlichen Nationalrat Schnyder aus Luzern empfangen und freundlich zum Plaudern eingeladen wurden. An der Wand der Alphütte hing auch ein **Sprechtrichter**, der für den Ruf des Alpsegens verwendet wird. Herr Schnyder rief den Segen für seine Gäste ausnahmsweise einmal etwas früher als gewohnt mit allen seinen unendlich vielen Strophen.

Nach diesem ergebnisreichen Tag weiss Joachim für „ewige Zeiten“, was eine Wolke ist, und zwar eine ganz bestimmte, 20 bis 30 Meter tiefe !! Auf der Heimfahrt lenkte er wieder das Auto. — Adrian ist wegen des italienischen Eisenbahnstreiks in Venedig blockiert!

Aus der

Festschrift 1992 der NÖ Arbeitsgemeinschaft für Volkstanz

Dr. Richard BAMMER prägte als Landesvorsitzender der Niederösterreichischen Arbeitsgemeinschaft für Volkstanz bis zu seinem Ableben am 4. November 1978 ganz entscheidend deren Zielsetzungen, welche er etwa folgendermaßen formulierte:

"Unserer Arbeitsgemeinschaft ist vor allem eine Rückbesinnung von den vielfigurigen Schautänzen der anderen Bundesländer auf die schlichteren, aber typisch niederösterreichischen Sonderformen und 'Kleinformen für Publikums-Volkstänzen' zu verdanken, an welchen unser Heimatbundesland besonders reich ist. Sie betreut statuten-gemäß alle Führungspersönlichkeiten und Organisationen in Niederösterreich, die den Volkstanz (und sei es auch nur am Rande) pflegen. Sie sorgt (heute ebenso wie in den letzten 30 Jahren) für Kurse zur Aus- und Weiterbildung von Tanzleitern und Aktivisten und veranstaltet große überregionale Volkstanzfeste. Sie veröffentlicht in ihren Rundschreiben Termine, Berichte und richtungsgebende Abhandlungen; führt auch Musikerschulungen durch und gibt Volkstanznoten, Tonbänder und neue Beschreibungen aller nÖ. Volkstänze sowie andere Behelfe für den Kursbetrieb heraus."

### **Volkstänzen als wesentlicher Bildungsbeitrag**

Seit ihrer vereinsrechtlichen Gründung war und ist die Niederösterreichische Arbeits-

gemeinschaft für Volkstanz ihren Statuten nach auch ein Mitglied des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes, also der führenden Niederösterreichischen Erwachsenenbildungsorganisation. Der Bezeichnung "Heimat"-Werk entsprechend, war daher die bewußte Bewahrung überlieferter Volkskulturgüter jahrelang das sichtbare Hauptanliegen der Volkstanz-"Pfleger".

Als nach dem Tod von OStR. Dr. Richard BAMMER der Jugenderzieher und damalige Obmann der Volkstanzgruppe Klosterneuburg, Rudolf LHOTKA, am 16. Dezember 1978 zum neuen Landesvorsitzen-

den der Niederösterreichischen Arbeitsgemeinschaft für Volkstanz gewählt wurde, lenkte dieser das Augenmerk stärker auf die Zugehörigkeit zum "Bildungs"-Werk: "Die naturgegebenen Anlagen des Menschen - wie zum Beispiel die Fähigkeit zur harmonischen Bewegung, zur Freude am Schönen, zur Achtung vor dem Überlieferten, zur Kontaktnahme mit einem Partner oder zur Einordnung in die menschliche Gemeinschaft - verkümmern in unserer überzivilisierten Welt, wenn sie nicht gezielt gefördert werden. Spielen, Tanzen, Singen oder Musizieren stellen daher ganz wesentliche Bildungshilfen für die musische und soziale Entwicklung jedes einzelnen, und dadurch für seine 'Mensch-Werdung' schlechthin, dar."

K.K.

Christine LHOTKA, Kierling

## 10 JAHRE SENIORENTANZ IN NIEDERÖSTERREICH

### Aktivierung im Alter als wichtige Bildungsaufgabe

Unter diesem Motto lud die ARGE SENIORENTANZ NÖ im NÖ Bildungs- und Heimatwerk (NÖ BHW) am 1. Oktober 1992 zu einem Jubiläumstanntag ins Niederösterreichische Landhaus und am 3. Oktober zur Jahreshauptversammlung ins Bildungshaus St. Bernhard in Wiener Neustadt ein. Der Landesvorsitzende des NÖ BHW, Prof. Dr. Johannes WURZER, dankte bei diesem Anlaß den derzeit rund 60 aktiven niederösterreichischen Seniorentanzleitern/-innen und zeichnete die noch immer leitend tätigen Pioniere der "ersten Stunde" mit den folgenden Ehrenzeichen des NÖ BHW für Verdienste um die niederösterreichische Erwachsenenbildung aus: OSR Hilde BIRNBAUM aus Korneuburg (Bronze), Adele HOFER aus Bruck/ Leitha (Bronze) und Elfriede TRAPL aus Baden (Bronze) sowie OStR. Dr. Christine LHOTKA aus Klosterneuburg (Silber).

Als bisherige Leiterin der ARGE SENIORENTANZ im NÖ BHW konnte Frau Dr. LHOTKA eine eindrucksvolle Rückschau auf die vergangenen zehn Jahre im Dienste der musischen Altenbildungsarbeit vorlegen:



"Tanz-Ständchen" der ARGE Seniorentanz NÖ für LR Liese Prokop (hinten l.) beim Jubiläums-Tanntag am 1.10.1992 im NÖ Landhauhof. (Foto Boltz)

### Wurzeln des Seniorentanzens in Niederösterreich

Die Seniorentanzbewegung entstand in den frühen Siebzigerjahren in der Bundesrepublik Deutschland durch Frau Ilse TUTT und ihre Mitarbeiter: Tanzpädagogen, Ärzte und Psychologen sammelten Erfahrungen



Bildungshaus Wr. Neustadt, 7.-9. Juni 1985: Auf Einladung der NÖ ARGE Volkstanz lehrt Marie-Luise Nolting (Mitte), die wichtigste Mitarbeiterin und Nachfolgerin von Ilse Tutt/BRD, Sitztänze und sonstige Seniorentänze erstmals in NÖ. (Foto Lhotka)

im Tanzen mit älteren Menschen und entwickelten aus vorhandenen Folklore-, Mode- und Gesellschaftstänzen eigene seniorengerechte Gemeinschaftstänze. Partner-Unabhängigkeit, Vermeidung von Leistungszwang, Spielcharakter, körperliche, geistige und soziale Gesundheitspflege sind die wichtigsten Eigenschaften seniorengemäßer Tanzformen.

Die Klosterneuburger Verlagsleiterin und Mentorin der "Gedächtnis-Spiele nach Dr. med. Franziska STENGL aus Wien", Frau Emmy FUCHS-FINSTERER, organisierte 1976 in Zusammenarbeit mit Dir. Karl HOCHWARTER von der VHS Wien-Nord

mit der Referentin Elisabeth GOSSMANN aus Baden-Baden das erste österreichische Seniorentanzseminar (im Albert-Schweitzer-Haus in Wien). Nach einigen weiteren Wochenendseminaren mußte die VHS Wien-Nord die Seniorentanzleiterausbildung aus Mangel an geeigneten pädagogischen Mitarbeitern wieder einstellen.

Frau Emmy FUCHS "verschleppte" allerdings ihre gute Bekannte, OSiR. Dr. Christine LHOTKA aus Kierling, im Jahre 1981 zu einem Seniorentanzkurs in Bayern mit der Vorsitzenden des Bundesverbandes Seniorentanz e. V. in der BRD, Ilse TUTT aus Gießen. Frau LHOTKA berichtete daheim so begeistert von den wertvollen Möglichkeiten des Tanzens mit Senioren, daß ihr Sohn Rudolf LHOTKA als Klosterneuburger Kulturmanager und als Vorsitzender der "NÖ ARGE für Volkstanz im NÖ BHW" sogleich "zupackte": Er organisierte bereits ab Oktober 1981 den ersten Seniorentanzkurs unter der Leitung seiner Mutter in Kierling; vom 3. bis 5. September 1982 das erste gesamt-niederösterreichische



Frau OSiR. Dr. Christine Lhotka (l., hier 5.4.86) leitete bis '91 die ARGE Seniorentanz im NÖ BHW und auch nachher viele Kurse u. Seminare. (Foto Lhotka)

Tanzleiterausbildungsseminar für die Seniorenarbeit mit Frau Ilse TUTT im Hippolyt-Haus in St. Pölten; ab Oktober 1982 Seniorentanzkurse mit Absolventen dieses Seminars in vier verschiedenen Klosterneuburger Katastralgemeinden; und anschließend die Aus- und Fortbildung der Seniorentanzmultiplikatoren für ganz Niederösterreich.



Wien I., Hof des NÖ Landhauses, 1.10.92: Der Leiter der ARGE Tanz im NÖ BHW, Rudolf Lhotka, erläutert der zuständigen Landesrätin für Seniorenfragen, Liese Prokop, die große auch sozialpolitische Bedeutung der Seniorentanzbewegung. (Foto Boltz)

## Stolze Bilanz einer landesweiten Bildungsarbeit

Durch die guten Kontakte von Rudolf LHOTKA zur zuständigen Landesrätin für Jugend-, Familien- und Seniorenfragen, Liese PROKOP, ist es vom ersten Seminar an bis heute gelungen, die Seniorenstelle des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung als Mitveranstalter und Mitfinanzier für sämtliche Seniorentanzleiter-Aus- und Fortbildungsveranstaltungen in Niederösterreich zu gewinnen.

Als Partner trat bis Oktober 1986 die "NÖ Arbeitsgemeinschaft für Volkstanz e. V." auf; in der Folge jedoch die - am 6. April 1986 im Bildungshaus Lainz gegründete - "ARGE SENIORENTANZ NÖ im NÖ Bildungs- und Heimatwerk", und zwar in Kooperation mit dem jeweils als Seminarort dienenden Bildungshaus.

Am 6. April 1986 hat sich schließlich unter der Leitung unseres Mitglieds OStR. Dr. Christine LHOTKA aus Kierling auch noch die "Arbeitsgemeinschaft Seniorentanz Niederösterreich" als Fachbereich im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk selbständig gemacht. Sie zählte bei der letzten Hauptversammlung im November 1991 fünfzig ordentliche Mitglieder, das sind im Bundesinstitut für Erwachsenenbildung in Strobl ausgebildete Seniorentanzleiter; weiters 115 fördernde Mitglieder und rund 600 karteimäßig erfaßte Teilnehmer an Aus- und Fortbildungsseminaren. Und wiederum hatte die äußerst engagierte Bildungsarbeit dieses



*NÖ Landhaus Wien, 1. 10. 1992: OStR. Dr. Christine Lhotka (r.) dankt an der Spitze von 80 nÖ. Seniorentänzern Frau LR Liese Prokop (l.) und der Sachreferentin Annemarie Haider für 10 Jahre Unterstützung.  
(Foto NÖ Landesregierung)*

niederösterreichischen Tanzgremiums einen bedeutenden Anteil daran, daß am 18. Jänner 1992 im Bildungshaus Schloß Zeillern bei Amstetten in Niederösterreich die Gründungsversammlung einer "Bundesarbeitsgemeinschaft Seniorentanz Österreich" stattfinden konnte.

Beweis für die Tatsache, dass der  
Siebenbürger Rheinländer mit  
dem Aussenfuss beginnt:

70 Jahre wissenschaftlich untermauerte Volkstanzpflege

Festschrift 1992 der NÖ Arbeitsgemeinschaft für Volkstanz



Der "Siebenbürger Rheinländer" als Ehrentanz für  
eine brauchtümliche Hochzeitsgesellschaft bei einer  
Trachtenschau des NÖ Heimatwerks am 14. 6. 1992  
für die BHW-Ortsstelle in Kierling. (Foto Lhotka)

# Höchhüser – Herrschaftsbauten der dörflichen Oberschicht

Die beiden sogenannten Höchhüser von Steffisburg gehören zu zwei in der bernischen Architekturgeschichte bekannten Bautypen des 15. und 16. Jahrhunderts. Das grösere entspricht in Proportion und behäbiger Grundform mit seinem annähernd quadratischen Grundriss, den drei Geschossen und dem mächtigen Walmdach dem Typ des freistehenden spätgotischen Geviertbaus. Das kleinere dagegen, zweigeschossig auf ebenerdigen Kellersockel, verkörpert mit seinem langen, schmalen Baustrakt und dem Krüppelwalmdach die häufi-

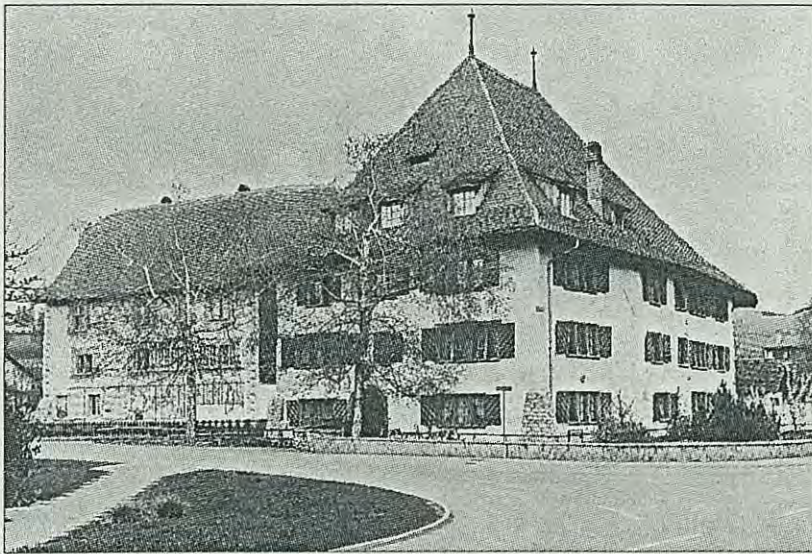
ge Form der schlanken spätgotischen Steinstöcke.

Beide wurden sie, soweit heutige Erkenntnisse eine Aussage zulassen, im 16. Jahrhundert erbaut – das grösere um 1530, das kleinere vielleicht 1555 – und seither in ihrer Erscheinung nicht mehr wesentlich verändert. Dies dürfte in erster Linie auf den Umstand zurückzuführen sein, dass sie von der dörflichen Oberschicht erbaut oder kurz nach der Errichtung von ihr übernommen wurden und auch später in deren Besitz verblieben. So waren sie nicht dem Erneuerungsdruck des

städtischen Patriziats ausgesetzt, der manches spätgotische Schloss durch mehr oder weniger einschneidende Umgestaltung in einen barocken Landsitz verwandelt hat.

Trotzdem gehen auch die Steffisburger Höchhüser auf eine Niederlassung des Kleinadels, nämlich der Herren von Kien zurück, die im 14. Jahrhundert im Freigericht Steffisburg über reichen Grundbesitz verfügten, der durch Erbgang an die Berner Familie Matter gelangte. Der berühmteste Herr der Steffisburger Höchhusbesitzung war der Feldherr, Politiker und Handelsmann Heinrich Matter, bernischer Gesandter am französischen Hof und Ritter von Padua.

Beim Höchhus der von Kien und der Matter handelte es sich jedoch noch um die Vorgängeranlage der beiden heutigen Bauten. 1431 wird ein «gemuret Hus an der müliwur» erwähnt, und archäologische Beobachtungen anlässlich von Bauarbeiten belegen Mauerwerksreste aus dem 13. oder 14. Jahrhundert nicht nur innerhalb des grossen Höchhuses, sondern auch ausserhalb der heutigen Hausgrundrisse. Man dürfte kaum fehlgehen, sich als Vorgänger der beiden einprägsamen Steinstöcke des 16. Jahrhunderts einen burgartig aus mehreren grösseren und kleineren Gebäuden zusammengesetzten, mit Türmen bewehrten und Mauern umschlossenen Komplex vorzustellen.



*Aus der Extra publikation zum 9.9.95  
Zum Tag der Kulturgüter: Schlösser, Burgen und historische  
Landsitze.*

14.7.95. Vor einiger Zeit schickte mir meine Schwester Martha ein Bündel vergilbter Briefe unserer Mutter aus der Zeit zwischen 1933 und 1947, also aus der Kriegszeit. Martha wollte diese Briefe eigentlich vernichten, da sie meist nichts Weltbewegendes berichten.

Bei der Lektüre fragte ich mich, ob vielleicht auch Maria während meiner Abwesenheit im Aktivdienst ähnliche Briefe bekam. Leider kann ich mich an nichts dergleichen erinnern. Es kann angenommen werden, dass der Kontakt zwischen Mutter und Tochter enger war als zwischen Mutter und Schwiegertochter, was ja ganz natürlich ist.

Schon der erste der noch vorhandenen Briefe verdient es, weiterhin aufbewahrt zu werden. Er ist wie alle übrigen sehr sorgfältig und gleichmässig geschrieben. Die zierliche, recht kleine deutsche Frakturschrift wird von keiner Korrektur unterbrochen. Nur an einer einzigen Stelle der ersten Seite ist zwischen die Zeilen „Sonntag. Fortsetzung“ hineingeflickt, was schade ist, denn ohne diesen Fleck wäre die erste Briefseite ein kleines Meisterwerk. Andererseits zeigt diese Ergänzung die grosse Gewissenhaftigkeit der Schreiberin.



Merilau, 28. April 1933.

Mein lieber Kind!

Gern möchte ich dir noch ein  
Kübelchen im Geißle schicken, (bekommt Ihr  
die Post Kübelchen?) Bin geht es dir? Mir haben  
immer noch ein Ding, geistlich geht? Ich dachte, du  
schickst den Kübel noch zuvorkommen können,  
weil es nicht kann; erst heute hat ihn Vater ge-  
braucht! - Mein kein Vater wieder im Gefühl,  
es hat ihn nicht mehr was!'

Der Kissen in die Kiste hat sich schon nicht  
geschickt, - aber von anderen Gegenständen hast du,  
dass gewisse Kisten um die Kisten aufstehen  
ist; (Kübelchen).

Jetzt hat ich mich die Kiste fertig, ich aber nicht  
mehr viel von dir; soll ich nicht mehr, oder?  
Die "Kiste" nicht mehr bringen: - Tom einem Koff  
haben ich quasi geschickt, leider dachte ich nicht der  
von, dass es mich Kiste bringt. <sup>Familienbuch</sup> (Gestern hat  
ich den jungen Koff geschickt in Kiste, in  
der Kiste, ich habe dir; immer noch  
ich; jetzt hat ich den Kiste Koff von Kiste  
abnehmen, oder ich Kiste Kiste Kiste!

In diesem Kiste ist mich so immer  
Kiste,

du müßte ich alle Tugenden, die gebräuchlich sind,  
um Boden mit ungefühltem Acker, mit einem  
Ackerbau, kultivieren! Auf dem Acker,  
oder vielmehr beim Ackerbau, könnte man  
dann mit gutem Gewissen Zeitvergnügen  
haben, alles schön überlassen, in dem Kulturbau,  
also arbeiten, in dem Ackerbau, geübt!

Du müßt mich von dem Ackerbau  
zusammen nehmen, ich hab mich nicht immer  
jemand da, der sagt: Mach, mach! Machen  
mußst du dich selber mühen, wenn du etwas  
fallst ständig fertig bringst!

Herin Acker u. Kulturen geben ich die  
Erfolgsverheißung gemacht: fünf Acker ich  
im neuen Ackerbau als Ackerbau!

Am ~~Montag~~ Dienstag mach das Fortschreiten  
einen Ackerbau mach Acker, ob ich dich mit-  
geben?

Frucht gibts nicht Acker!

Schreib mich auch bald, wie es die geht!

in der Ackerbau geübt  
von einem Acker

Kriegs d. Acker!

Da die Frakturschrift heute in den Schulen nicht mehr gepflegt wird und daher nur noch mit Mühe gelesen werden kann, schreibe ich nachfolgend einen Teil dieses Briefes ab. Mir selber macht diese Lektüre keine Mühe, denn in meinen ersten Schuljahren schrieb auch ich, wie damals noch üblich, mit dem Griffel die Frakturschrift auf meine Schiefertafel.

Meine Schwester Martha verbrachte ein Jahr als Schülerin in einem Internat im Welschland, d. h. in Lucens. Sie arbeitete anschliessend ein weiteres Jahr lang als Haushalthilfe in einer welschen Familie und litt dort wahrscheinlich unter Heimweh. Sie war damals achtzehn Jahre alt und erstmals in der Fremde auf sich selbst gestellt.

„Meilen, 28. April 1933.

Mein liebes Kind!

Gerne möchte ich dir noch auf Sonntag ein Grüssle schicken. (Bekommt Ihr die Post sonntags?) Wie geht es dir? Wir denken immer fest an dich; spürst's, gelt?..... Nun kann Vater wieder ins Geschäft, es tut ihm nicht mehr weh!

Der Schnee und die Kälte hat hier herum nicht geschadet, aber von andern Gegenden liest man, dass grosser Schaden an den Kulturen ent-

standen ist. (Schaffhausen).

Jetzt hab ich auch die Wäsche fertig, ist aber nicht mehr viel von Dir.....

Sonntag. Fortsetzung: Gestern hab ich den ganzen Tag gefegt und geputzt, in der Meinung, ich helfe Dir; immer sag ich, : jetzt tät ich dem Mädle doch gerne helfen abwaschen, oder ihre schwarzen Pfannen fegen! In Leipheim hatten wir auch so einen Herd, da musste ich alle Töpfe, die gebraucht wurden, am Boden mit angefeuchteter Asche, mit einem Anstreichbürstle anstreichen! Nach dem Kochen, oder vielmehr beim Abwaschen, konnte man dann mit zusammengeknülltem Zeitungspapier alles schön abreiben, in den Korbkübel, also trocken, und dann erst abwaschen; probiers!

Du musst nun eben Deine Gedanken zusammen nehmen; jetzt steht nicht immer jemand da und sagt: Mach..., mach...! Machst freust Du dich sicher auch, wenn Du etwas selbstständig fertig bringst!

Heiri Staub und Karle Kung haben jetzt die Lehrlingsprüfung gemacht! Emmi Kung ist im Konsum als Lehrtochter!

Am Dienstag macht der Frauenverein eine Bluestfahrt nach Uster; ob ich auch mitgehe?

Sonst gibts nichts Neues. Schreibe uns recht bald, wie es Dir geht! Und sei recht herzlich gegrüsst von Deinen Eltern.

Kuss von Muetti!"

Aus den vielen andern Briefen werde ich nur irgendwie auffällige Stellen herausschreiben. Diese alten Schriftstücke sind zum Teil stark vergilbt und beschädigt und von ganz unterschiedlichem Format. Auch ist vieles vom Inhalt ganz nebensächlicher Natur und in keiner Weise mehr interessant, so dass die weiteren Dokumente zum Altpapier gelegt werden können.

Zuerst sticht mir da eine karierte Seite aus einem meiner Kolleghefte in die Augen. Ich schrieb dies Blatt offenbar im Lesezimmer der Universität Zürich während einer Zwischenstunde. Vorher hatte ich mich im Rektorat der Töchterschule „Hohe Promenade, Zürich“ erkundigt, welcher weitere Schulbesuch für meine Schwester möglich und empfehlenswert wäre nach 3 Jahre, Sekundarschule, Internats- und Haushaltjahr im Welschland. Auf diesem karierten Blatt, das ich zur Weiterleitung nach Lucens in Meilen abgegeben hatte, steht in meiner damaligen etwas eckigen Handschrift und auf dem noch freien Platz von Mutter Mina Klenk ergänzt:

„ 1.34. Liebe Schwester - alles besprochen - mit Rektor - Herr Dr. Endetlin - war sehr nett - hatte Verständnis - Du warst ja im R.T.H. (Das heisst wahrscheinlich „Reformiertes Töchterheim“) und ein Jahr im Haushalt - Zeit ist nie verloren - man muss nur das recht machen, was man macht - für „Deutsch“ und „Franz“ brauchst Du nichts zu lernen - wenn Du dann später in der Grammatik etwas wissen solltest, so ist es noch früh genug, wenn ich Dir's dann sage - Ihr habt übrigens sozusagen keine Grammatik-Kunstgeschichte und Geschichte will ich dann mit Dir nachholen, was in der ersten Klasse behandelt worden ist, ebenso Geographie, Naturgeschichte und Chemie - Du hast ja jetzt kaum Zeit - putz nur zuerst einmal das Haus recht gründlich - wenn Du dann noch freie Zeit hast, so kannst Du nebenbei noch manches lernen - sonst aber lieber in den Ferien - in der Geschichte ist behandelt worden: Familie, Staat, Kultur, ... Da könnte man ganze Bücher darüber schreiben ... Denk Dir einmal etwas dazu! Schreib, wieviel freie Zeit Du hast.

Aus diesem Text lässt sich entnehmen, dass Mattha in der Töcherschule Zürich die erste Klasse überspringen und direkt in die zweite eintreten wollte, was ihr auch

gelang. Schwierigkeiten tauchten einzig im Fach „Englisch“ auf, da Martha, die noch kein Englisch gelernt hatte, dies Fach zusammen mit Schülerinnen besuchen musste, die schon ein ganzes Jahr in der Töchterschule in dieser Sprache ausgebildet worden waren! Dieser unhaltbare Zustand veranlasste mich später noch einmal auf dem Rektorat der „Töchter“ vorzusprechen.

Meinem knappen Text auf der Seite aus meinem „Kollegheft“ wurde in der bekannten zierlichen Frakturschrift beige-fügt:

„ 30. 1. 34. Meine liebe Martha!

Es war geradezu eine Augenweide, Deinen letzten Brief zu lesen, so sauber und ohne Fehler! Und dazwischen noch Deine Freude zu spüren, das hat mich recht erfreut! Nun bin ich arg froh, dass wir nun doch etwas für Dich haben, und wir wollen hoffen, dass Du mitkommst. Ich glaube nicht, dass man so schnell hinausgestellt wird! Es ist ja auch ein Vierteljahr Probezeit, da kannst Du Dich schön einleben. Wir sind nun der Ansicht, dass wir Dir keine Hefte und Bücher schicken, wenn Du Zeit hast, dann übe Französisch und Englisch, das

kommt Dir dann auch zugute in der Schule.

Müh dich auch nicht so schrecklich ab mit putzen. So schaffen und nicht essen, da kommst Du ja ganz abgemagert heim. Hoffentlich geht es Dir wieder besset. Was ist's auch, dass es immer wieder happert? Gibst Dir der Doktor keinen Rat? Und Klisterie helfen wohl auch nicht?.....

Ich denke, wir bekommen dann noch eine Bestätigung von der Schule, über Deine Aufnahme. Ich schick sie Dir dann. Ende Februar sind wahrscheinlich erst die Aufnahmeprüfungen, und Du musst keine machen!

Frau Spillmann lässt dich grüssen. Jetzt hat's wieder Schnee!! Am Sonntag war Vater in Thayngen. Sie lassen dich grüssen. Onkel geht's nicht gut! Mit vielen lieben Grüssen

Dein Muetli "

Die letzten Sätze sind da und dort an den Rand geflickt. In Thayngen arbeitete ein „Onkel“ namens Herr Veil, den wir gelegentlich besuchten. Die Verwandtschaft ist mir nicht klar. Ich weiss nur, dass der gemütliche Herr einen recht dicken Bauch hatte, was der Onkel den vorzüglichen Produkten „seiner“ Firma (Kuott) zuschrieb. Da er seine Hose vorn, oben



nicht mehr schliessen konnte, verband er den obersten Knopf mit dem zugehörigen Knopfloch durch eine Schnur und verdeckte diese geniale Einrichtung mit seinem Gilet. Bei uns hiess Herr Veil immer „der Schnürli-Onkel.“

Als Mattha die Töcherschule in Zürich besuchte, wohnte sie natürlich bei unseren Eltern. Erst als sie verheiratet war und nicht mehr in Meilen, sondern in Ottikon bei Gossau, LH, wohnte, ergab sich ein neuer Briefwechsel. Die vorliegenden Briefe schrieb unsere Mutter in ihren drei letzten Lebensjahren 1945, 1946 und 1947. Wilhelmina Karolina Klenk-Feuchter, 11. 4. 1883 bis 5. 1. 1948 berichtet, manchmal ganz nebenbei, viel Wissenswertes.

So vernimmt man, dass in der Schweiz die Lebensmittelrationierung noch längere Zeit über das Kriegsende hinaus aufrecht erhalten blieb. Die Familien schenkten einander gelegentlich Rationierungsmarken.

In Deutschland herrschte grosse Not! Tante Mina und Onkel Karl Feuchter hatten im Zentrum von Ulm bei einem Bombardement alles verloren. Sie hausteten nun ganz primitiv im Geräteschuppen ihres Schre-

ber Gartens ausserhalb der Stadt. Ein Brief berichtet, die Möbel seien gut angekommen. Durch das „Schweizerische Arbeiterhilfswerk“ wurde es meinen Eltern möglich, dem Bruder meiner Mutter und dessen Frau eine einfache Möbelsammlung zu kommen zu lassen, zwei Stühle, zwei Betten und ein Tisch zum selbst zusammensetzen. Die Beschenkten seien glücklich, nur „Heinz sollte eben da sein“. Dieser Sohn Heinz kam nicht mehr aus dem Krieg zurück! Nicht nur Mutters Bruder Karl Feuchter verlor seinen einzigen Sohn. Auch der andere Bruder, Ludwig Feuchter, verlor einen seiner beiden Söhne durch den Krieg, und zwar Walter, den Kaufmann, den wir noch kurz vor der allgemeinen Mobilmachung in Heidelberg besucht hatten. Walter kam aus der Schlacht um Stalingrad nicht mehr zurück!

Bei der nächtlichen Zerstörung der Innenstadt von Ulm wurde die Farben-Fabrikations-Firma Ludwig Feuchters, in welcher auch der Mitarbeiter, Onkel Karl mit Tante Mira wohnte, total vernichtet. Die beiden Ausgebombten fanden, bevor sie in ihren Schrebergarten umziehen konnten, Zuflucht und vorübergehend Unterkunft in der Villa von Onkel Ludwig und Tante Paula, etwas ausserhalb des Stadtzentrums,

an der Lichtensteinstrasse. Von diesen Kriegsereignissen vernimmt man bruchstücksweise einiges aus Mutters Briefen von Ende 1945. Am 8. November lautet z. B. ein Passus: „Jetzt noch etwas! Wir können nächstens drei Briefe dem Bekannten von Lilly [Jenni] mitgeben, und weil er dann auch wieder Briefe in die Schweiz hereinbringt, ist dies eine gute Lösung! In acht oder vierzehn Tagen kommt Lilly und wird dann die Briefe mitnehmen. Ich freue mich, wenn man dann endlich wieder Nachricht bekommt.“

Offenbar funktionierte die Privatpost. In Mutters Brief vom 17. Dezember 1945 lesen wir: „Von Frau Pfarrer Mägis erhielten wir nun einen Brief von Tante Paula zugesandt. Sie leben alle, ausser Walter und Heinz, von denen man keine Nachricht hat. Das Haus Lichtensteinstrasse ist erhalten. Onkel Karl und Tante Mina sind dort aufgenommen. Sie sind ganz ausgebombt, ebenso das grosse Farbenlager im Weinhof. Kurt [der am Leben gebliebene Sohn Onkel Ludwigs] sei in Landshut. Schreiben dürfe er nicht, aber Ruth, seine Frau, habe ihn am Drahtzaun besucht. Er sei munter, und die Verpflegung sei gut. Am Marktplatz können sie weitermachen. Ernst sei daheim, Heinz noch nicht.“

Als Marthas Töchter Regula und Brigitte 1942 und 1945 zur Welt gekommen waren, wurde natürlich oft von diesen Kleinkindern berichtet. Der Brief vom 17. 8. 1945 beginnt z. B. so: „Wir danken fürs liebe Briefle. Es freut uns immer, etwas von Euch zu hören, besonders vom Plaudertäschle, und es ist schade, dass man's nicht öfter hören kann.“ Mit dem „Plaudertäschle“ ist natürlich Regula, geboren am 2. 12. 42, gemeint. Brigitte, geboren am 9. 3. 45, war ja damals erst gut fünf Monate alt.

Ähnlich hört's im Brief vom 2. Dezember 1945: „Ach, so gerne möchte ich wieder einmal bei Euch hineingüxle. Die Kinder werden mir ja ganz fremd. Ich muss mich ja wundern, dass Rägeli noch von mir weiss! Nun müssen wir halt geduldig warten, bis das Auto aus seinem Winterschlaf hervorkommt. Vielleicht erleb ich's noch.“ Und in einem andern Brief wendet sich Mutter direkt an ihre kleine Enkelin: „Ja, ja, liebs Rägeli, s'Grossle tät gern zu Euch kommen! Aber, 's kann eben nicht fort! Ich hoffe, es gäbe bald Benzin! Aber dann - dann hat's Schnee und ist so kalt, dass es wieder nicht geht!“

Immer wieder bilden die vom Mutter selbst

genähten und gestrickten Kleidungsstücke für die Kleinen den Anlass zum Briefeschreiben. Da geht es um die Beschaffung des Materials, um Blüski, Überhosen, Strümpfe, etc. etc..., um Sachen, die bald nur halbfertig, eventuell zu lang oder zu kurz sind, um Änderungen von Länge, Weite, Grösse. Ein Saum muss angebracht werden, die Wolle ist zu grob, die Zahl der Maschen muss verringert oder vergrössert werden, und ein besonders hübscher Gegenstand ist das „Steinsäckle für Brigitte“.

Nicht nur Stoff für einen Restenteppich, auch eingesparte Rationierungsmarken aller Art werden ausgetauscht und man hilft auch mit Gesundheitstatschlägen. Am 10. Juli 1945 bekam Martha von ihrer Mutter etwas Mais und einen „Seelenwärmer“, leihweise, bis der versprochene gestrickt ist. In einem andern leidet undatierten Schreiben lesen wir u. a. : „Vater sagt, Du sollst in der Apotheke Wurzelsamen kaufen, das hätte man früher immer von Zeit zu Zeit eingenommen, und es habe geholfen.“ Offenbar wurden die Kleinen von Würmern geplagt, und die Grossmutter war um Hilfe gebeten worden. Sie fand auch in einem Artikel der „Volksgesundheit“ (heute „Gesundheitsmagazin“) brauchbare Angaben: „Geben Sie in erster Linie Biocartolin, welches nicht nur die Würmer mit der

Zeit beseitigt, sondern auch die Wurmanlage. Ein bewährtes Heilmittel, besonders für Kleinkinder, ist auch der Knoblauch. In einer Tasse Milch muss man einige Knoblauchzehen austochen und das Getränk dem Kind zu trinken geben. Gleichzeitig ist eine Abkochung herzustellen, halb Milch, halb Wasser mit genügend Knoblauch zu einem Klistier. Diese Kur muss unbedingt längere Zeit wiederholt werden, da die Würmer sehr widerstandsfähig sind. Genauer Beobachtungen haben gezeigt, dass die Würmer alle sechs bis sieben Wochen eine starke Zunahme erfahren. Um auf die in regelmässigen Abständen ausschlüpfende Brut einzuwirken, ist die Kur nach zehn, dann nach 28 und nach 40 Tagen zu wiederholen. Es ist jedoch zu vermuten, dass diese "Abstands-theorie" nicht stimmt, und dass die Würmer jederzeit ausschlüpfen! Auffällig ist, mit welcher Sorgfalt die Schreiberin ihre Tochter informiert.

Immer wieder kommen die Rationierungsprobleme zur Sprache. Nicht nur Ratschläge, auch eingesparte Coupons werden verschenkt, so lange sie noch gültig sind. Am 2.12.1945 lesen wir in Mutters Brief: „Jetzt will ich aber doch zuerst recht herzlich für die Milchmarken danken. Ich bin sehr froh, besonders für Milch!“

Doch, jetzt heisst es ja, wir Alten bekämen etwas mehr! Aber dann hat man auch wieder ein schlechtes Gewissen, wenn man an all die Unglücklichen denkt, die grad gar nichts haben!"

Manchmal, aber eher selten, ist von Vaters (K.K 1882 bis 1964) und Mutters (M.K.-F. 1883 bis 1948) Gesundheitszustand die Rede, was uns heute natürlich viel mehr interessieren würde als all die Angaben zu den Strickwaren für die Kleinkinder Regula (geb. 2.12.42) und Brigitte (geb. 9.3.45).

Vater hatte vor vielen Jahren auf den Rat eines „Kurpfuschers“ eine grosse Menge (50 oder 60) „Gallensteine“ durch Öltrinken (!) abgetrieben. Später, als sein Gesundheitszustand im Spital Mäundorf einmal wegen einer Magen- und einmal wegen einer Prostataoperation sehr kritisch war, da kam der Herti Pfarrer zu uns auf die Hütnen herauf, um uns zu trösten. Man glaubte, Vaters Zeit sei abgelaufen. Doch, er erholte sich und Mutter starb sechzehn einhalb Jahre vor ihm! Ich suche nun die Stellen zu diesem Thema aus Mutters Briefen zusammen:

„Vater reiste heute (8. Nov. 1945) mit dem ersten Zug zu H. Knobel nach Herisau. Er musste schon vor vier Uhr aufstehen.“

Ebenfalls im Brief vom 8. November 1945 steht - an den Rand geflickt: „Mutter (d.h. Frau Altorfer, Werners Mutter) bearbeitet mich immer so sehr, wegen dem in Jona. (Gemeint ist offenbar ein „Wunderheiler“) Was sagt Werner zu diesen plötzlichen Heilungen - sogar aus der Ferne! Ich will nichts davon wissen. Ich nehme jetzt Lebertran - m - m - Fr. 5.50 die Flasche.“

17. 12. 1945: „Heute haben wir Wäsche. Aber nur vom Kochen bin ich schon wieder ganz erledigt und kann beinahe gar nichts helfen.“

Offenbar besuchte auch Martha die „Bircher-Benner-Klinik“, denn am 25. 10. 45 lesen wir: „Falls Dr. Willi nach mir fragt, dann sagst ihm, ----- ja, was soll ich sagen? Es ist halt nicht besser, und ohne Auto kann ich nicht mehr dort hinauf. - Gegenwärtig hab ich wieder so einen kranken Bauch. Ich wage bald nicht mehr etwas zu essen. Jetzt hab ich wieder zum heissen Öl gegriffen. Es fällt einem allemal so lang nichts ein. Ich hoffe, es helfe.“ 8. 11. 45: „Ich habe immer so viel Besuch! Es verleidet mir oft, so sehr es mich ja freut, dass auch jemand zu mir kommt! Aber gerade die letzten Wochen, wo es mir immer so elend ist, ach, da wär ich halt lieber allein!“ ... „und wenn wochenlang niemand kommt, dann ist's ja auch nicht recht!“



Vater Klenk (geb. 1882) war offenbar im Oktober und November 1946 im Spital Männendorf. „Gestern war ich mit Tante Gottlieb (Vontobel) bei ihm. Er sagt, es gehe ihm gut, und der Arzt sei zufrieden mit ihm. Wir wollen doch recht dankbar sein für diesen Bericht... Vater hat immer noch seine sechs Tässlein, doch sind sie jetzt voll, und er muss alle halbe Stunde eins leeren - so hat er doch immer Arbeit. Es reut mich, dass ich nicht täglich geschwind zu ihm reisen kann, - aber damit muss man sich eben abfinden und hoffen nicht ungeduldig zu werden, bis er heimkehren darf.

Bei mir will's nicht so recht. Ich habe keinen Schlaf und keinen Appetit. Die Aufregung war gar gross, - und jetzt hat mir Frau N. (gemeint ist Frau Niederhauser) noch eine Scene gemacht. Ich zweifle an ihrem Verstand! Seit Montag lebt sie hinter geschlossenen Läden; vielleicht schreibt sie Dir. Jedenfalls war es bei der Hochzeit nicht, wie sie meinte! Auch da wieder Aufregung! Arme Frau, wann kommt auch dieser Geist zur Ruhe?“

Weihnachtsbrief vom 21. 12. 1946: „... So im Stillen hatte ich gehofft, wir könnten vielleicht einmal zu Euch hinüberfahren. Aber für

Vater ist, das noch nichts, und vollends bei der gegenwärtigen Kälte. Die Sache mit den Fäden (Operationsfäden) bei Vater ist, oder sei, ganz normal. Frau Zocher hat auch noch solche Fäden. Wäre es Sommer, würde die Wunde vielleicht schneller heilen. Sonst gehts ordentlich bei Vater. Er macht wieder Krach in seiner Werkstatt, und ich muss mich manchmal dagegen wehren! Aber wir kommen sonst gut miteinander aus. Vater bewältigt den Hauptanteil der Hausgeschäfte, was jetzt gerade das Feizen ist. - Hilfe haben wir keine, aber wenn alles klappt, dann kommt Johanna (Barth, von Düren bei Pforzheim) zu uns. Vater hat die Eingabe gemacht, und sie wird von der hiesigen Behörde befürwortet. Man bleibt abzuwarten, wie es draussen (in Deutschland) geht. Hoffen wir das Beste."

Leider sind viele der erhalten gebliebenen Briefe an Martha nicht datiert. Daher lässt sich der zeitliche Ablauf der Ereignisse nicht mehr rekonstruieren. Beide, Mina Klenk-Feuchter (April 1883 bis Januar 1948) und auch Karl Johann Klenk (Mai 1882 bis August 1964), waren mehrmals im Spital, Mutter in der Bitchet-Berner-Klinik (Allgemeinzustand, Magensenkung, etc....) und in Horgen (Augenoperation, ....), Vater

mehrmals in Männedorf (Magenoperation, Prostataoperation). Aus den Briefen lässt sich daher nicht ableiten, von welcher Krankheit, von welchem Spitalaufenthalt, von welcher Operation und von welcher Erholung im konkreten Fall die Rede ist.

Es ist auch zu bedenken, dass beinahe alle diese Briefe von Mutter kurze Zeit vor ihrem Tod geschrieben wurden. Mina Klenk-Feuchter schreibt z. B. am 28. Januar 1945 „... Ich sollte auch Brot backen, hab ja auch so viel Schwarzmehl, aber ich mag bald überhaupt nichts mehr tun. Gegenwärtig muss ich auch gar arg schnaufen.... Jetzt gibt man dem Wetter schuld....“ Ohne Datum: ... Eben war ich bei Vater (offenbar im Spital Männedorf), bei Herrn Stoll und bei Tante Gottliebin. (Gottliebin Vontobel-Stuber ist die Mutter des 1906 geborenen Heinrich Vontobel, der seit 1995 im Altersheim Meilen wohnt). Vater musste viel aushalten. Er ist recht müde und schwach, aber jetzt doch zuversichtlich. Uns war nur ein ganz kurzer Besuch erlaubt. Ein handgrosses Stück des Magens sei herausgeschnitten worden. Vater bekam ein Eiweiss zum Frühstück, und solange wir dort waren, brachte eine Schwester einige „Ruggeli“ Butter. Das sei ein Spezialre-

zept von Dr. Bösch. Zu Frau Gocher (Nachbarin auf der Flürnen in Meilen) schaute ich auch hinein. Auch sie musste viel durchmachen. Sie bekam einen andern Magen Ausgang. Ach, ist das ein Jammet! Für mich waren die letzten drei Tage und Nächte auch eine grosse Belastung. Das arme Herz! Jetzt hängt mir Herr Stoll die Vorfenster ein, und morgen kommt vielleicht Fräulein Agetshausen zu mir! Hoffentlich kann sie auch dann kommen, wenn Vater heimgekehrt ist."

10. 7. 1945: "Das gewittrige Wetter setzt mir und andern Leuten arg zu...." 18. 8. 1945: "... Bei uns ist immer etwas los. Jetzt haben wir beide eine Flex im Kreuz. Vater kann fast nichts essen. Am Gaumen und an den Zähnen hat er eine Entzündung. Hoffentlich bessert's bald. Am Mittwoch war ich bei Dr. Bircher. S'ist ganz ordentlich gegangen. Es geht mir auch sonst - ausser dem Schnauf - ganz ordentlich. Leider kommt so lange kein Bericht von Teufen!" Vater war offenbar dort bei einem Naturarzt oder Kurpfuscher. 14. Januar 1947. Vater hat wieder so einen argen Husten. S'will gar nichts helfen. Heute mittag war er beim Dr. Nun soll er Eisessig Salz nehmen und alle Stunde einen Kamillenwickel um den Hals legen, der beidseitig geschwollen ist. Gestern war Vater den ganzen Tag im Geschäft,

ebenso heute am Morgen.

Bei Frau Zocher sei die Wunde auch immer noch offen. Das ist eine lange dauernde Sache! Bei Vater sieht die Wunde schön aus, immer noch zwei offene Stellen, die aber offensichtlich langsam heilen. Der Husten jedoch nimmt ihn so sehr het!"

Später: Vater geht es weiterhin ordentlich. Da bin ich so froh und dankbar. Aber ich hätte ihm gerne noch ein paar Wochen Ruhe gegönnt. Jetzt ist er schon wieder voll im Amt, und auch da kann ich sagen, was ich will! Aber ich mach's ja selbst auch so!"

Im einem undatierten Brief ist auch ein ganz kurzer Hinweis auf Mutters Augen. Es fällt auf, wie wenig sie von ihren eigenen Leiden schreibt. Ich weiss, dass sich Mutter nach jeder Mahlzeit auf die rechte Körperseite legen musste, um den Abfluss des Mageninhalts zu erleichtern. Ich weiss auch, dass sie im Alter ein Glasauge tragen musste, was aber nicht besonders auffiel. Vor allem eines ihrer Augen wurde von den wackelnden Eitetzähnen aus immer schwächer und schliesslich durch ein Glasauge ersetzt. Ich erinnere mich, dass Mutter die seltene Gelegenheit erfasste und nach Zürich reiste, als einst der Glasaugenfabrikant mit seiner Auswahl in die Schweiz kam. Aus der riesigen Kollektion koun-

Als ein Glasauge gekauft werden, das "genau gleich" aussah, wie das noch gesunde! Viele Leute bemerkten gar nicht, dass eines der Augen "künstlich" war! Als Mutters Wackelzähne entfernt und durch ein "Gebiss" ersetzt waren, verschlechterte sich der gesundheitliche Zustand des noch sehenden Auges nicht mehr weiter. Von all dem schreibt Mutter aber gar nichts. Die Briefstelle, die an diese Situation erinnert, lautet: "... Ich hätte zu gerne den Zierstich (auf einem "Röckle" für eine Enkelin) angebracht. Aber das ist halt wieder etwas, wozu man beide Augen braucht..."

Zwischen viel Alltäglichem und den Sorgen mit der Gesundheit, mit den Haushalthilfen und mit der Nachbarin Frau N. befinden sich immer wieder reizende Stellen, so einmal vor Ostern 1946: "Im Garten steht immer noch das einzelne Schneeglöckli... Auch der Seidelbast blüht! Der Frühling kommt. Doch bei dem massen und kalten Wetter gegenwärtig, wird der Osterhase wieder in sein Nest zurückgeschlüpft sein!"

Wie geht es Rägeli? Als Vater bei Euch gewesen war, hätte ich so viel wissen wollen - aber Vater erzählt nur recht spärlich. Ach, diese Männer!"

17.8.45: "Warum ist Wernet nicht nochmals gekommen? Jetzt muss ich die Birnen dörren. Aprikosen gibt's keine mehr. Die Pfirsiche fallen

grün herunter... aber es gäbe immer etwas zu schma-  
bulieren, wenn Ihr da wäret. Die Gutke wat von Frau  
Zocher; das hatte ich Wernet gesagt; unsere sind alle  
bitter."

21. 12. 1946 „ Gestern abend wurde uns ein Weih-  
nachtslied gesungen. Das wat für uns eine zu gros-  
se Überraschung, und wir bedankten uns nicht ein-  
mal richtig! So alt und so blöd sind wir!"

„Liebe Mattha! Ich glaube gerne, dass du Bauch-  
weh bekommst, wenn du immer nur sorgen hast  
mit den Kindern! Das arme Brigittle hatte wohl  
starke Schmerzen. Mutter (= Frau Altorfer, Wernets  
Mutter) sagte ja, dass es so sehr geschrien habe,...  
da dachte ich sofort, dass da etwas nicht stimmt,  
wo es doch sonst so brav ist! - Und Rägele!  
Wie kommt es auch dazu, so ein Ding (eine Nadel)  
zu verschlucken? Es ist wirklich ein Wunder,  
wie es sich dann wieder herausgeschafft hat;  
s'ist aber doch lange gegangen. Rägele soll doch  
lieber seine Suppe essen!"

28. 1. 1947: „... Doch, den Holbein habe ich gele-  
sen! Schade!! Aber ich lese ihn noch einmal, wenn  
der Ueli (offenbar Gottlieb) fertig ist. Denselben  
lese ich jeweils Vater vor, und er schläft nicht  
einmal ein dabei!"

Im Winter 1946/47 wat Mattha zur Erholung  
in Mathon. Einige Briefstellen vom März und

April 1946 handeln vom Autofahren: „... Bei den Männedorfer Kutzen hatte ich schon ein bisschen Angst, weil doch die Bremsen noch nicht recht funktionierten... und dabei bedauerte ich noch nachträglich Werner, wenn er da allemal mit dem Velo hinaufschrauben musste! Da kommt man freilich zu schwitzen.“

„Beinahe wären wir am Sonntag zu Euch gekommen, aber dann ging's nach Thayngen. Vater sagt, er müsse den Pneus Sorge tragen, zwei sind ganz dünn, und das Fahren auf den „Überlandstrassen“ ist gefährlich... und dann immer die Mägel!“

Und immer wieder Sorgen mit der Haushaltshilfe: 18.7.45: „... Also, am letzten Donnerstag sagte mir meine Hilfe, sie sei nun zum letztenmal dachade, schade! Am Freitag kam auch Frau Mäder nicht: Ferien!“ ... „Jetzt kommt Frau Tinner zu uns. Sie geht nicht mehr zu Holzscheiter (= damals Fabrik in Meilen), und sie hat, glaube ich, recht Freude, zu uns zu kommen. Sie verlangt Fr 1.10 pro Stunde und kommt jede Woche für zwei Stunden“ Zwischenbemerkung vom 31. August 1995: Frau Scheiwiler kommt jetzt alle vierzehn Tage zu mir an die Holzmatte in Dietikon. Ich muss jedesmal ein Formular unterschreiben und bestätigen, dass sie 2 Stunden hier war zum



Bügeln der von mir gewaschen Hemden und zum Staubsaugen, dort wo es gut geht, d. h. dort, wo es eigentlich nichts zu reinigen gibt. Sie bekommt jedesmal von mir einen Kaffee und einige Guegli. Die Abrechnung wird jeden Monat von der "Spitex-Organisation der Gemeinde besorgt. Wer diesen Dienst beansprucht wird nach Einkommen und Vermögen eingestuft. Mittellose Leute bezahlen wenig; ich aber werde "gerupft": Fr. 24.- pro Stunde).  
"Am Freitag hat Frau Timmer einen andern Platz, und so kann ich Frau Mäder behalten, die ich doch für die Wäsche brauch. Es kostet freilich, - aber es ist so doch angenehmer, als wenn man den ganzen Tag jemand da hätte. - Aber über Atzethauser geht keine! - Frau Stoll wäre auch prima - aber sie hat eben sonst schon so viele Aufträge. Frau Timmer ist auch recht! Jede macht's wieder anders, hauptsächlich beim Betten ist's lustig. Nun, man gewöhnt sich an alles. Jetzt geht es mir gut, wenn ich so viel liegen und faulenzgen kann. Aber ich bin durchaus nicht arbeitslos. - Schon picken die Ausigs Meislein den Mohn an. Da heisst's fleissig kontrollieren. Ich sammle auch fleissig Goldmelissen. Davon haben wir ziemlich viele."

4.1.1946: "Seit gestern hab ich nun endlich wieder eine Haushaltshilfe für etwa vier Wo-

chen. Vater wollte es einfach so haben und ging zu Frau Wunderli. Sie versprach ihm Fräulein Atzethauser, aber es kam Fräulein Keller, Schwester von Anna-Marie. Nun kann ich's noch bequemer haben. Frau Mäder<sup>hat</sup> nur noch eine Stelle im Feld, und daher bin ich jetzt froh. Aber eben... das Kochen!

15. 1. 1946: „Mit der Hauspflege geht es gut. Sie kocht und putzt. Ich brauch mich um nichts zu kümmern! Es ist nur schade, dass es so kalt ist. Sonst könnte man grad „Useputzete“ veranstalten. Schreib ihr dann auch einen Gruss! Sie könnte es sonst empfinden.“

29. 1. 1946: „Fräulein Keller ist immer noch da.“

7. 2. 1946 „Fräulein Keller kann noch bleiben bis für sie etwas Bringlicheres kommt.“

Ostern 1946: „Fräulein Atzethauser war drei Tage da. Seither hatten wir niemand. Aber dafür ist jetzt Vater daheim. So geht es prima! Heute morgen kam Fräulein Keller. Sie könne jetzt wieder kommen! Wenn nichts mehr dazwischen kommt, wird sie am nächsten Montag mit ihrer Arbeit bei uns beginnen. - Letzte Woche hatten wir Wäsche. Da ging keine her. Ich habe die ganze Wäsche selbst gebügelt und geflickt.“

„Hilfe ist keine mehr gekommen. Es hat scheint's viele Kranke und Wöchnerinnen. Frau

Mäder arbeitet wieder in der Molkerei, und Frau Gigel macht Heimarbeit. So kann man kaum mit Hilfe rechnen!"

Das waren die aus vielen Briefen zusammen gesuchten Stellen über die Hauspflege.

Ausser der Möbelspende an die ausgebombte Familie von Mutters Bruder (Karl und Mina Feuchter in Ulm) werden auch mehrere „Wohltätigkeitspakete“ erwähnt, die nach dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland geschickt werden:

„Für Sie ist der feine gelbe Zylinder gezeichnet, wenn Sie ihn einpacken. Ich danke Ihnen sehr, Sie können alles bringen, aber nur für längere Dauer, weil man das nicht leicht feststellen kann.“

„Für Sie eine ganze Anzahl von Hütchen, aber ein Paar muss geflickt, als Sie ankommen, in Kopfbedeckung können Sie Vorkommen haben, wenn Sie keine. Aber ich glaube, man braucht nicht so sehr damit zu sein. Ich ist immer Gefühl von der Fremdenpolitik zum Fortschritt. Arbeit mit Freude, Sie wollen mich unterstützen.“

„Für Sie ist, dass das Paket gut eingepackt ist. Schreiben Sie, wenn Sie eingepackt. Legen Sie immer ins Paket, eine kleine Karte mit Adresse u. Absender.“

Es ist mir nicht ganz klar, welche Art

von Schwierigkeiten zwischen Frau N. und unserer Familie bestanden. Ich kümmerte mich nie um diese Frau N. und auch nicht sehr um ihre beiden Töchter. Ich weiss nur, dass die ältere etwas „robust“, die jüngere, Elsi, aber umgänglich und viel angenehmer war. Beide spielten oft „Völkerball“ mit uns auf der „Kürnenwiese“, die heute ganz überbaut ist. Wir freuten uns stets auf die Zeiten, wenn die Wiese frisch gemäht war und wir sie einige Tage lang betreten durften.

Herr N. war ein unbetetzter stiller „Krauteri“, wahrscheinlich ein bedächtiger Berner, der nie viel sagte, immer nur stumm seine Arbeiten im Garten erledigte. Frau N. aber besass ein sehr gutes Mundwerk. Einer ihrer Aussprüche machte mir Eindruck und blieb mir in Erinnerung. Schwester Mattha und ich durften einst bei Bekannten ein Kilo Kirschen (Preis 30 Rappen) kaufen. Gleichzeitig mit uns traf auch Frau N. mit ihren beiden Töchtern beim Kirschbaum ein, und der Besitzer fragte sie, ob alle vier Kinder die ihren seien. Da schlen- derte ihm Frau N. den folgenden ein-

drücklichen Satz ins Gesicht: „Was denken Sie auch - ich müsste ja mein ganzes „Hinterteil“ voll „Brust“ haben!!“ Dabei verwendete sie aber viel derbere Substantive!

Aus Mutters Briefen geht hervor, dass Frau N. wahrscheinlich einen echten Hass auf alle sogenannten „Papierschwitzer“ (Eingebürgerte Ausländer) hatte und gleichzeitig sehr neidisch auf uns war, da wir ein Auto besaßen und von unserem Haus aus eine schöne Aussicht auf den Zürichsee genießen konnten, sie aber nicht. Und ihre Ansichten und Gefühle hielt sie keineswegs zurück, nein, sie sagte sie mir mit Mutter bei jeder Gelegenheit in gehässiger Weise.

Zur Konfirmation schenkte mir Frau N. ein wirklich hübsches Krüglein, das mit stilisierten Ranken und blauen Blättern verziert ist. Der Hass dieser Frau richtete sich offenbar ausschliesslich oder hauptsächlich auf unsere Mutter, die sehr darunter litt. Unserer Mutter war es trotz grosser Anstrengung nie ganz gelungen, ihren

schwäbischen Dialekt ganz abzulegen, und diese Tatsache reizte Frau N. immer wieder neu zu spöttischen Bemerkungen.

Das hübsche „N.-Krüglein“ besitze ich übrigens noch heute, 3.9.1995! und 2008!

Aus dem Brief vom 7.3.1946: „Frau N. hat sich wieder so aufgeführt wegen dem Auto, - ach, ich hatte doch gedacht, das sei nun überwunden, - oder doch auf dem Weg zur Besserung. Sie habe sich dann ins Bett gelegt und dort „gebüchlet“, - so hat sie wenigstens weiter niemanden beleidigt.“

Und in einem andern Brief: „Ich bin sehr traurig, weil mit Frau N. wieder eine solche „Scene“ gemacht hat. Die arme kranke Frau, wenn man ihr nur helfen könnte. Sie benimmt sich wirklich sonderbar, ganz unverständlich ...“

10.7.1945: ... Frau N. erzählte, die Reisegesellschaft vom VÖLB, 250 Personen, sei auf dem Brienzsee ROTHORN in ein furchtbares Hagelwetter geraten. Schade! Aber so kann man's eben auch treffen.“

Und ein andermal: „... Dotti Braun sei aus Indien geflogen gekommen, mit

zwei Kindern. Das zweite hätte sie zwar gerne in Zürich geboren, aber ein früheres Flugzeug habe sie nicht mitgenommen. Nun kam sie mit dem Neugeborenen. Das mag auch eine Leistung gewesen sein!" Frau N. war auch „Klatschlieferantin...“

„... Frau N. ist in der Wut wieder verweist; diesmal nach Arosa.“ .....

Mein Vater Karl Immanuel Klenk (1882 bis 1964) liess sich durch widertliche Umstände nicht besiegen. Immer wieder suchte er einen Ausweg! Nur sein Bruder Johannes Klenk (1883 bis 1954) blieb „vollamtlicher“ Landwirt. Seine Schwester Karoline Barth-Klenk (1886 bis 1959) blieb als Gattin des angesehenen Bauern Karl Barth ebenfalls lebenslänglich der Landwirtschaft treu. Mein Vater aber und sein Bruder Fritz Klenk (1887 bis 1943) erlernten „bürgerliche“ Berufe. Fritz arbeitete tagsüber in einer der bekannten Gold- und Silberschmiedewerkstätten Pforzheims und widmete sich abends seiner Landwirtschaft. Karl, mein Vater, wurde Scheinert. Er gab das „Bauern“ ganz auf.

Mit der Hilfe seiner Verwandten in Pfaffenhofen, die bereits durch Heirat Verbindungen zur Schweiz hatten, gelangte Karl

Klenk, mein Vater, um die Jahrhundertwende, d. h. kurz nach 1900 nach Zürich, an die Felnaustrasse. Offenbar hatte auch er gehört, was man im Schwabenland immer wieder tüchtigen aber arbeitsamen jungen Leuten, vor allem arbeitslosen Töchtern, empfahl: „Geh' in die Schweiz hinein (nei) und mach Dein Glück (dei glück)!" So, wie ein halbes Jahrhundert später unzählige Italiener, kamen damals, vor dem Ersten Weltkrieg vor allem junge Deutsche in die Schweiz, meist als Dienstmädchen, die gerne heiraten wollten, aber auch als Schneiderinnen, Schneider und Handwerker aller Art, und sie waren gerne gesehen.

Mein Vater übernahm die Geschäftsreisen der Tee-Importfirma von Adolf Jenny-Biedermann in Zürich-Altstetten. Er reiste von Ort zu Ort und pries in Gaststätten und Spezereiläden die Schwarztee-Sorten „Onkel“ Adolfs an. So lernte er in kurzer Zeit die ganze Schweiz von Schaffhausen bis hinauf zum Gottergrat kennen, was ihm später zu gute kam, als er entsprechende Geschäftsreisen für den von ihm und „Onkel“ Fleintich Vontobel gegründeten Postkartenverlag unternahm.



Es wäre nun verlockend, hier ausführlich dazulegen, wie die Familien Stuber, Von-Nobel, Klenk, Jenny und Biedermann miteinander verwandt sind. Ich will mich aber auf meines Vaters Erlebnisse und Unternehmungen beschränken

In der bereits erwähnten Druckerei, die sich ursprünglich mitten in Meilen, später in der ursprünglichen Brauerei Feldweilen befand, befasste sich Karl Klenk mit allen anfallenden Arbeiten im Büro und im Betrieb. Autodidaktisch wurde er nicht nur Reisender, sondern auch Kaufmann, der die „doppelte Buchhaltung“ nach K.V.-Norm“ besorgte, der aber auch den Handwerkern im Geschäftsbetrieb ohne weiteres zeigen konnte, wie eine verzwickte Arbeit angepackt werden musste. Die „Berufsleute“ staunten oft, wenn ihnen der „Büromensch“ Karl Klenk mit Hammer, Hobel oder Säge etwas vormachte. Respektvoll wurde herumgezählt, Büro-Klenk könne z. B. mühelos einen krummen Nagel richtig einschlagen!

Diese vielseitigen handwerklichen Kenntnisse und Fertigkeiten kamen Vater beim Hausbau auf der Hüthen in Meilen

\* Ruff-Buchhaltung.

zugute. Im kaum fertig erstellten Rohbau richtete er sich sofort eine vollständige Schreinerwerkstatt ein mit riesiger Hobelbank und allen benötigten Werkzeugen. Dort fabrizierte er eigenhändig sämtliche Türen, Einbauschränke, Hürden und Gestelle, sowie die Fensterläden des ganzen Hauses, wobei wir Kinder und auch Mutter ihm oft helfen durften. Geduldig erklärte er uns, wo und wie wir bei seiner Arbeit ein Brett festhalten mussten. Der Gebrauch seiner sorgfältig geschliffenen Stechbeitel und Hobel war uns aber streng untersagt. Und gearbeitet, gehobelt und gehämmert wurde bis spät in die Nacht hinein.

Im Haus auf der Flutten in Meilen verfertigte mein Vater eigenhändig und ganz allein alles, was aus Holz besteht und normalerweise die Arbeit des Schreiners, Bauschreiners und Bodenlegers ist. Um wirklich ungestört Tag und Nacht arbeiten zu können, schickte er den übrigen Teil seiner Familie, d. h. meine Mutter mit Martha und mir, nach Düren und Heilbronn in die Ferien. Bei Großeltern, Tanten und Onkeln erlebten wir Kinder eine schöne Zeit auf dem Land und in der Stadt.

Als wir dann mit der Dampfeisenbahn

schliesslich wieder in die Schweiz zurückreisen, erlebten wir in Schaffhausen eine grosse Überraschung. Vater war uns bis zur Landesgrenze entgegengereist und in unsern Zug eingestiegen. Er suchte uns von Wagen zu Wagen und fand uns auch. Doch, wie sah der Ärmste aus! Er war auffallend mager, hatte eingefallene Wangen und eine starke Eiterung, eine sogenannte „Aisse“, auf der Nase! Später bekam er noch weitere solche Eiterbeulen am Nacken. Die freudige Begrüssung wurde durch den Anblick des ausgehungerten Vaters mit seinen Eiterungen mitten im Gesicht stark gedämpft.

Offenbar hatte sich Vater in seiner Arbeitszeit am Neubau unzweckmässig ernährt! Und in der Tat, zu Hause in Meien fanden wir aufgestapelt die vielen Büchsen, die er in der Eile geleert hatte. Die ausschliessliche Ernährung mit Konservenahrung ist ungesund. Wir sahen deutlich deren Auswirkung.

Vor Beginn des Hausbaus hatte Vater mit Mutters Hilfe die im Weg stehenden Obstbäume gefällt und die Strünke ausgegraben! Auch den Aushub hatte er eigenhändig mit Pickel, Schaufel und „Karotte“ bewerkstelligt. Noch jahrelang mussten wir portionenweise den grossen Lehm-

haufen in die gute Humuserde hinein - arbeiten. So konnte die teure Abfuhr des Aus-hubs eingespart werden.

Das Landstück, auf dem heute die „Villa Kindlimann“ steht, gehörte uns. Vater errich-tete darauf ein grosses Hühnerhaus, in dem er eine ziemlich grosse Anzahl Hühner der Rassen „Leghorn“ und „Rhode Island“ hielt. Die Hennen der erstgenannten Art waren klein und schneeweiss, die andern gross und rostbraun. Sie legten auch fleissig ihre Eier in die selbst konstruierten „Fall-nester“, aus denen sie befreit werden mus-sen, sobald sie gelegt hatten und sich mit ihrem Gackern meldeten.

Nach dem Besuch des Fuchses und nach andern Schwierigkeiten konstruierte Vater ein Bienenhaus. Gleichzeitig studier-te er die Bienenwissenschaft, schreinerte Rahmen für die Waben und traf sich zu Aussprachen mit andern Hobby-Inkern.

Es ist erstaunlich, was Vater alles wagte und meisterte. Auf der Flürnen gründete er eine Feu-ergenossenschaft zwecks gemeinsamem Unterhalt des Flurwegs und der langen Treppe. Unter der Terrasse, die ursprünglich nur auf einem Holz-pfosten stand, baute er eine Garage. Auf kom-pliziertem Zick-zack-weg gelang es ihm auch,

mit dem Auto, Marke „Adler“, hineinzufahren. Eine ganz besondere Erfindung war sein Garagentor, dessen unterster Teil heraufgeklappt werden musste, denn die Einfahrt führte schräg hinunter. In hohem Alter lernte er noch Skifahren, züchtete Spargeln, schickte Beeren aus dem Garten nach Braunwald, pflanzte Apfel-, Birn- und Kirschbaum etc. etc.

Am 17. August 1945 schreibt Mutter in einem Brief: „... Morgen gibt's wieder Bienenhonig. Herr Knobel und noch so ein Bienenvater haben sich angemeldet...“ Einer dieser Herren brachte wahrscheinlich die „Schleuder“ mit, eine grosse Trommel, in der durch die Zentrifugalkraft der raschen Umdrehungen der Honig aus den Waben herausgeschleudert wurde.

In den erhalten gebliebenen Briefen meiner Mutter an Martha steht nur sehr selten etwas von Maria und von mir. Eine dieser auffallend seltenen Stellen befindet sich in einem Brief an Martha, die irgendwo in der Schweiz zur Etholung weilte: 22. September 1947, „... Weil wir gestern erfuhren, dass in Thalwil Schulsynode ist, hat Vater heute früh Karl<sub>3</sub> angeläutet, wenn er auch dabei sei, solle er herüber kommen, dass er auch seinen Teil Zwetschgen be-

kommt! - Nun ist er da und pflückt Birnen. Werner hat er an der Synode nur kurz von Weitem gesehen.... Marieli wollte, oder Karle sollte, mit Werner abmachen, gemeinsam Samen-Mauers Gärten zu besichtigen oder die „Züka“-Ausstellung zu besuchen. Karle war scheint's schon einmal mit Katli dort und hat ihn dann im Kinderparadies abgegeben....“

17. 12. 1945: „.... Gestern war Vater mit Marieli und Karle im Kulturfilm....“

10. 7. 1945: „.... Gestern und heute ist Katli mit Marieli auf der Schulreise, Säntis! - Tante Babette hütet den zwei Jahre alten Kleinen. So eine Tante solltet Ihr auch haben!!!“

„.... Dann, am Samstag und Sonntag, kamen die Diebikonet. Das ist immer ein arger Betrieb! S'ist aber gut gegangen, und Katli war lieb! Milch verschütten und Sand in der Küche ausleeren! Solches darf einen halt nicht anfechten. Am Montag kam dann Frau Stoll, und sie hat überall wieder Ordnung gemacht....“

„.... Marieli erwartet Euch bestimmt einmal in den Ferien! Karle geht in einen Schnitzkurs, der 14 Tage lang in Zürich stattfindet....“

Nur ganz selten sind die Briefe, aus denen diese Ausschnitte stammen, datiert. Hier

eine Ausnahme: 17. August 1945: „... Seid Ihr nun nicht mehr in Diätikon gewesen? Marieli schrieb mir: „Met händ grossi Freud gha as Werners Buech. Dass 's Martheli nie chunt und immer nu en Usred hat, das hat mi ganz trurig gmacht.“

Diese Zitate aus Mutters Briefen an Mattha wecken Erinnerungen an meine Eltern. Da wäre natürlich noch vieles zu ergänzen.

Jedesmal, wenn ich auf der heute sauber asphaltierten Seestrasse nach Meilen fahre, erinnere ich mich bei einer ganz bestimmten Hausecke an Vater, der mit seinem Velo oft geschäftlich nach Zürich unterwegs war. Einmal kam er erst spät abends und offenbar mit mangelhafter Beleuchtung in der Dunkelheit zurück und prallte in der Gegend von Feldweilen an eine Hausecke. Bei einer Ausfahrt mit dem Velo, die ich mit Vater, vor ihm auf der Rahmenstange des Fahrrads sitzend mitmachen durfte, zeigte er mir die Unglücks-Stelle. Die Hausecke wies tatsächlich eine kleine Kerbe auf!

Gelegentlich, an einem schönen Sonntagmorgen, begleiteten wir Kinder unseren Vater in den Wald, wo wir im Herbst gesunde, in-

zwischen total ausgerottete „Pfifferlinge“, d. h. Eierschwämme, sammeln und der Mutter heimbringen. → Auch wildwachsende Flagebotten suchten wir eifrig. Mutter bereitete aus den Schalen der roten Früchte eine herrliche Confitüre und trocknete die Kerne für Flagebottentee. Während wir unserer Mutter, um den Stubentisch versammelt, bei all diesen Arbeiten halfen, z. B. die Samen aus den Flagebottenhälften herauskratzen, las uns Vater die schönsten Geschichten vor. Ich erinnere mich an Edmondo Amicis' (1846-1908) „Herz“, Nikolaus Boles „Svizzero“, Johanna Spyris „Heidi“-Geschichten, an „Onkel Toms Hütte“ etc...

Auch unsere Mutter las uns gelegentlich spannende Erzählungen vor. An einem heißen Sommernachmittag verkrochen wir uns wie die Rehe im schattenspendenden Jungwald. Verboten zwischen hohem Gras und etwa mannshohen Tännchen saßen und lagen wir in einem romantischen Nest und lauschten den Geschichten. Eine lautete sinnigerweise „Aus Tannen Bäumns Kinderstube.“

Es war eine schöne Jugendzeit, in der ich bei der Lektüre von Büchern - vor allem an den langen Winterabenden - die ganze Welt vergessen konnte!



## «Eine noble, ewigwährende Sache»

### Zum hundertsten Geburtstag des National Trust

Mit 238 000 Hektaren Land, 885 Kilometern Küstengebiet, 940 industriellen Monumenten, 162 Gärten sowie – last, but not least – mit 207 dem Publikum offenstehenden historischen Häusern und Schlössern ist der National Trust in Grossbritannien der grösste private Grundbesitzer. Auch Klöster, Kirchen, Windmühlen, Pubs, ja ganz oder zumindest teilweise sogar Dörfer gehören dem dieses Jahr seinen hundertsten Geburtstag feiernden Trust. Und im Innern der historischen Häuser natürlich die Sammlungen: es sind an die 8000 Ölgemälde, 100 000 Aquarelle, Zeichnungen und Stiche, 1000 Skulpturen, 30 000 Keramik- und Glasgegenstände sowie über eine Million Bücher.

Die Landschaftsgärten des Trust zählen zu den grossartigsten in Europa; mit ihnen sind Namen wie John Vanbrugh, Charles Bridgeman, William Kent, «Capability» Brown, Humphrey Repton und Edwin Lutyens verbunden, Namen also von einst führenden Architekten und Gestaltern. Mit der weltweit grössten Sammlung an kultivierten Pflanzen in diesen Gärten fungiert der National Trust als Denkmal- und Naturschutzorganisation. Die letztere Funktion verlangen dem Trust auch seine Naturreservate und 339 sogenannte «sites of special scientific interest» ab – dort nämlich sind allein unter den Schmetterlingen und Fledermäusen 52 beziehungsweise 14 verschiedene Arten zu finden. Es darf nicht verwundern, dass der Trust seinen hundertsten Geburtstag nicht nur als Gelegenheit zum Feiern wahrnimmt; auch auf die finanziellen Bedürfnisse einer Wohlfahrts-einrichtung gilt es hinzuweisen.

#### Berühmte Wegbereiter

In der Tat ist der National Trust von der Regierung unabhängig; Jahresbeiträge von gegenwärtig 2,2 Millionen Mitgliedern machen nahezu 50 Prozent seines Einkommens aus; der Rest kommt zum Teil von im Jahr über 10 Millionen Besuchern vornehmlich der historischen Häuser, zum Teil auch durch Zuschüsse von anderen Denkmalschutzorganisationen wie English Heritage. Dennoch kann man sich dem Staat gegenüber auf ein wichtiges Privileg berufen: dieses heisst «inalienability» – bedeutet in anderen Worten, dass dem Trust seine Liegenschaften, weil seit 1907 laut Gesetz «unveräusserlich», niemand nehmen kann.

Der National Trust wurde 1895 von einem Anwalt, einer Sozialreformerin und einem Geistlichen gegründet – dies in Anlehnung an bereits hundert Jahre zuvor vom Dichter Wordsworth propagierte Ideale, inspiriert aber auch durch die Vision des inzwischen gealterten ehemaligen Oxford-Professors John Ruskin. Für 10 Pfund erstand die mit hundert Mitgliedern gestartete Organisation 1896 ihr erstes historisches Ge-

bäude, nämlich ein Fachwerkhaus aus dem 14. Jahrhundert in Alfriston in der Grafschaft Sussex. Später sollten die Häuser berühmter Persönlichkeiten hinzukommen: so als erstes das Cottage in Nether Stowey, Somerset, in dem Coleridge seine Ballade vom «Ancient Mariner» geschrieben hatte, so auch das Haus des Schriftstellers Carlyle im Londoner Stadtteil Chelsea und Monk Coniston, der Grundbesitz Beatrix Potters im Lake District.

Nachdem in den letzten Jahren aus Ländern wie Finnland, Tschechien, Holland und auch Italien Nachfragen eingegangen sind, will der Trust im Herbst 1995 «ein europäisches Austauschprogramm in Sachen Denkmalschutz» starten. Was die freiwilligen Helfer im eigenen Land betrifft: 1993 waren es deren 28 070 – sie leisteten mehr als 1,6 Millionen Stunden Arbeit. Ohne solche Helfer wäre die Arbeit des Trust nicht möglich. Denn wie sonst liessen sich Ländereien wie der vom (eigenständigen) schottischen National Trust eben erst erworbene Mar Lodge Estate betreuen? Auf den rund 117 Quadratmeilen des Mar Lodge Estate erheben sich vier der sechs höchsten Berggipfel Grossbritanniens.

Im letzten Jahresbericht des Trust sind Zahlungen von 37 Millionen Pfund einzig für die Instandhaltung und Restaurierung seiner verschiedenen Güter verbucht. Ein solches Gut ist Stowe in den Midlands, das heisst allein der Park um dieses seit den zwanziger Jahren als Public School dienende grossartige Landhaus, einst Sitz der Grafen von Buckingham und Chandos. Mit dem Park als Schenkung erhielt der Trust 1989 ein dramatisches Statement gefallener Macht: Charles Bridgeman und «Capability» Brown hatten hier Grünflächen und Seen angelegt, und mit den Bauwerken von Vanbrugh, Gibbs und William Kent nahm sich dieses englische Arkadien wie ein Gemälde Claude Lorrains aus – die Tempel allerdings der drei genannten Architekten schienen im Jahr 1989 dem Zerfall preisgegeben. Ein seither durch Spenden auf 9 Millionen Pfund angewachsener Fonds für Stowe erlaubt dem National Trust, dem Park wieder zu seiner einstigen Pracht zu verhelfen.

Dieses «recycling» ist für den Trust nicht ohne Probleme, stand man doch vor der Frage, was genau hier wiederauferstehen soll. Mit dem Verkauf des Hauses anno 1921 und dem Einzug der Schule hatte sich vieles gewandelt; nicht nur musste Vanbrughs «Temple of Bacchus» einer Schulkapelle weichen und verschwanden die ionischen Säulen um Kents «Temple of Concord», auch in Browns «Grecian Valley» wurde ein Tannenwald angelegt – und dabei war doch gerade im «griechischen Tal» die unbehinderte Aussicht von Tempel zu Tempel ein wichtiger Teil der politischen und ästhetischen Botschaft der ganzen Anlage von Stowe. Beim Fällen von Tannen zum

Freimachen dieser Aussicht hat der Trust jetzt eine Entdeckung gemacht: der die Talkuppe entlangführende Weg ist nicht, wie immer angenommen, der ursprünglich von Brown angelegte. Bis zum auf das Jahr 2000 geplanten Abschluss der Arbeiten dürften in Stowe auch weitere Überraschungen nicht ausbleiben – so ist zum Beispiel schon beim Säubern des «achteckigen Sees» an der von Gibbs im Stil Palladios erbauten Brücke ein Untergeschoss zum Vorschein gekommen, das um die Mitte des letzten Jahrhunderts in Vergessenheit geriet.

Ein Sitz, der Anfang dieses Monats wieder in seiner früheren Grösse eröffnet werden konnte, ist Uppark im Gebiet der Sussex Downs. Dieses 1690 erbaute Landhaus war im August 1989 dermassen vom Feuer verwüstet worden, dass viele seinen völligen Abbruch forderten. Der National Trust allerdings hatte andere Ideen, war doch Uppark einzigartig, indem hier zuvor die Jahrhunderte sozusagen spurlos vorübergegangen waren – und immerhin waren rund 12 000 Fragmente und Verzierungen, zum Teil aus Holz und Gips, aus dem Feuer gerettet worden. Also schickte sich ein Heer von Kunsthandwerkern und Arbeitern, in den Methoden des 17. und 18. Jahrhunderts geschult, an, das Haus für 20 Millionen Pfund originalgetreu wiederaufzubauen. Nicht überraschend war daher kürzlich am Pressetag in Uppark die Frage eines englischen Kollegen: nämlich, ob das, was das Publikum schliesslich zu sehen bekomme, einzig eine gerissene Nachahmung sei. «A fake?» – nein, lautete

die Antwort des Trust; Uppark, seit 1. Juni dem Publikum zugänglich, sei «ein mit höchster Sorgfalt restauriertes Kunstwerk».

### Prähistorische Monumente

Bisher unerwähnt blieben rund 40 000 Stätten von archäologischer Bedeutung, die dem National Trust gehören. Vorrangig unter diesen sind Stonehenge, Avebury, Hadrian's Wall und in Nordirland der Giant's Causeway. Zwar gehörte die Bewahrung prähistorischer Monumente nicht zu den ursprünglichen Absichten des Trust, doch eben solche Monumente befanden sich sozusagen unvermeidlich auf ihres landschaftlichen Reizes wegen von der Organisation erstandenen Grundstücken. Was Stonehenge anbetrifft, ist die Saga eine lange: dieser prähistorische Steinkreis wurde 1918 Eigentum der Nation – und nachdem ein Regierungsdepartement nach dem anderen die Verantwortung für dieses Monument geerbt und sich über der umliegenden Landschaft das Gespenst «development» eingestellt hatte, kaufte der National Trust das Ganze nach einem nationalen Appell Stanley Baldwins. Mit einem hässlichen «Besucherzentrum» – und der Diskussion um ein Verlegen naher Fernstrassen – bleibt Stonehenge umstritten. Doch vielleicht behält auch diesbezüglich die Kinderbuchautorin Beatrix Potter recht. «Der Trust», sagte sie einst, «ist eine noble, ewigwährende Sache. Zwar reden einige unvernünftige Sterbliche mit – aber sie werden eines Tages vergessen sein.»

*Georges Waser*

Robert Müllers hundertste Seniorenwanderung! In den Wochen vorher trafen zweimal Telefonanrufe bei mir ein. Mit unbekannte Personen munterten mich auf, zur hundertsten Seniorenwanderung zu kommen, nicht aber auf dem Bahnsteig zu warten, sondern auf dem Bahnhofplatz, wo eine Überraschung bevorstehe!

Ich dachte an eine kurze Würdigung des Wanderleiters Robert Müller durch den Herrn Stadtpräsidenten, eventuell mit der Übergabe eines Blumenstraußes oder eines kleinen Geschenks, an eine Gruppenphoto für die Presse, an ein Ständchen der Stadtmusik, ...

Doch, es kam ganz anders. Über siebzig Personen begrüßten sich gegenseitig vor dem Bahnhof. Die Zeit der Zugabfahrt [07.02] rückte immer näher - und Herr Müller hatte noch keine Fahrkarten verteilt. Er war auch sichtlich etwas nervös, denn am Billettschalter hatte man ihn abgewiesen. Als im letzten Moment einige Leute zum bereits herannahenden Zug hinübergehen wollten, wurden sie von Ernst Burkhardt energisch zurückgepfiffen, und der Zug nach Zürich fuhr ohne uns ab. - Allgemein wurde vermutet, der bald folgende Schnellzug werde wahr-

# Hundert Wanderungen und kein bisschen müde

In acht Jahren haben jeweils zwischen 20 und 110 über 65jährige Dietikerinnen und Dietiker in 100 Wanderungen quer durch die Schweiz und auch im Ausland über 2000 Kilometer zu Fuss bewältigt. Geführt wurden sie dabei stets von Robert Müller, dem Ehrenbürger. Kein Wunder, dass er auch die Jubiläumswanderung am Dienstag leitete, dabei aber gegen Überraschungen nicht gefeit war.

2.1.16.11.95. VON ERICH ENG

Es war im April 1987, als sich erstmals knapp 20 ältere Dietikerinnen und Dietiker aufmachten, um mit dem früheren Gemeindegutsverwalter im Baselbieter Jura die erste Senioren-Wanderung zu bestreiten. Die Wandervögel besuchten zuerst die Orismühle in der Nähe von Liestal, um dann nach St. Pantaleon aufzusteigen. Über Nuglar gelangten sie via das solothurnische Büren nach Ziefen, wo die Bergkirche besichtigt wurde. Dann folgte der Aufstieg nach Arboldswil und nachher nach Titterten. Abwärts ging's weiter nach Oberdorf und dann mit dem Waldenburgerbähnli, der schmalsten Bahn Europas, zurück zum Baselbieter Hauptort und nach Dietikon.

Auch die einhundertste Wanderung führte zum Ausgangspunkt Liestal. Nur war es am vergangenen Dienstag nicht ein fahrplanmässiger, sondern ein Extrazug, den knapp 80 Wandervögel am frühen Morgen bestiegen. Dabei handelte es sich um den sogenannten «Bundesratszug» mit einem Salon- und zwei weiteren SBB-Sonderwagen. Diese waren gar mit der Tafel «100. Senioren-Wanderung Dietikon» bezeichnet.

## Ein Überraschungsgast

«Diese komfortable Reisemöglichkeit müssen Sie zum Teil selber bezahlen», verriet später Ernst Burkhardt, der das günstige Arrangement mit den SBB ausgehandelt, aber auch von der Stadt Dietikon einen Kostenbeitrag erhalten hatte. Den Zuschlag bezahlten alle, denn die Wandersleute sind in dieser Beziehung keineswegs knauserig. Leiter Robert Müller staunte ob des Extrazuges nicht weniger als die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Extrabusse des basellandschaftlichen Vorortsverkehrs brachten die Schar nach Reigoldswil. Von dort führte der markierte Wanderweg nach Titterten, wobei immerhin 159 Meter Höhenunterschied zu bewältigen waren. Aber alle machten begeistert mit. In Titterten gelang es dann Müller, einen Überraschungscoup zu landen. Er faselte etwas vom Gemeindepräsidenten von Titterten, der als Gast dazu stossen werde. Aber es war dann Dietikons Stadtpräsident Markus Notter, der mit einem Spezialtransport dorthin gebracht worden war und von da an mitwanderte.

Nächstes Ziel war der «Gugger», dann folgte der Abstieg zum Hof Grütsch. Weiter ging's Richtung Lam-

penberg und später hinunter nach Bumbendorf. Die rund dreieinhalbstündige Wanderung führte teils durch die Baselbieter Wälder, wobei die Wege glücklicherweise meistens gut begehbar waren. Aber viel rotgoldenes Laub mahnte zur Vorsicht, und es kam auch bei einigen zu Rutschern. Aber selbst der nicht an so lange Marschstrecken gewöhnte LT-Berichterstatter hielt jederzeit problemlos mit.

Spätestens hier ist anzumerken, dass die Teilnehmer der Senioren-Wanderungen aus allen Bevölkerungskreisen stammen. Da fehlten weder der Generaldirektor noch ehemalige Politiker und erst recht nicht ganz gewöhnliche Bürger wie Pöstler, Bauern, Arbeiter und Angestellte. «Wir sind einfach Menschen, die während des Wanderns miteinander reden wollen», meinte Mitorganisator Max Wiederkehr. Ein anderer brachte es auf den Punkt: «Bei diesen Wanderungen sind wir zusammen wie in einer Grossfamilie.»

## Das Jubiläum gefeiert

Wandern macht hungrig, und so traf man sich später im Liestaler «Engel», um das (von allen Teilnehmern selber bezahlte) Mittagessen zu geniessen. Immerhin hatten am Morgen Eugen Perrenoud den Morgenkaffee samt Gipfeli und der Bahnhof Dietikon den Nachmittagskaffee spendiert. Zuvor waren noch fast 30 Ehemalige zur aktiven Wandergruppe gestossen. Danach wurde das Jubiläum der 100. Wanderung gebührend gefeiert.

Vorab Alice Seiler, die frühere Wirtin zum «Neuen Bahnhof», heizte die ohnehin schon gemütliche Stimmung mit ihren Darbietungen an. Regine Jung würdigte die Wanderungen in einem selber vorgetragenen Gedicht,

und Alfred Kugler und Alfons Kübler liessen einige der früheren Wanderungen in humorvoll gefärbten Glossen nochmals aufleben.

## Für Körper und Seele

Geehrt wurden Robert Müller und Paula Jucker, aber auch Paul Belser, der bei über 80 Wanderungen stets das berühmte «Schlusslicht» gebildet hatte. Agnes Grendelmeier, Erna Schneider und Werner Gloor wurden ebenfalls als «sehr fleissige Mitwanderer» ausgezeichnet. Um das Bild abzurunden: Bei praktisch allen 100 Wanderungen waren stets ein Arzt (Bruno Maier), ein Apotheker (Max Ruckstuhl) und ein Pfarrer (Carl Heinrich Pletscher) mit von der Partie. Somit war für körperliche und seelische Hilfe jederzeit gesorgt.

Mit Elan geht's weiter, denn bereits im Dezember startet die Gruppe zur 101. Wanderung, dann unter der Leitung von Max Wiederkehr. Andersherum gesagt: 100 Wanderungen und trotzdem kein bisschen müde, das verdient Anerkennung und ist keineswegs selbstverständlich. Dies um so mehr, als selbst 80jährige und noch ältere Dietikerinnen und Dietiker immer wieder die «Müllerwege» unter die Füsse nehmen.

scheinlich für uns einen Extrahalt in Dietikon einschalten.

Doch, weit gefehlt, der Schnellzug, der uns hätte nach Liestal befördern sollen, brauste gnadenlos an Dietikon vorbei. Dann aber nahte sich ein ganz besonderer Extrazug. Die Lokomotive war vorn geschmückt mit der riesengrossen Zahl „100“, und die drei Sonder-Salonwagen trugen grosse Metalltafeln mit der Aufschrift: „100. Senioren-Wanderung. Dietikon.“ Da staunte selbst der Wanderleiter Robert Müller, und nun verstand er auch, weshalb man ihn am Bahnschalter so sonderbar abgefettigt hatte.

Während der Reise in den liebevoll geschmückten Luxuswagen, erzählte uns Ernst Burkhardt, der zusammen mit seiner Frau den Luxuszug organisiert hatte, er habe am Tag vor der hundertsten Wanderung im Stationsbüro mit den SBB-Leuten Einzelheiten ausgehandelt, als plötzlich jemand warnend in den Büroraum hineinrief: „Achtung, Herr Müller kommt!“ Blitzschnell habe er sich, um das Geheimnis mit dem Extrazug nicht vorzeitig zu verraten, hinter und unter dem Pult ver-

## Wanderbuch erschienen

(ee.) Robert Müller ist es zu verdanken, dass nun unter dem Titel «100 Wanderungen» ein Büchlein erschienen ist. Mitgearbeitet haben ferner der Dietiker Stadtschreiber Thomas Furger sowie die Wanderfreunde Paula Jucker, Ernst Burkhardt, Max Wiederkehr und Alfons Kübler.

Im Buch sind die Routen der bisherigen 100 Wanderungen kurz beschrieben. Man kann daraus ersehen, dass 15 Routen in den Aargau, elf in den Kanton Bern, acht in den Stand St. Gallen und nicht weniger als 18 durch den Kanton Zürich geführt haben, um wenigstens die wichtigsten Destinationen erwähnt zu haben.

Besonders wertvoll an der gefälligen und (vom inzwischen leider ver-

storbenen) Felix Linder illustrierten Broschüre ist, dass zu jeder Wanderung auch die Anfahrten mit den SBB und Autokurse gemäss dem derzeit gültigen Fahrplan aufgeführt sind.

Die Druckkosten des 104 Seiten starken Büchleins hat die Stadt Dietikon übernommen. Es ist zum Preis von nur 4 Franken erhältlich am SBB-Bahnhof Dietikon, in den örtlichen Buchhandlungen und beim Sekretariat des Verkehrsvereins Dietikon, Oberdorfstrasse 15, Telefon 741 24 42, der auch als Herausgeber zeichnet. Die erste Auflage ist allerdings bald ausverkauft, und die Verfasser und der Herausgeber denken bereits daran, eine zweite (mit überarbeiteten Fahrplänen versehene) Ausgabe aufzulegen.

*Bereits  
vergriffen*



Über 2000 Kilometer erwanderten die Dietikerinnen und Dietiker bei den 100 Senioren-Wanderungen.

FOTO: EE.

steckt. Und über seinen Kopf hinweg sei „unschuldig-scheinheilig“ verhandelt worden! Jedesmal, wenn die Beamten das Lachen nicht mehr unterdrücken konnten, rannen sie unter einem Vorwand ins hintere Büro, um dort zu lachen, und um sich für die Fortsetzung des Täuschungsge-sprächs zu wappnen.

Vor dem Einsteigen, noch drüben auf dem Bahnhofplatz, hatte Frau Alice Seiler nach einer kleinen Laudatio dem Wanderleiter einen riesigen Blumenstrauss überreicht. Als der so Geehrte anmerkte, er könne die Blumen doch nicht auf der ganzen mehrtägigen Wanderung mittragen, wurde vertreten, es kämen für die etwa dreissig nicht mehr wandertüchtigen ehemaligen Wanderer zwei Kleinbusse mit, in denen der Strauss direkt zum Mittagessen ins Hotel „Engel“ Liestal gebracht werde.

Gar nie in meinem Leben hegte ich die Hoffnung, je einmal im Luxuszug des Bundesrats und anderer Staats-Oberhäupter zu reisen. Wie Königinnen und Könige liessen wir uns in die breiten Ledersessel fallen, die sich um grosse, runde Tische gruppierten. Auf den polierten Tischplatten malerisch an-

# Das Wandern ist (nicht nur) des Müllers Lust

Was das Baselbiet mit Dietikon verbindet? Zum Beispiel, dass im April 1987 die erste Dietiker Senioren-Wanderung dorthin führte – ebenso wie letzte Woche die hundertste. Ortschaftshistoriker Robert Müller schritt bei allen mit und schrieb ein Büchlein dazu.

17. 23. 11. 95  
VON MARKUS FÜRST

Man kann es auch selber in die Hände nehmen, einen Weg unter die Füsse zu nehmen. Die Dietiker Robert Müller und Paula Jucker haben vor neun Jahren mit der Organisation der Senioren-Wanderungen begonnen. Eigentlich sei es seine Partnerin gewesen, die ihm den Anstoss dazu gegeben habe, etwas auf die Beine zu stellen, sagt Müller.

Gesagt, getan: Am ersten Dienstag in jenem April 1987 fuhr um 06.31 Uhr ein 14köpfiges Grüppchen in Dietikon ab, stieg um 07.37 in Liestal aus, nahm den Weg unter die Füsse und begegnete Ortschaften mit so berühmten Namen wie Orismühle, St. Pantaleon, Nuglar, Ziefen und Titter-

ten, bestieg um 17.10 Uhr in Liestal wieder den Zug und traf um 19.32 zu Hause ein.

Am ersten Dienstag in diesem November 1995 war nun bereits die 100. Wanderung angesagt, und sie führte an die 70 unternehmungslustige Seniorinnen und Senioren natürlich an den «Tatort» zurück und – zum Gugger – schon zum sechsten Mal ins Baselbiet.

Man muss schon marschtüchtig sein», sagt der Müller, dessen Lust das Wandern ist, «aber nicht verbissen, ich mache bei keinen Volksmärschen mit, aber ich bewege mich einfach gern.» Es sind allesamt Tagestouren, die unternommen werden, und bis auf die Kantone Wallis und Genf ist jeder Schweizer Kanton ein- oder mehrmals von den wanderlustigen Dietikern besucht worden. 3 ½ bis 5 ½ Stunden Marsch warten jeweils auf die Teilnehmenden.

Für jene, die nicht mehr so gut zu Fuss sind, gibt es inzwischen auch die kleine Wandergruppe, die von Gerhard Ineichen vom Alters- und Gesundheitszentrum geleitet wird. Zum «Hundertsten» freilich sind etliche von jenen, die heute eher die kurzen Strecken bevorzugen, noch einmal in den Extrazug zur grossen Wanderung eingestiegen.

Man kann sagen, dass die Gruppe einen repräsentativen Querschnitt durch die ganze Gesellschaft zeigt. Von bescheidenen bis zu «besser gekämmten» Leuten finden sich da alle einmütig zusammen, und es wird sehr geschätzt, dass man da eine Möglichkeit hat, auch noch im Alter neue Beziehungen knüpfen zu können», sagt der Organisator, der nun allmählich seine Nachfolge als Wanderobmann regelt.

Immerhin: Jede Senioren-Wanderung muss zunächst mindestens

einmal, wenn's nicht klappt und etwa kein geeignetes Restaurant für die grosse Gruppe gefunden werden kann, gar ein zweites Mal vorgewandert werden. Und wohlverstanden: Noch dieses Jahr wandert Wandersmann Müller in sein 82. Lebensjahr.

Mettau, Mooslerau, Linn, Leumi, Ormalingen, Oberbersol: Ortsnamen aus dem an den Bezirk Dietikon angrenzenden Nachbarkanton, die dem Wandervölklein schon über den



Hat die von ihm beschriebenen 100 Wanderungen schon mindestens zweimal unter die Füsse genommen: Robert Müller (M.).

Weg gelaufen sind – Wandern als Bildungs- und Entdeckungsreise, ein Stück heitere Heimatkunde im Freien. Warum denn in die Ferne schweifen? Doch auch ein «Tapeutenwechsel» macht ab und zu Sinn, ein Blick über Grenzen, in fremde Gärten: La Brévine etwa, das Sibirien des Juras, oder Zwiefalten, das klösterliche Juwel an der Donau, das von 1089 bis 1106 mit Dietikon verbunden war.

Solche Namen finden sich zuhauf in Robert Müllers Büchlein «100 Wanderungen», in dem er die hundert Wandertaten der Dietiker Senioren kurz skizziert. Es soll nicht mehr als Anregungen geben, was alles an Unbekanntem und Entdeckenswertem quasi vor der Haustüre liegt und leicht erlaufen werden kann, oder was als Tagesausflug zunächst erfahren und dann erwandert werden möchte. Es ist einiges, was sich da mit Fahrplan-Hinweisen zwischen den Buchdeckeln wie zwischen Genf und St. Margrethen findet – eine Strecke, die Robert Müller im übrigen auch schon zweimal unter die Füsse genommen hat.

Robert Müller: «100 Wanderungen». Zu beziehen zum Preis von 4 Franken beim Verkehrsverein Dietikon, beim Sekretariat AGZ sowie am Bahnschalter des Bahnhofs Dietikon



geleimte, prächtige Herbstblätter waren mit allerlei verlockenden Süßigkeiten für die Fahrgäste belegt. Farbenfrohe Girlanden, grosse Spiegeltüren und Vorhänge an den Fenstern sorgten für eine gemütliche und festliche Stimmung. Jeder der drei SBB-Wagen war auf eine andere originelle Weise wie ein Wohnzimmer eingerichtet und für eine reisende „Party“ bestens geeignet.

Von Liestal aus brachte ein Postauto die Wanderer zum Kaffeehalt nach Reigoldswil, von wo die Wanderung nach Titterten (668 m. ü. M.) führte. Dort wurde ein Marschhalt eingeschaltet. Wir betrachteten die kleine Siedlung und blickten hinüber nach Arboldswil. Als Volkstänzer dachte ich natürlich unwillkürlich bei dieser Gelegenheit an drei Schweizertänze, an den Titterterschottisch, den Titterter-Walzer und den Arboldswiler Walzer.

Mitten in Titterten verkündete Herr Müller, nach Wanderplan sollten wir hier vom Gemeindepräsidenten empfangen werden. Da aber keiner erschien, wurde allgemein angenommen, das kleine Dorf habe wahrscheinlich gar keinen Präsidenten.

Wir wanderten also weiter. Doch, als wir eine kurze, abfallende Strecke hinter uns

hatten, wurde uns vom Dorf Titterten her laut nachgerufen, wir sollten zurückkommen, nein anhalten, der Präsident sei nun doch noch eingetroffen.

Und richtig, es war da, nicht aber der von Titterten, sondern der von Giëbikon, Herr Stadtpräsident Markus Mottet, in Wanderkleidung, mit Tabakpfeife im Mund. Da er am Vormittag noch eine dringliche Sitzung besuchen musste, hatte er sich in einem Privatauto herbringen lassen.

An der Spitze der Wandergruppe, beim Jubilaren Robert Müller, marschierte er mit zum Jeggel und von dort über das Gehöft Grüttsch, zum Kuthaus, Richtung Lampenberg, bis Bubendorf, von wo uns ein Extra-postauto nach Liestal brachte.

Im Hotel „Engel“ fand ein eigentliches Festakt statt. Schon als sich viele der über hundert Gäste noch mit dem Hauptgang des Festessens beschäftigten, wurden Aussprachen und Produktionen dargeboten. Was die Kosten dieser hundertsten Wanderung betrifft, erfahren wir, dass für unser Essen samt Wanderbuch Fr. 31.80 und für die Fahrten mit Bahn und Postauto Fr. 31.- zu bezahlen waren. Im von Herrn Robert Müller signierten und

von der Stadt Dietikon subventionierten Wanderbuch stellt der Verfasser alle seine hundert bisher durchgeführten Wanderungen vor. Auch die SBB setzte dank Ernst Burkhardts Verhandlungskunst für unsere Reise im Luxuszug einen speziell günstigen Preis fest, und den Züri-Kaffee samt Gipfeli bezahlte für alle ein Wanderer, der gerade seinen achtzigsten Geburtstag feierte.

Der populäre Wanderleiter wurde in Ansprachen gebührend gelobt und von verschiedenen Seiten beschenkt. Frau Alice Seiler, die ehemalige Wittin im inzwischen abgebrochenen Restaurant zum Bahnhof, Dietikon, trat sogar als Blockflöte spielender Engel auf, und Frau Jung las nach längerer Ermunterung ihr langes, selbst „fabriziertes“ „Gedicht“ auf die Seniorenwanderungen und den Wanderleiter vor.

In einer recht witzigen Diskussion frischte Herr Kugler mit einem andern Wanderer zusammen alle besondern Ereignisse auf, die sich anlässlich dieser Wanderungen im Lauf des Jahre zugetragen. Einst ging z. B. einer der Sensoren verloren. Einer, der gar nicht dazugehörte nahm ungeniert am rei-

chen Mittagessen der Wandergruppe teil und verschwand dann ohne einen Rappen zu bezahlen. Herr Jstein, der Kronenwirt, musste wegen Überforderung mit dem Helikopter ins Spital Chut-abtransportiert werden. Dies passierte oberhalb von St. Peter, auf dem Weg zum Tanninpass und zur Arflinafutka, als wir in die Fideriser Leuberge hinüber wanderten.

In der Regel dauert auf diesen Ausflügen das Mittagessen recht lange. Im „Engel“ verbrachten wir gute zwei Stunden. Es war ja auch ein ganz besonderes Fest.

Am Bahnhof Liestal staunten wir, als von Basel her wieder „unser“ geschmückter Extrazug eintraf. Da ich nicht in der Nähe Robert Müllers stand und wahrscheinlich auch nicht in den gleichen Wagen einstieg wie er, sah ich leider nicht, ob hier am Abend wieder ein roter Teppich für den Wanderleiter vor dem Salonwagen ausgebreitet wurde. Am Morgen in Diätikon auf dem Bahnsteig war dies sehr feierlich geschehen.

---

# 100. Senioren - Wanderung Ins Baselbiet

Die erste Wanderung im April 1987 führte ins Baselbiet.

Die 100. Senioren- Wanderung geht

## Dienstag, den 14. November 1995

wieder ins Baselbiet.

6.45 Besammlung Gleis 5

7.02 Fahrt mit S 12 nach Zürich HB

7.37 Fahrt mit Schnellzug nach Liestal

8.23 Mit Postauto Liestal - Reigoldswil

Kaffeehalt in Reigoldswil

Wanderung nach Titterten (668m ü/M.)

Zum Gugger und von dort über das Gehöft

Grütsch, zum Kurhaus, Richtung Lampenberg

bis zur Abzweigung nach Bubendorf.

12.55 Fahrt mit dem Bus nach Liestal

Mittagessen im Hotel Engel

16.35 Abfahrt Liestal - Zürich HB

17.43 mit S 12 Zürich - Dietikon

17.57 Dietikon an

Die Wanderung wird bei jeder Witterung durchgeführt.

Programm Aenderung vorbehalten.

Die Abfahrtszeiten bleiben unverändert.

Anmeldungen beim Bahnhof Dietikon oder beim AGZ.

mm.15.10.1995

Liebe Erika und lieber André Von der Mühl.

Herzlichen Dank für die feinen Weihnachts-**“Guetzli“**. Jeden Tag esse ich **nur ein einziges**. Mehr wäre für meinen Magen zu viel, da er sich gegen süsse und fette Speisen sträubt. Dies Vorgehen hat ausserdem den grossen Vorteil, dass der Genuss der guten Sachen auf eine viel längere Zeit ausgedehnt werden kann. Von der Stadtküche Zürich bringen mir die Damen des Frauenvereins Dietikon pro Woche zwei Mahlzeiten. Alles, was ich sonst noch esse, koche ich mir selber, meist nur ganz einfache Gerichte, wie z.B. „Gschwellti“ aus meinem Garten und dazu Apfelmus oder Nüsslisalat, alles auch aus eigener Kultur. Zur Abwechslung koche ich natürlich auch einmal Hafermus oder Hafersuppe, Spaghetti oder Reis. Aber so komplizierte Sachen wie Weihnachts-**“Guetzli“** würden mir allzuviel Zeit beanspruchen. Für alles Neue, das ich in der Küche ausprobiere, benütze ich das Schulkochbuch.

Ganz herzlich danke ich auch für den ausführlichen **Brief** mit den Erinnerungen an alte Zeiten, z.B. an die „Oeli“. Dass auch Ihr etwas zu lesen habt, sende ich Euch die Kopie meiner **Beschreibung der vorletzten Seniorenwanderung**. Es war bereits die hundertste der Dietikoner Senioren. Die erste wurde 1987 durchgeführt. Leider konnte ich nicht bei allen dabei sein, Orchester- und Volkstanzproben, sowie heimatkundliche Arbeiten im Ortsmuseum und allerlei anderes kam in die Quere. Diese Seniorenwanderungen führten in die folgenden Gegenden: Aargau, Baselland, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Jura, Luzern, Neuenburg, Ob- und Nidwalden, St.Gallen, Schaffhausen, Schwarzwald, Schwyz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Uri, Waadt, Zug, und Zürich. Diese Ausflüge waren ganz verschieden anstrengend, und in der Regel kehrte man in einem Gasthof zu einem gemeinsamen Mittagessen ein. Das schätzen unsere Dietikoner, die gerne ein Stündchen ausruhen und gemütlich miteinander plaudern. Das letzte Mal lagen auf den schön gedeckten Tischen hübsche Papierunterlagen für die Teller mit den Aargauer Gemeindewappen. Ich nahm zwei Blätter mit, obwohl ich alkoholabstinent lebe, denn die Wappen interessierten mich. Es sind offenbar nicht alle des Kantons Aargau. Brugg sollte doch auch dabei sein.

Wie man an diesem Schreiben sieht, erleichtert ein Computer die Büroarbeit ganz gewaltig. Ich selber besitze zwar keinen, darf aber den in unserem Ortsmuseum benützen. Gegenwärtig befasse ich mich mit einem grössern Dokument über die Entstehung der **ASV**:

### **40 Jahre Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV).**

Ich war ja von Anfang an dabei und Mitbegründer. Diese Arbeit wird sich noch monatelang hinziehen, und jetzt in den Weihnachtsferien mag ich mich nicht damit befassen. Die Familien meiner beiden Söhne, die Enkelinnen und Enkel haben den Vorrang.

**Ich hoffe, Erikas Knie werde bald wieder ganz gut und ausgeheilt sein, so dass tanzen und wandern wieder möglich wird.**

Karl Klenk  
Holzmatt 15  
8953 Dietikon-

20.12.1995

## Dienst an der Jugend

### Zum Gedenken an alt Sekundarlehrer Martin von der Crone, Rüti

In seinem 83. Altersjahr verschied am 13. Dezember der weitherum bekannte Rütner Sekundarlehrer und pädagogische Redaktor *Martin von der Crone*, der von 1957 bis 1978 an der Oberstufenschule Rüti, in den fruchtbarsten Jahren seines Lebens, seine ausserordentlich aktive Erziehungstätigkeit entfaltet hatte.

### Ein Glücksfall für Rüti

Für die Oberstufe Rüti war es 1957 *ein wahrer Glücksfall*, als der damals 44jährige Sekundarlehrer sprachlich-historischer Richtung in der Agglomerationsgemeinde Brüttisellen nach elfjähriger Lehrtätigkeit seine Stelle kündigte und sich im Industriedorf Rüti wählen liess. Er zog mit seiner Gemahlin und den drei Töchtern nach Rüti um, wo er ein Jahr später ein Einfamilienhaus bauen liess.

Im fast neuen Schulhaus Schanz entwickelte sich unter der Lehrerschaft und mit den Fachlehrerinnen *ein Team von gleichgesinnten Erziehern*, die schon damals eine ethisch wertvolle Schulhauskultur zu erzeugen und über viele Jahre zu erhalten vermochten. Martin von der Crone machte hier begeistert mit. Er war für seine Schüler *ein hervorragender Lehrer* mit einem fröhlichen Gemüt. Nicht nur mit seiner Schulerfahrung, seiner Menschenkenntnis sowie seiner Belesenheit, sondern vor allem auch mit seiner grossen persönlichen Ausstrahlung und mit seinem Mut beeinflusste er ohne Zweifel entscheidend die ganze damalige Oberstufe.

Regelmässig führte er mit seinen Schülern *Theaterstücke* auf und sang – auch an den Examen – mehrstimmige Lieder mit ihnen. Jeweils um den 6. Dezember herum marschierten rund 15 Oberstufenschulklassen, jeder Schüler in eine Pelzine gehüllt und mit Bart und einer selbstgebastelten Chlauslaterne versehen, am sogenannten *«Chlausumzug»* durch das Dorf. Martin von der Crone dirigierte, unterstützt von seinen Kollegen, in den Proben und anlässlich dieser Veranstaltung

den gesamten Schülerchor, der Weihnachtslieder sang. *Tempi passati!*

### Lehrbuch geschaffen

Neben seinen Schulstunden fand er Zeit für bedeutende *Nebenbeschäftigungen*. So betreute er während 15 Jahren als Redaktor das «Schweizerische Evangelische Schulblatt», wobei er mit Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Schweiz ins Gespräch kam. Während vieler Jahre schrieb er als Schulaktuar das Protokoll der Oberstufenschulpflege und besorgte die entsprechende Korrespondenz.

Während zweier Jahre leitete er im Bezirk Hinwil als souveräner *Kapitelspräsident* die Versammlungen aller Volksschullehrer. Zusammen mit dem Didaktiklehrer Albert Schwarz aus Zürich wurde er während eines Vierteljahrs von der Erziehungsdirektion beurlaubt und gestaltete im dreibändigen Sprachlehrbuch *«Sprechen und schreiben»* die Aufsatzlehre. Er förderte damit insbesondere das selbständige Denken, die Meinungsbildung und die Sprachkompetenz der Schüler, indem er als Vorarbeit für die Aufsätze die sogenannten *«Aufschriebe»* propagierte, die er selbst sehr erfolgreich in seiner Schulführung einsetzte. Noch heute profitieren zahlreiche Lehrer von den vielen Anregungen in diesem Lehrbuch des kantonalen Lehrmittelverlags.

### Erwachsene weitergebildet

Nach seiner Pensionierung setzte er sich keineswegs zur Ruhe, sondern leitete, insbesondere im Kirchgemeindehaus Felsberg in Rüti, während vieler Jahre Kurse, in denen er *Erwachsene* zur Auseinandersetzung mit deutschen Dichtern und deren Werken führen konnte. Diese Tätigkeit bereite ihm besonders viel Freude, und er übte sie bis im Januar 1995 aus.

So hat der Verstorbene, der als neuntes von elf Kindern in Russikon in eine Lehrerfamilie hineingeboren worden war, fast seine ganze Kraft für den *Dienst an der Jugend* und später für die *Erwachsenenbildung* eingesetzt. Er hat seine Familie und seinen Beruf sehr geliebt. Zum Glücklichsein hat er – das können alle bestätigen, die ihn gekannt haben – wahrhaft wenig gebraucht.

*Richard Spoerri*

Neujahrstag 1996

Liebe Trudi.

Was ich am Neujahrstag nie verpasse, das ist das Neujahrskonzert, 12.15 Uhr, der Wiener Philharmoniker am Petrussee, meist mit wunderbaren Ballettaufführungen und immer mit Strauss-Musik. Dieses Jahr dirigierte Lorin Maazel und das Ballett war von Heinz Spoerli.

Vor Weihnachten gab's auch für mich viel zu musizieren: Advents-Singen in der ref. Kirche Dietikon und in der katholischen St. Josef. Konzerte im Alters-Pflegeheim Zürich-Bachwiesen in der ref. Kirche Zürich-Albistrieden und in der katholischen St. Konrad. Ich spielte also reformiert, katholisch und ökumenisch.

Dann fuhr ich nach Wetzikon, Meilen und Steffisburg; die Aetorfers, Gublers, Schlatters sowie die Klenks in Meilen und Steffisburg lassen dich herzlich grüssen.

Unterdessen sind verschiedene Weihnachts- und Neujahrsgüsse bei mir eingetroffen, u. a. auch von der Familie Mann aus Lexington, Ill. U. S. A. Auf einem vorgedruckten Kärtli steht: „Raymond, unser Pflegekind, verliess uns, um in ein Erziehungsheim einzutreten. Sendet ein Bild von unsrem Verwandten herüber, wenn möglich. Wir



werden Euch einige Bilder mit unserem näch-  
sten Brief schicken. Brady, unser Sohn, hat  
im Oktober 94 Emily geheiratet. Sie wohnen  
in Champaign, Ill., 60 Meilen von uns weg.  
Fröhliche Weihnachten und ein glückliches  
neues Jahr! Ron, Matlene, Trisha und  
Brady Mann!

Diesem Kättchen ist in anderer Hand  
schrift ein mehrseitiger Brief beigelegt.  
Bevor ich ihn übersetze, möchte ich im Zu-  
sammenhang mit dem Pflegekindeswesen  
noch eine Bemerkung beifügen. Im letzten  
Herbst bekam Christa Meves (Psycho-  
login, Psychiaterin und Psychotherapeu-  
tin) von der „Stiftung für abendländi-  
sche Besinnung“ den Stiftungspreis für  
ihre Werk, insbesondere für ihr Buch „Kuts-  
wechsel“ (Untertitel: „Aus Irrtümern ler-  
nen!“). Sie betont, dass es wichtig ist, die  
Kinder in den ersten Stunden, Wochen und  
Jahren eng bei der liebenden Mutter zu  
lassen. Die Mütter sollten auf keinen  
Fall verdienen müssen, die Säuglinge  
und Kinder nicht den Vätern, den Gross-  
eltern, den Pflegeeltern, den Kinderkrippen  
etc. übergeben. Der Trennungs-Schock kom-

me in der Industriegesellschaft in sehr vielen Fällen viel zu früh. Die Kinder leiden (unbewusst) ohne dass sie es sagen könnten, unter Liebesmangel. Den wollen sie (unbewusst) ausgleichen, beginnen zu stehlen, protestieren, meist erst, wenn sie schon älter sind. Durch den Irrweg mit dem Doppelverdienern, mit den neuen Luxuswohnungen etc. entstehen die Kriminellen, die Trägeler, die Egoisten und Egozentriker, die sich sofort scheiden lassen und die vielen Scheidungswaisen erzeugen... Die hochgelehrte Chrissa Merves beweist dies mit sehr vielen Beispielen aus ihrer Praxis. Es lohnt sich, ihre Bücher zu studieren! Und nun der Brief aus Amerika:

„ 94/95-Bericht der Manns von Lexington. Nachdem sein impulsives Benehmen sich verstärkt hatte, kam unser Pflegekind Chris im Juni 94 ins Erziehungsheim. Wir besuchen den Knaben während der letzten 1 1/2 Jahre und nehmen an, er werde verfügbar zur Adoption. - Trisha schloss 94 ihre Mittelschulzeit ab und besuchte eine Zeitlang die Bradley Universität; beschloss dann aber, dass Bradley nichts für sie sei. Sie hatte auch Gesundheitsprobleme und ist weiterhin un-

entschlossen das Hauptfach (die Studienrichtung) betreffend. Dieses Jahr lebt sie zu Hause und geht ins „Heartland Junior College“ in Bloomington. Sie arbeitete auch in zwei „Jobs“ (Berufen), im „Corning wear outlet store“ (ein Warenhaus), westlich von Bloomington und als Austrägerin für das örtliche Restaurant, also in Lexington. Letzten Sommer trainierte sie auch die Schwimmschwimm-Mannschaft. - Brady und Emily heirateten im Oktober 94. Sie wohnen in Champaign. Er steigt auf in seiner Maschinenfirma. Sie sortiert irgend etwas in einem Verlag, mit Sport in Verbindung stehende Bücher. Sie haben „Osa“ einen Windhund aufgenommen.

Von Juli bis Dezember 1994 übernahmen wir Stellvertretungen für zehn verschiedene zwei bis zwölf Jahre alte Pflegekinder. Sie waren von einer Übernachtung bis zu dreieinhalb Wochen bei uns. Im Dezember bekamen wir zwei sechs und acht Jahre alte Schwestern mit beträchtlichen Betrugens- und Beziehungsproblemen. Zur gleichen Zeit musste Ron noch Extrapflichten übernehmen, kurz vor seiner frühzeitigen Pensionierung als staatlicher Wächter („national gardist“). Im Herbst hatten wir Flugbilletts gekauft nach Orlando für

die Woche nach Weihnachten. Obwohl es hätte wärmer sein können, gefiel uns „Epcot Center, UBM“, eine Anzahl Festessen, Shows (=Unterhaltungen) und der Strand.

Im Februar hatte ich mehrere Gesundheitsprobleme, wurde gegen Gürtelrose behandelt, was immer noch soch tut. Diagnostiziert wurden auch „heart murmurs“ (Herzmurmeln, -Brummen, -Rauschen), und ich hatte ambulante Behandlung.

Ron und ich fahren mit der gleichen Arbeit fort, gegenwärtig saisonbedingt „IRS hr? 4/15“.  
[NB. was das heissen soll, weiss ich nicht und kann es daher auch nicht übersetzen. Wenn doch nur die Leute leserlicher schreiben!] Er fährt AM/PM Schulbus [das weiss ich zufällig! Es ist lateinisch AM = ante meridiem; PM = post meridiem, also vormittags und nachmittags!] Ausserdem bedient Ron in den Sportstunden das „Scoreboard“ (= die Anzeigetafel auf der die Anzahl der Treffer, Tore etc. jeder Partei angezeigt werden). Er ist auch „EMT und Pres“ [=?? ???] von Lexingtons Sportverbänden, „Booster Club“ = Sponsorenverein, und wir bedienen den „Concession Stand“ (= Eintrittskasse?).

Wir bekamen schliesslich die DCPS (=??)-Erlaubnis, um zeitweise die Schwestern zu trennen. Casey zügelte im Mai und Jennifer

folgte im August, weil ihre Beziehung durch die  
Trennung verbessert worden war. Wir wollten den  
STRESS nicht noch einmal. Im Juli wurde uns  
Elena zugeteilt, und sie darf eine Zeitlang da  
bleiben. Sie ist bald 13 Jahre alt, im 6. Schul-  
jahr, spanisch. Sie braucht viel persönliche Zu-  
wendung von uns. Ihr Betragen ist ange-  
messen, was uns erlaubt, sie da- und dorthin  
mitzunehmen. Wir haben sie ermutigt sax (of-  
fenbar Saxophon) zu spielen und Jugend Basket-  
ball zu probieren. - Da es nun keine militä-  
rische Einschränkung mehr beachten muss,  
kann Ron Haar und Bart wachsen lassen - es  
ist schrecklich - nach meiner Ansicht! Wir  
fahren zeitweise weiter mit unserer Sattler- und  
Tapezierarbeit. Herzlichen Dank denen von  
Euch, die uns 94 und 95 geschrieben haben. Je-  
ne, die uns nicht schrieben, sollen doch den  
Neujahrsvorsatz fassen, uns zu schreiben!

Herzliche Grüsse  
Marlene und Ron"

So, nun weist Du's! Ich warte noch mit einer  
Antwort in englischer Sprache, falls Du noch etwas  
zu berichten hast.

Recht herzliche Grüsse

K. K.